Z H 032.

Scherz und Ernst;

zur

Meyer's Buchhandl.

Charakteristik unserer Zeit.

Von

J. Weitzel.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1830.

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
DRESDEN

1925 I D 798

Vorwort.

Scherz und Ernst! Die Zeit bietet reichlich Stoff zu beiden. In dem leichten Scherze liegt indessen oft ein schwerer Ernst, und im finstern Ernste ein heiterer Scherz. Möge man diesen in jenem und jenen in diesem immer mit der rechten Stimmung finden! Die ernste Wahrheit verletzt weniger, wenn sie scherzt, und der spielende Scherz erhält erst eine gehaltreiche Bedeutung, wenn er unterhaltend belehrt. Das ist der Zweck dieses Buches; und erfüllt es ihn, dann ist meine Absicht erreicht.

Alle Theile dieser Schrift sind, mit Ausnahme von zwei Stellen, weit älter, als die verhängnißvollen Tage des Juli, sogar weit älter, als das laufende Jahr, was sich leicht nachweisen

läßt. Das darf der Leſer, wenn er billig ſeyn will, nicht vergeſſen. Ich hätte Manches ändern, Manches hinzufügen können, um meine Anſicht mit der Stimmung des Augenblicks mehr in Einklang zu bringen, und ihr den Reiz der Neuheit zu geben. Aber wenn, was ich mittheile, keinen Werth hat, als den ihm die Laune des Augenblicks, oder der flüchtige Reiz der Neuheit geben müßte, dann mag es auch ohne dieſe karge Zugabe unbeachtet untergehen.

Wir ſind jetzt Zeugen wunderbarer, oft wunderlicher Ereigniſſe. Sie ſcheinen, bei flüchtiger Anſicht, mit einigen Behauptungen, die in dieſer Schrift vorkommen, im Widerſpruche zu ſtehen, beſtätigen ſie aber bei näherer Prüfung. Die Zeit, ſagt man, ſey revolutionsſüchtig. Das iſt wahr, wenn man nur die Erſcheinungen im Auge hat, aber grundfalſch, wenn man die Urſachen derſelben erwägt. Ich möchte dieſe Zeit lieber erwerb- und genußſüchtig nennen; und nur, weil

man ihrem Wollen und Streben hemmend entgegentritt, wird ſie revolutionär. Sucht man den Strom in ſeinem Laufe aufzuhalten, wen darf man dann anklagen, wenn er anſchwillt und verheerend ſich über ſeine Ufer ergießt?

Die Revolutionen der letzten fünfzig Jahre wurden von Denen herbeigeführt, faſt erzwungen, die, vor Allen, ihnen hätten begegnen können und begegnen ſollen. Winkelmeutereien und Schenkeprügeleien ſind keine Revolutionen, obgleich auch ſie, wo ſie Gefahr bringen, die Unfähigkeit der Verwaltung anklagen. Es hat ſich in dem Volke, in der Maſſe der Nationen unendlich viel verändert. Davon wollen Die, welche es gern bei'm Alten ließen, nichts wiſſen. Die nicht weiter gegangen ſind, und nicht weiter gehen wollen, klagen die Fortſchreitenden der Neuerung und Uebereilung an; Dieſe aber meinen, Jene ſeyen Saumſelige und Nachzügler, wenn nicht etwas Schlimmeres. Daß die franzöſiſche Revo-

Lution so wenig verstanden ward, läßt sich begreifen, vielleicht entschuldigen; die Erscheinung war neu. Daß aber sie und was ihr folgte so wenig zum Nachdenken und zum Verstehen führte, mag zwar zu erklären, aber kaum zu entschuldigen seyn.

Es ist eine schwere Zeit; aber wir selbst haben ihr die Lasten aufgebürdet, mit denen sie uns niederdrückt. Seit vierzig Jahren wird Das gesagt, besprochen und dargethan. Seit vierzig Jahren wird von den Verständigen und Aufrichtigen gewarnt. Vergebens. Die Vorurtheile und Interessen bekämpfen sich; der Kampf erhitzt die Leidenschaften; die Leidenschaften walten blind und zügellos. Freund und Feind verkennen, verwechseln sich im wilden Streite, und die Wohlgesinnten, die den Frieden wollen und die Ordnung, durch Vernunft und Recht, sind die Ersten, über die man wegschreitet zum Handgemenge.

Es ist eine ernste, schwere Zeit; sie fordert den ganzen Ernst starker Menschen, die Schweres zu thun und zu tragen fähig sind.

Die Cumä'ische Sibylle, sagt man, bot dem römischen Könige Tarquin prophetische Bücher an, in denen das künftige Schicksal Rom's geweissagt stand, forderte aber für dieselben eine Summe, die Tarquin nicht geben wollte. Die Seherin verbrannte von den neun Büchern drei, und forderte für die sechs übrigen dieselbe Summe. Der König, betroffen und größern Verlust fürchtend, gab sie mit dem Bedauern, durch sein Zögern und Feilschen die unersetzlichen Bücher verloren zu haben.

Diese wahrsagende Sibylle ist für Euch die Zeit. Was sie Euch bietet, sind ihre Lehren. Von der Befolgung dieser Lehren hängt Euere Zukunft ab. Mit jedem Tage, mit jeder Minute steigt der Preis von Dem, was Euch geboten wird. Er könnte zu einer Summe anwachsen,

die nicht zu erschwingen ist. Es steht mehr au
dem Spiele, als die sibyllinischen Bücher.

Scherz und Ernst! Die Zeit bietet reich
lich Stoff zu beiden; was mir aber an ihr nich
gefällt, ist, daß sie jenen gar oft zum bittere
Spotte und diesen zum menschenfeindlichen Trüb
sinn verzerrt. Willkommen sey der anständige
heitere Scherz, der den strengen Ernst der Zei
mildert! willkommen der besonnene Ernst, der i
dem heiteren Scherze die freundlich warnend
Wahrheit sucht und findet!

Geschrieben im September 1830.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Prophetiſcher Almanach auf alle Jahre	1
An die verehrliche und verehrte Redaktion der Cäcilia	17
Politiſches Glaubensbekenntniß eines Mannes ohne Welt	47
Dorfchronik von Dorfheim	103
Deutſchland	219
Stimmen über die Reformation und die Revolution	275
Herr Martin	311
Anekdoten, Gedanken und Maximen	357

Prophetiſcher Almanach

auf alle Jahre.

Warum ſollte ich nicht eben ſo gut vrophezeihen können, wie Andere, die doch auch Fleiſch haben, wie mein Fleiſch, und Gebein, wie mein Gebein? Ich verſuche es, da unverſucht nichts ſchmeckt. Die einzige Schwierigkeit dürfte vielleicht darin liegen, ob man meiner Sehergabe auch Glauben ſchenken und mich für einen wahren Propheten gelten laſſen will. Und warum nicht? Iſt es doch Manchem gelungen, der vielleicht noch weniger dazu berufen war, als ich! Die Welt iſt ſo geartet, daß man ihr das Unglaublichſte unbedenklich aufbinden kann, weiß man ſich nur dabei gehörig zu benehmen. Was hat ſie nicht ſchon Alles geglaubt! Was glaubt ſie wirklich, und was wird ſie noch glauben müſſen! Laſſen wir nur die Schriftgelehrten und heidniſchen Prieſter, die Phariſäer und Saducäer, die Philoſophen, Rechtskundigen und Geſchichtſchreiber da-

für ſorgen! Auch ohne die Gabe der Propheten haben ſie uns, in Lehrgebäuden, Theorien und Syſtemen, Wunder und Geheimniſſe aufgebunden, die nur ihnen und ihren Gläubigen glaublich und verſtändlich ſind, und unter ſich ſelbſt mit einander im grellſten Widerſpruche ſtehen. So arg gedenke ich es nicht zu treiben, ſondern beſcheiden Maas und Ziel zu halten, wenn die gutherzige Welt dem andächtigen Geſichte, der frommen Haltung und ſalbungsvollen Rede nur vertrauen und glauben will. Mit dieſer gefälligen Gabe bitte ich den geneigten Leſer, zur Förderung meines wohlthätigen Unternehmens, zu ſubſcribiren, und er wird, da es weiter nichts koſtet, nämlich kein Geld, ſondern nur Glauben und Vertrauen, es zu thun kein Bedenken tragen.

Saint-Pierre und Kant haben uns den ewigen Frieden zugeſichert. Fichte hat ihn verbürgt, und in ſeinen Vorleſungen zu Jena behauptet, er werde und müſſe kommen, und ſey es auch nach Billionen Jahren. Er ſetzte ſich vorſichtig einen weiten Termin, und hatte nicht zu fürchten, daß ihn die Erfahrung in's Angeſicht

Lügen ſtrafen würde. Nach Billionen Jahren! Er kann Recht haben. Der jüngſte Tag ſargt alle Meinungen, Hypotheſen, Syſteme, Confeſſionen, widerſtreitende Anſprüche und Gelüſte ganz friedlich und verträglich neben einander ein. Im ewigen Schlafe iſt ewiger Friede. Andere Weiſen und Philoſophen haben dargethan, daß die Menſchheit immer fortſchreitet in Weisheit und Tugend, und täglich dem Ziele der Vollkommenheit näher rückt. Den Termin haben ſie nicht beſtimmt, an dem der Schüler ſeinen Curs fertig haben und den Doctorhut, der Lehrling den Meiſterbrief der Vollendung erhalten ſoll. Ohne Zweifel rutſcht er noch eine geraume Zeit auf der Schulbank fort, bis er, bei jedem Aſcenſe in eine höhere Klaſſe aufgenommen, zur Promotion gelangt. In den übrigen Welttheilen iſt der Junge freilich noch nicht weit gekommen, wenn ich einige Strecken von Amerika ausnehme, wo der Ungerathene dem väterlichen Regimente in Europa den Gehorſam aufgekündigt hat. In England rührt er ſich, und hat es, obgleich noch in den Flegeljahren, zu etwas gebracht. In

Frankreich zeigt er Anlagen zur Rhetorik und Mimik, die er praktiſch in's gemeine Leben überträgt, iſt artig und liebenswürdig, und verſpricht was Tüchtiges zu werden. Der Deutſche iſt ein guter Student, hat Sitzfleiſch, Talent für die Metaphyſik und Theologie, ſtolpert indeſſen über das Nächſte unbehülflich, ſieht aber das Ferne gut, das ſich nicht greifen läßt. Er iſt überhaupt ein guter Junge, wenn er ſich bei'm traulichen Gelage mit ſeiner Landsmannſchaft nicht den Kopf erhitzt und um Lappalien ſtreitſüchtig wird. Die Spanier ſind im Experimentiren ſtark, und der König ſelbſt hat es in Verſuchen der pſychologiſchen Politik ſehr weit gebracht. Die Ruſſen zeichnen ſich in der Mechanik aus, und ſchaffen mit Leichtigkeit große Maſſen fort. Der Türke verlegt ſich jetzt mit Eifer auf die Politik. So geht es allenthalben ziemlich gut, beſtändig vorwärts, und man könnte vielleicht der europäiſchen Menſchheit das Zeugniß geben, ſie ſey in der Lage, auf ein Brodſtudium zu denken, weil ſie wirklich auf ihre Unterkunft bedacht ſeyn muß, wenn ſie noch anſtändig leben will.

Auf der Bahn der Vollkommenheit ſchreiten wir alſo beſtändig fort, und es muß mit jedem Tage raſcher gehen, da uns die Dampfſchiffe, dieſer Stolz der neueſten, erfindungsreichen Zeit, bequem und ſchnell im Schlepptau führen.

Mercier hat ſein Jahr der Erlöſung, in dem die Menſchheit mündig wird und ſich vorſtehen kann, auf 2240 feſtgeſetzt. Der Termin iſt mir zu nahe, und es könnte Hrn. Mercier leicht wie den Propheten gehen, die den engliſchen Nationalbankerot vorausgeſagt, der, wie ein Schauſpieler, dem ſein Stichwort entfallen iſt, beſtändig kommen ſollte, und bis auf dieſen Augenblick nicht kam. Ich habe ſtarke Gründe, die Ankunft des Meſſias erſt im Jahre 2330 zu erwarten, und ſage ſie demnach in dieſer Zeit beſtimmt voraus. Ich bin meiner Sache allerdings nicht ſo ganz gewiß; aber man glaubt nur Dem, der ſelbſt zu glauben ſcheint, und Vertrauen findet nur, wer ſich ſelbſt vertraut. Darum nehme ich eine zuverſichtliche Miene an. Es thaten und thuen es Andere, die noch weniger wußten und wiſſen als ich. Hatten doch Adam Müller

Gläubige und die Seherin Lenormand, die ſogar eine Kaiſerin unter ihnen zählte, wie ſollte mir es an frommen Schaafen in einem Stalle fehlen, den man ſeitdem durch Wunderzeichen aller Art, durch Miſſionen und Ignorantiner-Brüder — der Orden iſt entſetzlich zahlreich — noch anlockender und bequemer eingerichtet hat? Ich ſtelle, in meiner Vorausſagung, auf das denkwürdige Jahr 2330, mit dem die Hegira des menſchlichen Geſchlechts beginnen ſoll, freilich einen Wechſel aus, den dieſes ſchwerlich honoriren wird. Die Fortſchritte, die es, ſeit ſechs Jahrtauſenden, im Guten gemacht hat, laſſen mich nicht viel erwarten. Ich bin keiner von den Bewunderern der Civiliſation und Cultur, wie dieſe Manche nehmen, die das Volk aufgeklärt nennen, wenn es zierbengelich geworden iſt, und die Fortſchritte der Bildung rühmen, die uns falſche Zähne einſetzen und falſche Beine anſchnallen lehrt, welche man faſt für wahre halten könnte. Allerdings iſt es gut, daß man ſolche Zähne und Beine haben kann, wenn man ſie braucht; aber ſeht Ihr wirklich einen Vorzug und einen Vortheil in dem

kläglichen Umſtande, daß man ſie nöthig hat, und in den man doch durch die Fortſchritte der Civiliſation und Cultur gerathen iſt? Und wenn es nur die falſchen Zähne, Beine, Waden und übrigen Surrogate der menſchlichen Glieder und Sinne wären! Aber auch an die Stelle der wahren Tugenden und ſelbſt der wahren Aufklärung ſind künſtliche getreten, und es gibt eine falſche Aufrichtigkeit, eine falſche Frömmigkeit und eine falſche Bildung, welche die wahre weit weniger erſetzen, als es mit den Zähnen und Beinen der Fall iſt. Ich bin faſt ganz gewiß, daß ich mit meinem großen Erlöſungs- und Jubeljahre ſchlecht beſtehen werde, und klüger hätte ich es, wie Fichte, über Billionen Jahre hinausgerückt. Aber das iſt doch gar zu lange, und ein Gut, in deſſen Genuſſe man auch ſeine ſpäteſten Enkel nicht zu ſehen hoffen darf, hört auf, für uns ein Gut zu ſeyn. Nach fünf Jahrhunderten dagegen nehmen wohl noch Leute, die uns angehören, die vielleicht unſere Namen kennen, Theil an der allgemeinen Standeserhöhung des menſchlichen Geſchlechts, und das große Adels-

diplom des höchſten Adels, den es geben kann, des Geiſtes und des Herzens nämlich, erſtreckt ſich auch auf ſie. Geſetzt aber es werde nichts daraus, wie aus gar Vielem nichts wird, was der Menſch glaubt, hofft und wünſcht, dann will ich Den ſehen, der, nach fünfhundert Jahren, mir mit dem Vorwurfe unter die Augen tritt, meine Prophezeihung ſey nicht eingetroffen. Wird mein Wechſel, wie ich faſt fürchte, wirklich auch proteſtirt, was kann das meinem Hauſe ſchaden, von dem ſelbſt die Firma nicht mehr beſteht? Nach fünfhundert Jahren mögen ſie alle meine Wechſel proteſtiren, die ich in meinen Schriften ausgeſtellt; auf der gelehrten Börſe wird das wenig Eindruck machen, und ich lache nur über die Spekulanten, wie ich es hier ſchon, fünfhundert Jahre früher, thue. Was kümmert mich, nach fünfhundert Jahren, das Schachern und Treiben der gelehrten Stoksjobbers, und der Mäkler und Senſale in den allgemeinen und beſondern Literaturzeitungen, Anzeigen, Annalen, deutſchen und nicht deutſchen Bibliotheken, Morgen-, Mittags-, Abend-, Mitternachts- und aller Tags-

und Jahreszeiten-Blättern? Gar nichts; jetzt ſchon im Geringſten nichts.

Der endlichen Vollendung und Vollkommenheit unſeres Geſchlechts möchte es wohl gehen, wie dem Hesperien der Alten. Erſt ſetzten ſie es nach Spanien, dann nach Frankreich und endlich wieder weſtlicher, ſo wie ſie die Länder kennen lernten, in denen die paradieſiſchen Gärten mit ihren goldnen Aepfeln liegen ſollten und — doch nicht lagen. Geht es unſern Idealen, ſchönſten Hoffnungen und Wünſchen beſſer? Wo mögen die Zaubergärten liegen, in denen die goldnen Früchte der höchſten, gleichmäßigen Ausbildung, des wahren Wiſſens und des redlichen Wollens reifen? Welcher heldenmüthige Herkules wird den ungeheuren Drachen tödten, der ſie eiferſüchtig hütet und den Zugang zu ihnen feindlich unterſagt? Wird er auf einem Throne, in einem Palaſte, oder in einer Hütte geboren? Am Ende, ich fürchte ſehr, werde ich mit meinem Jahre 2330 daſſelbe Schickſal, wie Mercier mit 2240, haben; und ſelbſt Fichte hätte mit ſeinen Billionen Jahren, wenn ſie Menſchenkinder erleben

ſollten, kein glücklicheres Loos zu hoffen. Und doch ſoll ſich meine Pythia auf den Dreifuß ſezzen, und die Herrlichkeiten und Wunder meines Jahres 2330 prophezeihen. Möchte ſie mich, wie Alexander den Großen, für unwiderſtehlich erklären! Und iſt es nicht in der That jeder Mann mit Geiſtesſtärke und Willenskraft? Alſo ſage ich Euch und verkünde: «In dem glorreichen, denkwürdigen und ſegenvollen Jahre 2330, und in allen Billionen und Billionen Jahren, die ihm folgen, wird die Wahrheit die erſte Hofſtelle bekleiden, und dem Throne ſich beherzt und gefahrlos nähern. Die Schmeichelei wird verabſcheut werden, wie früher oft die Aufrichtigkeit. Die Gewalt wird immer gerecht, das anſtändige Wort frei, das Anſehen beſcheiden, die Gunſt mäßig und ohne Selbſtſucht ſeyn. Der Ueberfluß wird die Dürftigkeit zu Gaſt bitten und gern in ſeiner Nähe ſehen, um ihr beizuſtehen. Die Beamten werden glauben, die Diener des Geſetzes, die Organe der Staatsgewalt, nicht aber die Herren des Volks zu ſeyn. Das Verdienſt und die Tugend werden die ihnen gebüh-

rende Anerkennung und Auszeichnung erhalten, die früher der Gunſt, der Gevatter- und Vetterſchaft zu Theil geworden ſind. Das Geſetz wird höher ſtehen, als die Laune Deſſen, der es zu vollziehen hat, und zwiſchen dem Wohle des Staats und dem ſeines Regenten wird kein Unterſchied mehr ſeyn. Die Philoſophen werden keine leeren Syſteme, keine einzig wahre Weisheit, die Theologen keinen einzig ſelig machenden Glauben mehr erfinden und lehren. Die Literaturzeitungen werden in ihrem Urtheile nur auf den Werth und Gehalt der Schriften, nicht aber auf den Stand, die Partei, den Einfluß und das Vermögen der Verfaſſer derſelben ſehen. Man wird ihren Ausſpruch ſo gerecht, ſo reiflich erwogen, ſo gründlich gedacht und ſo beſonnen ausgeſprochen finden, als er jetzt nur zu oft einſeitig, parteiiſch, flach, leichtfertig und unbeſonnen iſt. Die politiſchen Blätter werden weder ſchmeicheln noch lügen, und an die Heiligkeit der Wahrheit und des Rechts wenigſtens eben ſo oft denken, als an die Zahl ihrer Abnehmer. Die Geburt wird nicht mehr übermüthig, die Macht

nicht gewaltthätig, die Religion nicht unduldſam, der Erwerbfleiß weder habſüchtig noch betrügeriſch ſeyn. Die Landſtände werden ſich als Stände des Landes zeigen, und die Deputirten das Intereſſe des Volks wahren, das ſie geſendet hat. Kurz, die Ströme werden nicht mehr verheerend übertreten, das Feuer nur wärmen und nicht brennen, der Wolf ohne Falſch an der Seite des Lammes wandeln, und der Himmel auf Erden ſeyn. Das ganze Leben iſt dann nur ein Chriſttag, ſein Inhalt eine erfreuliche Beſcherung und das menſchliche Geſchlecht ein gutes, glückliches Kind. Das ganze Daſeyn iſt ein Kirchweihfeſt und jede Woche ein blauer Montag. Es wird ein Leben ſeyn, wie es noch kein Menſch gelebt hat und keiner je leben wird; denn die Liebe iſt dann ohne Laune und Eiferſucht, der Beſitz mildthätig, das Volk ohne Aberglauben, der Prieſter ohne Heuchelei, der Gelehrte ohne Pedanterie, der Hohe ohne Hochmuth, der Niedere, vor dieſem, ohne Demuth. Hr. v. Villele, Fürſt Polignac und der Herzog von Wellington werden es nicht erleben, und aus dem Miniſte-

rium, wie mancher Schauſpieler, der jetzt ſeine Rolle ſpielt, von der Bühne getreten ſeyn. Bis dahin aber, nämlich bis zu dem Jahre 2330, wird es ſo ziemlich bei'm Alten bleiben. Man wird lügen, heucheln, unterdrücken, verleumden, betrügen, rauben, Krieg führen, Frieden ſchließen, Zölle anlegen, Abgaben erheben, Bücher ſchreiben, die nicht beſſer ſind als die, welche man bisher geſchrieben hat, rezenſiren, kannengießern, polemiſiren, dogmatiſiren, urtheilen, ſchlichten und richten ſo verſtändig, billig und anſtändig, wie jetzt. Der Geier wird auf die Tauben und Hühner ſtoßen, der Hammer auf den Ambos ſchlagen, das Waſſer abwärts laufen, Nacht mit Tag und Hitze mit Kälte wechſeln, und der Wolf wohl ſeine alten Haare, aber nicht ſeine alten Gelüſte ablegen. Es wird Menſchen geben, die von denen der früheren Geſchlechter nicht ſehr verſchieden ſind: Dummköpfe und Verſtändige, ehrliche Leute und Spitzbuben, Betrüger und Betrogene, falſche Propheten, und Narren, die an ſie glauben, Gerechte und Ungerechte, Unterdrücker und Unterdrückte, Scheinheilige, Frömmlinge,

Andächtler, Pedanten, aufgeblaſene Ignoranten und beſcheidene Weiſen, und allenthalben, wo Menſchen ſind, wird es menſchlich zugehen. Auf das Mehr oder Weniger kommt freilich viel an, und dieſes Mehr oder Weniger zu Stande zu bringen, das iſt unſere Sache, die der Regierungen, der Völker, ihrer Führer, Weiſen und Lehrer. So viel bleibt indeſſen gewiß: Wer es ſich gut macht, der wird es gut haben, und Dem wird Gott helfen, der, im Vertrauen auf ihn, ſeiner Kraft und ſeinem Rechte vertrauend, ſich ſelbſt zu helfen weiß. Gab es je eine wahre Prophezeihung, dann iſt es dieſe. Nehmt ſie Euch zu Herzen!

An

die verehrliche und verehrte

Redaktion der Cäcilia *).

Von

einem Freunde der Muſik,

der nichts davon verſteht.

---

*) Cäcilia eine Zeitſchrift für die muſikaliſche Welt.

Die verehrliche und verehrte Redaktion der Cäcilia hat mich um Beiträge für diese geschätzte Zeitschrift ersucht. So viel Vertrauen auf meine musikalischen Kenntnisse war mir um so überraschender, da ich mich in diesem Fache eben keines besondern Rufs zu erfreuen habe. Im Gegentheil haben von jeher die Eingeweihten, wenn ich in ihrer Gesellschaft über Gegenstände der Musik eine Meinung wagte, immer auf den Laien herabgesehen, wie ein ahnenfestes Stiftsfräulein auf das bürgerliche Kammermädchen, oder wie ein graduirter Arzt auf den Dorfbarbier. Mit Leuten vom Handwerke, die wie die Gauner — doch ihrer Ehre unbeschadet — ihre eigene Sprache reden, ist einer, der sie nicht versteht, recht übel daran, und gleichsam verrathen und verkauft. Sie legen sich in ein Verhau von fremden Worten und Redensarten, und wie man an

ſie will, ſteht man vor den ſpaniſchen Reutern und Palliſaden, von Rothwälſch aufgeführt, hinter denen ſie feſt ſind und ſich frei bewegen, und man muß ein andächtig gläubiges Geſicht machen, wenn der gelehrte Doctor dem Patienten darthut, es würden ſich die Schmerzen legen, ſobald die dolores nachließen. Nicht beſſer ging mir es in der Regel, wenn von Muſik die Rede war, und ich das Ohr und mein Gefühl geltend machen wollte. Es war, als komme es bei der Muſik auf das Ohr nicht an, und noch weniger habe das Gefühl damit zu thun.

Ich ſchäme mich faſt, mit Kunſtverſtändigen von Muſik und von Dem, was mich aus ihr rührt oder mir gefällt, zu reden. Bin ich doch immer übel angekommen, wenn ich ſie gutmüthig merken ließ, welche Stellen beſonders Eindruck auf mich gemacht. Da erfuhr ich denn, daß ich gegen alle Regeln der Kunſt in Rührung kam, und durchaus nicht nach den Vorſchriften des guten Geſchmacks Gefallen fand. Lachten nicht ſogar Frauenzimmer, die auf der Bühne im Chor mitſangen, und darum vom Handwerke zu ſeyn

glaubten, ganz heimlich unter dem Sacktuche, das ſie anſtändig vorhielten, als ich ſagte, die Schweizerfamilie gehöre zu meinen Lieblingsopern, ſchon der Eingang der Ouvertüre erfülle mich mit ſüßer Wehmuth und ſanfter Rührung, die das Stück in vielen Stellen unterhalte und ſteigere! Sie wußten nicht, was ſie von mir glauben ſollten, von mir, einem Manne, der im Rufe ſtand, ſo etwas von einem Gelehrten zu ſeyn, als ich Mehul pries und ſagte, bei der Vorſtellung von Joſeph und ſeinen Brüdern ſeyen mir Thränen in die Augen getreten. Einmal ließ ich mich von meinem Eifer ſo übernehmen, daß ich, in einem muſikaliſchen Kränzchen, zu meiner Vertheidigung mit folgenden Aeuſſerungen herausfuhr, die auch ſogleich als ketzeriſch verdammt und verworfen wurden. «Die Seele der Muſik» rief ich nämlich gegen die Kunſtgenoſſen, die mir, als einem Laien, mit dem ganzen Uebermuthe einer gefeſteten Ariſtokratie zuſetzten, «die Seele der Muſik iſt Melo- «die, Harmonie aber der Körper. Vielleicht «bin ich verſtändlicher, wenn ich mir mit Gleich-

«niſſen zu helfen ſuche. Was in der Skulptur «der Menſch, das iſt in der Muſik die Melodie, «Harmonie aber ſeine Bekleidung. Die Alten «ſind unerreichbar in dem Nakten; ſie haben uns «die Ideale menſchlicher Schönheit dargeſtellt. In «der Muſik mögen ſie nicht weniger ſtark gewe«ſen ſeyn, nach den Wundern, die ſie damit ge«wirkt; und ihre Muſik war Melodie. Wir «zeichnen uns mehr in der Bekleidung aus und «in der Harmonie. Unſere Engel und Heiligen «ſchleppen ſich in goldverbrämten Stoffen, und «unſere Helden und Weiſen laſſen kaum aus den «Wolkenperüken die Naſenſpitze und aus den «gefälteten Manſchetten das vordere Glied der «Finger ſehen. So iſt es zum Theil auch mit «unſerer Muſik. Die Inſtrumente machen ein «angenehmes Geräuſch zuſammen, das den Ohren «wohl thut, aber in der Seele nichts zurückläßt. «So unterhält und ergötzt ein altes Bild mit «ſeinen ſchillernden Farben, den faltenreichen Ge«wändern und der ſchönen Umgebung. Alle Ne«bendinge ſind meiſterhaft, die Hauptſache dage«gen iſt in der Regel mittelmäßig. Von gleichem

« Werthe haben wir auch Schriftſteller, die mit
« einer rauſchenden Janitſcharenmuſik von gewich-
« tigen und wohlgeſetzten Worten und Redensar-
« ten betäuben. Man wird von den gewaltigen
« Wogen des flutenden und braußenden Stromes
« ergriffen und fortgeriſſen. Läßt aber das Fluten
« und Braußen nach, und man hat ſich aus dem
« wilden Treiben ans ſtille Ufer gerettet; iſt näm-
« lich ein ſolches Buch durchgeleſen, eine ſolche
« Muſik abgehört, ein ſolches Gemälde beſehen,
« dann kommt man nach und nach von der Be-
« täubung zurück und hat das Gefühl der Ermü-
« dung, auf das eine unangenehme Leere folgt.
« Es iſt nichts zurückgeblieben, das wohlthätig fort-
« wirkt und freundlich nachklingt. Sind die Ge-
« wäſſer abgelaufen, die uns umplätſcherten und
« umwogten, dann ſitzen wir unbehaglich, wie
« auf dürrem Sande. Nicht, als hielte ich die
« Harmonie für überflüſſig; vielmehr lege ich ei-
« nen großen Werth darauf, wie auf den Kör-
« per, der mir eine große und ſchöne Seele zeigt;
« wie auf Kleidung und äuſſern Schmuck, wie auf
« Ausdruck und Sprache; aber die Melodie iſt

«das Weſentliche, und der Körper des Geiſtes, «die Kleidung des Körpers, der Ausdruck des «Gedankens und des Gefühls wegen da.» — Ich glaubte was Geſcheidtes geſagt zu haben, und machte eine Pauſe, um zur Fortſetzung neue Kraft zu ſammeln und mich an dem hervorgebrachten Effekte zu ſtärken, da liſpelte die prima donna der Oper dem erſten Horniſten ins Ohr: «Was Der für dummes Zeug ſpricht!» und der erſte Horniſt lächelte beifällig. Ich brach nun kurz ab, wie es ſich von ſelbſt verſteht, um über dieſen Gegenſtand wenigſtens ſo bald nicht wieder anzuknüpfen.

Für die verächtliche Gleichgültigkeit, womit der Tonkünſtler von Profeſſion mich ſonſt von der Muſik, wie den Blinden von der Farbe, reden hörte, entſchädigte mich nun das ehrenvolle Vertrauen, welches mir Meiſter in der Kunſt dadurch bewieſen, daß ſie mich aufmunterten, an einer ſo gehaltreichen Zeitſchrift, wie die Cäcilia iſt, Theil zu nehmen. Doch ward ich eine geheime Scheu nicht los, wenn ich bedachte, daß ich von etwas ſchreiben ſollte, was ich in Worten nicht ſo recht aus-

zuſprechen wußte; denn mit dem Ohr und dem Gefühl, das merkte ich, reichte ich wohl zu meiner eigenen Befriedigung, aber nicht zu der von Andern aus. Lehren, was man nicht verſteht! das iſt ein Kunſtſtück. — Wie es nur die Tauſende, die es mit Erfolg treiben, anfangen! Einem Laien iſt das zu rund, und das Geheimniß mag ſich auch nur im Rothwälſch erklären laſſen.

Wenn, fiel mir in der zweifelhaften Ueberlegung ein, wenn man dich, durch die Einladung Beiträge einzuſenden, vielleicht hätte aufmuntern wollen, erſt etwas zu thun im Fache der Muſik! Hat doch Jean Paul ſchon bemerkt, daß man in Deutſchland oft den Leutchen einen Titel gibt, um ſie zu beſtimmen, ſich für das Fach zu befähigen, in dem ſie die Titularanſtellung erhalten haben. Wünſchte er ſich nicht ſelbſt den Titel eines Bergraths, weil er vom Bergwerksweſen nichts verſtand, und einer Aufmunterung bedurfte, ſich damit abzugeben! Verdiente wohl Jemand mehr, als ich, den Titel eines Muſikraths zu erhalten, da ich, in dieſem Punkte, keinem Menſchen zu rathen weiß? Deutſchland, das muß

der Neid ihm zugestehen, läßt es an Aufmunterung nicht fehlen, in jeder Gattung des Wissens das Höchste zu erreichen. Mit Räthen aller Art ist es zum Ueberfluß gesegnet, und wenn es in der Justiz, den Finanzen, der Verwaltung, dem Schul-, Kriegs-, Kirchen- und vielen andern Wesen nicht Meister und Muster liefert, dann ist daran der Mangel an Titeln zur Aufmunterung wenigstens nicht Schuld. Das Ausland, welches diese löbliche deutsche Einrichtung nicht zu kennen scheint, hat sich die lächerlichsten Irrthümer und Versehen in dieser Hinsicht vorzuwerfen, und uns, wegen der Menge von Räthen, für das berathenste Volk gehalten, da doch dieser Ueberfluß gerade von Mangel zeugt, und ein Beweis von unserm rathlosen Zustande ist. Alle diese Rathstitel — das wissen nur die Fremden nicht — sind ein Sporn zur Produktion des guten Rathes, der theuer bei uns ist. Frankreich besonders, das uns zu wenig studirt, obgleich es sich sonst mit Deutschland viel mehr zu schaffen gemacht, als diesem lieb und zuträglich gewesen, verkennt uns sehr. Den Namen nimmt

es ganz ernſthaft für die Sache, und es, das Andere ſo oft und leicht getäuſcht, läßt ſich ſogar von uns, die wir doch in der Regel nur uns ſelbſt täuſchen, zum Beſten haben. Schrieb mir doch, im Jahre 1815, wo wir Deutſche, durch dieſes Kunſtſtück der Selbſttäuſchung, noch ſo hoch über allen Völkern, und beſonders über den leichten und luſtigen Franzoſen ſtanden, ein Freund aus Paris, — wie gut, daß es der rheiniſche Merkur nicht wußte! — um mir zu meiner Standeserhöhung Glück zu wünſchen. Da ich mir damals unter der proviſoriſchen Regierung — Gott beſſer's! — nicht recht zu rathen wußte, ward ich gerade zum Hofrathe ernannt, und der Pariſer Freund, der es vernommen hatte, wünſchte mir, in der Freude ſeines Herzens, zu der einflußreichen Stelle Glück, die mir es zur Pflicht machte, einen achtungswerthen Hof zu berathen. Der gute Menſch ſah mich den ganzen Tag in heißer Thätigkeit, um die Rathsbedürftigen mit der nöthigen Zufuhr zu verſehen. Das war ſo ſchlimm nicht. Der Hof hat mir eben nicht beſonders zugeſetzt, und um

Rath zeigte er ſich bei mir nie verlegen, wie er es denn auch in der That nicht war. Guter Rath iſt ohnedies ein Artikel, den Jeder, zu fremdem Gebrauche, beſtändig in beſter Qualität vorräthig hat, wenn er auch für ſich ſelbſt Mangel daran leidet. Der Hof vermißte wohl nichts weniger, als den Rath ſeines Hofraths Herr von Mathiſon, der auch als Legationsrath, wie ich, ein Vezir-Rath war, erzählt in ſeinen ſchönen Erinnerungen, wie ihm das deutſche Titelweſen in Frankreich einen Dienſt geleiſtet. Er wollte nämlich nach der Hauptſtadt dieſes Reichs, die, unter einer römiſchen Seele, ſo gut als Rom, die Hauptſtadt der Welt geworden war. An der Grenze hielt ihn ein Mauthpoſten an. Die Leute machten bekanntlich wenig Umſtände. Der Koffer ſollte abgeladen werden. Zwei Späher hielten ihn mit einem Kennergefühle wiegend feſt. Der Dritte wollte eine anatomiſche Zerlegung des Wageninhaltes vornehmen, während dem der Vierte ſich höflich an den Inſaſſen deſſelben mit der Erkundigung um Namen, Stand und Paß richtete. Mathiſon reichte den Paß hin.

„Conseiller de légation!“ ſagte der Mauthangeſtellte, da er las. „Als Zugehör einer Geſandtſchaft können der Herr Eile haben, und ſind auch, Ihres Charakters wegen, über den Verdacht des Schmuggelns erhaben. Je demande pardon; bon voyage, Monsieur le conseiller de légation!“ — Wer je einer franzöſiſchen Mauth unter die prüfenden Finger gefallen iſt, wird ſich die Zufriedenheit des Herrn Legationsraths von Mathiſon denken können. — So vermag ſelbſt ein leerer Titel, eine bloße Förmlichkeit zu nützen. Wer darf ſagen, zu was ein Ding in der Welt nicht gut ſeyn kann!

Die Einladung, an der Cäcilia mitzuarbeiten, will ich alſo auf dieſe Weiſe, nämlich als eine Einladung nehmen, mich im muſikaliſchen Fache zu befähigen. Brauchen könnte ich es freilich, das läugne ich nicht. In keiner Kunſt, die edle Heraldik ausgenommen, habe ich ſo wenig gethan, als in der ſchönen Kunſt der Töne. Die Genealogie, ſo belehrend und erſprieslich das Studium derſelben ſeyn mag, hat mir auch keine ſchlafloſen Nächte gemacht; aber ich weiß

doch, daß der alte von Hohenfeld der Vater des jungen iſt, in wie weit dieſer für ſeinen Sohn gehalten wird. In der Muſik aber, als Kunſt, bin ich durchaus unerfahren. Nicht, als hätte mir es an Freude daran gefehlt; im Gegentheil wollte ich durchaus erſt Klavier, dann Flöte ſpielen lernen. Es ging nicht. Mein eigenes Geklimper und Geächze erfüllte mich, der die Muſik göttlich verehrte, mit einem ſolchen Widerwillen, daß ich das Lernen aufgab, um mich an der Heiligen nicht ſtümpernd zu verſündigen. Es ſchien mir ein Frevel, an den göttlichen Tönen, die mir Seele und Gemüth erfüllten, ſchülerhaft zu zerren. So habe ich, wirklich aus reiner Achtung vor der Muſik, keine Muſik gelernt. Wahr iſt indeſſen, daß ſich mein Lehrer oft bitter darüber beklagte, mir ſey auch nicht eine Spur von Takt beizubringen. Er hatte Recht, und der Mangel iſt mir durch mein ganzes Leben nachgegangen. Ich bin nicht taktfeſt geworden, wie ich von vornehmen Leuten, ja ſelbſt von Cenſoren und gemeinen Kritikern erfahren muß. Der brave Muſikmeiſter hat mir ganz

richtig die Nativität geſtellt. Aus Dem wird nichts, pflegte er zu ſagen; iſt ihm ja ſogar der Dreivierteltakt nur in die Beine und nicht in den Kopf zu bringen! — Leute, die es verſtehen, ſagen aus dem Jungen den ganzen künftigen Mann voraus, oder vielmehr zurück; denn ſie prophezeihen dieſen erſt, wenn ſie ihn haben, und entwickeln ihn aus dem Kinde heraus, wie der Hiſtoriker die Gegenwart aus der Vergangenheit. Alle Rathsherrn ſind klug, wenn ſie von dem Rathhauſe kommen. Auch die Biographen und Forſcher der Staatengeſchichte befinden ſich in dieſem Falle. Iſt etwas einmal da, dann erklären ſie von tauſend Jahren her, wie es gekommen iſt, und ſo kommen mußte. Der Hinterkopf des Janus hat bei ihnen ein vortreffliches Geſicht; aber der vordere iſt ſtockblind. Aus dem Augenblicke der Gegenwart, dem winzigen Ei des Colibrit, brüten ſie den Vogel Strauß der Vergangenheit ohne Mühe aus, da ſie dagegen über dem Straußenei der Vergangenheit vergebens ſitzen, und es wohl faul, aber nicht einmal einen Colibri daraus brüten. So haben die Hiſtori-

ker den ſpätern Napoleon in dem frühern ganz und gar gefunden, da die Welt aus dem General den Conſul und aus dem Conſul den Kaiſer nicht errieth. Bei mir dagegen hat mein Muſiklehrer recht gut geſehen, und es vorausgeſagt, aus dem Jungen ohne Takt könne unmöglich etwas werden. Ja, hätte ich Takt gehabt, und mit der Zeit, die, Seiltänze übend, vor- und rückwärts ſprang, den Kopf bald oben bald unten, ſtehend oder hängend trug, gleichen Schritt gehalten! — Aber es war mir nicht gegeben; und ſo bin ich aus dem Takt der Zeit gefallen, und die Zeit und ich ſtimmten im Spiele nicht zuſammen. — Doch verſehen es die Lehrer auch zu Zeiten, wenn ſie die Propheten machen wollen. Dem Tanzmeiſter eines engliſchen Miniſters — irre ich nicht, dann war es der groſſe Chatam — iſt, unter Andern, ſeine Prophezeihung ſchlecht gerathen. Da der Tanzkünſtler vernahm, der Mann, der ſein Schüler geweſen, ſey an die Spitze der Verwaltung von Groſsbritannien gekommen, ſagte er wehmüthig: «Das arme Land! Der ſoll es regieren, dem ich keinen

Pas beizubringen wußte! Die Haushaltung will ich ſehen!» Der Miniſter machte aber ſeine Pas gut genug, und ich hätte mir das Tanzſtück ſeines Lebens wohl gefallen laſſen, wenigſtens noch lieber, als das ſeines Sohnes, der, obgleich ein geſchickter Tänzer, doch viele faux-pas machte. Es iſt ſo ein Ding mit dem Prophezeihen. Unter hundert Nieten iſt kaum ein Treffer. Wer dieſen nun gerade zieht, hat gutes Spiel. Gelang es doch Herrn Profeſſor Ditmar nicht immer mit dem Wetter, das doch bei weitem nicht ſo wetterwendiſch iſt, wie der Menſch und des Menſchen Sinn!

Wie die verehrliche Redaktion demnach aus meiner aufrichtigen Darſtellung, oder Ausſtellung meines muſikaliſchen Selbſt erſieht, hat ſie ſich um Beiträge für die Cäcilia, die ihrer würdig wären, in mir durchaus nicht an den rechten Mann gewendet. Ja, wenn es mit dem guten Willen gethan wäre; wenn man ſo leicht und ſchnell ein Künſtler oder Kunſtkenner würde, wie man heut zu Tage ein Freier, ein berühmter und gefeierter Name werden kann! Vor wenigen Ta-

gen noch habe ich ein dickes Buch geſehen, das, ſeinem Titel nach, darthut und auseinanderſetzt, wie der Pfarrer Henhöfer aus einem Unfreien ein Freier geworden iſt. Das Kunſtſtück möchten wohl die Lieberalen lernen, denen es, aller Anſtrengung unerachtet, in Jahren nicht gelingen wollte, ein Bischen Freiheit auf der Erde heimiſch zu machen. Es iſt aber ganz einfach und leicht. Die Metamorphoſe geht ſo raſch und unbemerkt vor ſich, daß es weit merkwürdiger zu ſehen ſcheint, wie die Raupe ſich zum Schmetterlinge verpuppt, und als ſolcher ausfliegt, als wie der Unfreie ſich zum Freien veredelt, und mit ſchnell gewachſenen Seraphflügeln ſich aus dem Staube der Knechtſchaft in die heitere Region der Freiheit erhebt. Man darf nur ſeinen Glauben wechſeln. Die Religion der Väter ſchwört man ab, und ein neuer Menſch ſteht aus dem Mörſer auf, in dem die Bande der Verwandtſchaft, die ſonſt mit Demantketten das Kind an die theuern Eltern, die Söhne an die Väter, den Jüngling und Mann an die ſüßen Erinnerungen der erſten Jahre feſſeln, zermalmt wor-

den ſind. Es kommt aber darauf an, auf welche Seite der Uebertritt geſchieht. Der gute Stolberg hat auch ſeinen Glauben gewechſelt; der iſt aber den verkehrten Weg gegangen, wie es ſcheint, weil er aus einem Freien ein Unfreier geworden. Alſo merkt's Euch! — Philoſophiſches Jahrhundert, du ſollteſt ſtrahlend über dem Geſchlechte aufgegangen ſeyn, das ſich für aufgeklärt und weiſe hielt! Für deinen Glanz und deine Wärme war das Geſchlecht aber noch zu ſchwach und empfindlich; wie hätte ihm ſonſt der Morgen ſchon, von dem ihm kaum das Frühroth leuchtete, das Gehirn verbrannt! — Armes, doch glückliches Volk, das ſeine Sklaverei für Freiheit und ſeinen Unverſtand für Weisheit hält! Dagegen ließe ſich nun nichts ſagen, wenn es, zufrieden mit ſeinem Glücke, daſſelbe in ſtiller Dankbarkeit genießen, und Andern, die weder ſeinen Appetit noch ſeinen Magen haben, das Gericht, das ihm ſelber ſchmeckt, nicht als Leckerbiſſen aufdringen wollte.

Ein Freier könnte ich alſo wohl aus einem Unfreien, wie Herr Pfarrer Henhöfer, werden;

was würden aber die Cäcilia und ich dabei gewinnen, da ich weder kunſtreicher noch verſtändiger dadurch würde? Ich käme zu einiger Reputation, würde in Zeitungen ausposaunt, in Kupfer geſtochen, von den Kleinen als ein groſſer Mann geprieſen; aber ich kann dieſen Pilzenruhm, der über Nacht aufſchießt und über Tag vergeht, dieſe Strahlenkrone des Ruhms von Strohfeuer, das ſich entzündet, um in Rauch zu erlöſchen, nicht beſonders achten. Es iſt ein gar gebrechliches Ding um die Celebrität, mit der die Einfalt die Mittelmäßigkeit verherrlicht. Die unbefugte Geberin ſtellt als ein bankerottes Haus auf die Nachwelt einen Wechſel aus, den ſchon der nächſte Augenblick nicht honorirt.

Mochte ich doch von den ſtarren Katholiken nie etwas wiſſen, für die es kein Heil auſſerhalb ihrer Kirche giebt; denen die Tugenden der heidniſchen Alten, eines Sokrates, Phocion und Cato nur glänzende Laſter ſind, und die Alle in die Hölle weiſen, die nicht an die Unfehlbarkeit einiger gebrechlichen Menſchen glauben. Wie! und ich ſollte mir aus Denen etwas ma-

chen, die das Heil der Welt von Luther und Calvin her datiren, und außer ihrem steifen, engherzigen und seelenlosen Glauben keinen andern gelten lassen? Nein, meine Herren, was in meinem eigenen Hause schwarz ist, finde ich in dem Eurigen nicht weiß.

Indessen wird die Cäcilia nicht leer ausgehen; im Gegentheil gedenke ich sie mit einem Entwurfe auszustatten, der ihr künftiges Glück begründen soll. Es ist zwar möglich, daß große Projekte in unserer Zeit, die durch Erfahrung hätte klug werden können, nicht mehr so leicht wie früher Eingang finden. Wir haben so viele unfehlbare und wohlfeile Mittel, den Staat reich, die Menschen glücklich, die Jugend verständig, die Kleider wasserdicht, den Handel blühend und die Spitzbuben ehrlich zu machen, und so viele herrliche Systeme der Staatswirthschaft, Moral Pädagogik, der Gewerbe und des Akerbaues sind aufgestellt, daß man über Nichts mehr erstaunen muß, als wie es noch verschuldete Staaten, arme Leute, unglückliche Menschen, böse Buben, Diebe, Gauner und Mauthen giebt, und wie man naß

werden kann. Ja, die Praxis scheint die Theorie höhnend herauszufordern und, ihr zum Trotz, das Gegentheil von Dem zu liefern, was sie als endliches Resultat ihrer Demonstrationen leisten will. Es ist freilich wunderlich, daß Elende die Mittel, glücklich zu werden, und die Armen reich zu machen, um ein Billiges feil bieten; — daß Leute den Staat frei und blühend machen wollen, die im eigenen Hause Tyrannen und Verschwender sind; — daß Schlingel sich als Erzieher der Jugend empfehlen. — Daran muß man sich indessen nicht stoßen. Die Kunst, Andern zu geben, was man selbst nicht hat, ist alt, und ward von Rechtsgelehrten, Priestern und Philosophen schon in der frühesten Zeit geübt. Auf die Gefahr, das Menschengeschlecht einmal klug zu sehen, läßt sich noch gar viel wagen. In diesem Punkte übereilen wir uns nicht. Es wird noch eine schöne Reihe von Jahrhunderten vorüberziehen, bis Vernunft und Recht zum verheißenen Besitze des gelobten Landes kommen, das die Dummheit und Schlechtigkeit, die früher mündig geworden, als jene Verspäteten und Nachgebor-

nen, die nun ohne Erbtheil ſind, ſich angeeignet haben. Es iſt ſogar möglich, daß dieſe Prätendenten — nämlich Vernunft und Recht — ewig Prinzen von Wales bleiben. — Dem ſey nun, wie ihm wolle, auf keinen Fall darf mein Projekt mit denen der gewöhnlichen Projektenmacher verwechſelt werden, und wäre es auch nur aus dem Grunde, weil die eigenen Kinder, ſind ſie auch ſchief und ausgewachſen, doch immer wohl gebildet ſind. Ich denke auf nichts Geringeres, als: die Politik mit der Muſik zu verbinden, jene auf dieſe zu impfen, und durch ſolche Verſetzung der Pflanze auf einen andern Boden, durch dieſe Vermiſchung der Arten, nach den Vorſchriften einer guten Wirthſchaftslehre, die Frucht zu vervielfältigen und zu veredeln. In der Verbindung der Muſik mit der Politik liegt das Heil der Welt; ſie begründet eine neue Zeitrechnung; mit ihr beginnt ein neues Geſchlecht. Was noch kein Syſtem geleiſtet hat, das wird das meinige leiſten; und da ich es Standesperſonen und dem verehrten Publikum nicht auf Pränumeration oder Subſcription anbiete, ſo

dürfen ſie, wenn auch tauſendmal geprellt, doch mir mit Vertrauen entgegenkommen.

Indeſſen will ich mich in meiner Größe, zu der mich die höchſt merkwürdige Erfindung erheben muß, nicht übernehmen, und ehrlich (das thuen nicht alle Schriftſteller) geſtehen, wie ich zu dem Schatze gekommen bin. Mir iſt nämlich als einem andern Newton, der Apfel, wie ich berichten will, auf die Naſe gefallen. Mehrere berühmte Männer machten faſt zu gleicher Zeit den Vorſchlag, die Heilkunde auf eine zweckmäßige Weiſe mit der Religion zu verbinden. Dieſer herrliche Gedanke, der einer ſonſt etwas gebrechlichen Kunſt kräftig unter die Arme greift, und dieſer ſowohl als den Patienten großen Vortheil bringt, wenn er den Letztern auch nur einen Theil der Abgaben an die Apotheken erläßt, erfüllte mich mit einer edelen Nacheiferung. Sollte die Politik, dachte ich, der das ordentliche Fortkommen auch mit jedem Tage ſchwerer wird, ſich nicht bei einer Verbrüderung ähnlicher Art wohl befinden, und wenn ſie ihr Geſchäft mit einer andern Kunſt oder lobenswerthen Anſtalt

in Compagnie beſorgte, an Betriebskapital und Kredit gewinnen? Brauchen kann ſie es, das iſt offenbar; denn das Heilen der Gebrechen unſerer Staatskörper geht der Staatskunſt nicht beſſer von der Hand, als der Medizin das Heilen der Gebrechen menſchlicher Körper, und in beiden Fächern häufen ſich die unglücklichen Empiriker, bei den ewigen Verſuchen und Syſtemen, mit jedem Tage. Ich hatte Gründe, die ich auch ſpäter entwickeln will, der Politik die Muſik als freundliche Gehülfin zuzugeben.

Mein Entwurf, das muß ich eingeſtehen, iſt freilich nicht ganz neu, vielmehr ganz alt, wie gar vieles Gute, und iſt, vor lauter Alter, wieder neu geworden. Montesquieu, den ich immer gern meinen Lehrer nenne, hat über die Meinung der Alten, daß die Muſik ein weſentliches Mittel der Erziehung des Menſchen und der Völker ſey, wie es ihm eigen iſt, mit vielem Geiſte geſprochen. «Polyb, ſagt er unter Anderm, der ſcharfſinnige Polyb bemerkt, die Muſik ſey nöthig, um die Sitten der Arkadier, die ein trauriges und kaltes Land bewohnen, ſanft zu

machen; die Einwohner von Kynätha, welche die Muſik vernachläſſigen, überträfen alle Griechen an Grauſamkeit, und es gebe keine Stadt, wo ſo viele Verbrechen begangen worden.» Plato nimmt keinen Anſtand zu behaupten, man könne mit der Muſik keine Veränderung treffen, die nicht zugleich eine in der Verfaſſung des Staats wäre. Ariſtoteles, der ſeine Politik nur geſchrieben zu haben ſcheint, um ſeine Anſichten denen des Plato entgegen zu ſetzen, iſt indeſſen über den Einfluß der Muſik auf die Sitten mit demſelben einig. Theophraſt, Plutarch, alle Alten, ſind derſelben Meinung; und dieſe Meinung iſt nicht ohne Ueberlegung hingeworfen, ſondern macht einen Grundſatz ihrer Staatskunſt aus. Plato nennt die Aufſicht über die Muſik und die Gymnaſtik die wichtigſte Anſtellung im Staate. «Damon, ſagt er, wird Euch die Töne angeben, welche die Niederträchtigkeit, den Uebermuth und die entgegengeſetzten Tugenden erzeugen.» — In dieſem Geiſte gaben jene Männer ihre Geſetze, ſo wollten ſie, daß man regiere.

Orpheus war der Geſetzgeber ſeines Vaterlandes; die rohe Wildheit, die heftige Leidenſchaftlichkeit des Menſchen bezähmte er durch die Zaubertöne der Muſik. Das waren die Ungeheuer, die er bändigte. Amphion, der die Mauern von Theben bei der Harmonie ſeines Saitenſpiels aufſteigen ſah, wie die Fabel ſagt, war in der Geſchichte der Geſetzgeber ſeines Volks, das er, ſeinen Anordnungen gehorſam, in einer Stadt verſammelte.

Bei den Alten, denen wir, leider! nur Philologen, aber weder Weiſe, noch Geſetzgeber oder Erzieher verdanken, diente die Muſik einem ganz andern und weit edlern Zwecke, als bei uns, wo ſie zur Dienerin des Luxus, zum Geſellſchaftsfräulein der langen Weile, zur Kupplerin der Wohlluſt herabgewürdigt iſt. — Doch reden wir davon nicht, da es durch ſehr kluge und ſachverſtändige Männer entſchieden iſt, wir neueren civiliſirten Europäer ſeyen ein ſo eigener, wohlgerathener Schlag Leute, daß die Welt des Alterthums, wie die neue über dem atlantiſchen Meere, mit ihren halb-barbariſchen Geſetzen und Inſti-

tutionen so wenig für uns passen, als die unschickliche Ohnehosentracht! Lassen wir diese zwei Welten, die uns doch verschlossen bleiben, wie das Paradies, und halten uns an unserm Gegenstande, der Verbindung der Musik nämlich mit der Politik! Ich will auf einige Vortheile derselben aufmerksam machen.

Verstehen sich unsere Staatsleute nur halb so gut auf die Musik, wie Orpheus und Amphion: welche Dienste werden sie dann nicht ihrem Vaterlande und dem menschlichen Geschlechte leisten! Entführte jener seine geliebte Eurydice der Unterwelt, der Wachsamkeit des Höllenhundes ungeachtet, werden unsere Staatsmänner dann Mühe haben, die Freiheit, die Selbstständigkeit und das Glück der Nationen zu retten, die der einzige Gegenstand ihres Strebens sind! — Haben die Töne der Musik Felsen bewegt und Wälder zum leichten Reihentanze bezaubert, wie leicht wird dann ein musikalisches Ministerium mit der Opposition in den Kammern, deren Glieder doch wahrlich kein Herz von Felsen haben, und mit den starrsinnigen Blättern

fertig, die keine tiefgewurzelten Bäume, ja nicht einmal von Holz ſind! — Die Politik mit der Muſik verbunden wird alle die widerlichen Diſſonanzen, die man in der politiſchen Welt jetzt ſo häufig hören muß, in freundliche Akorde auflöſen. — Welch ein glückliches Reſultat, wenn die Unterthanen tanzen, wie ihnen die Verwaltung pfeift! Wie! Wenn es gelänge, die Saiten des Herzens unſerer Fürſten immer mild und liebevoll für das Volk zu ſtimmen, und dem Gemüthe des Volks nur Töne der Verehrung und Dankbarkeit zu entlocken, welch ſchönern Triumph hätte dann je die Kunſt gefeiert? Und, glaubt mir, die Anlage zu dieſer Stimmung iſt dem menſchlichen Gemüthe tief eingeprägt; dieſe Töne ſchlummern in jeder Bruſt, verſteht man es nur ſie zu wekken und hervorzurufen. Dieſe Kunſt lernet, ihr Staatskünſtler, dieſe ſchöne und edle Kunſt, die man an manchen Orten zu verlernen ſich faſt Mühe gegeben hat, und Ihr werdet die Geſtalt eines großen Theils der Erde, wie durch einen Zauberſchlag, gar wunderbar verwandelt ſehen. Wie Orpheus ſeine geliebte Eurydice, führt

Ihr die verirrte Liebe der Völker zurück, wo die Höllenkunst teufliſcher Umtriebe ſie geraubt. Wie Amphion bauet Ihr in der Ergebung und Achtung der Völker den Regenten und Geſetzen Mauern und Wälle, die beſſer ſchützen, als alle Bollwerke mit kriegeriſcher Mannſchaft und Geſchütz. Dieſe ſchöne und große Kunſt iſt, glaubt mir, nicht ſo ſchwer, wie manche meinen, oder auch zu meinen vorgeben. Sie iſt nicht ſchwer, fehlt es Dem, der ſie üben ſoll, nicht an Kopf und Herz. Freilich darf man die Inſtrumente nicht Leuten zu ſtimmen geben, nicht Leute zu Direktoren, Kapell- und Conzertmeiſtern machen, die ihre Rechnung bei einer ſchlechten Muſik finden. — Ich gebe die Vortheile zu bedenken, die mit der Ausführung meines Planes verbunden ſind. Werden ſie von der verehrten Redaktion der Cäcilia gehörig in's Licht geſtellt, und will dieſe zur Verwirklichung des großen Entwurfs nach Kräften beitragen, dann darf wohl auf den thätigen Dank der Mit- und Nachwelt rechnen, Der ſich noch keiner beſonderen Beweiſe von derſelben zu erfreuen hat, nämlich

Ihr
ergebener, berufener, aber nicht
auserwählter Mitarbeiter.

Politiſches Glaubensbekenntniß

eines Mannes ohne Welt.

Berühmte Männer haben ihr Glaubensbekenntniß, oder ein politiſches Teſtament bekannt gemacht, und dafür den Dank ihrer Zeitgenoſſen oder der Nachwelt davon getragen. Ich möchte dieſen verdienen, ohne daß mich der Ruhm gerade zu der Bekanntmachung, die ihn erſt erwerben ſoll, berechtigte. Zwar werde ich in Schriften auch der Berühmte, der Ausgezeichnete und Vortreffliche, ſelbſt der Gefeierte, genannt; aber unſere Zeit prägt die Preis- und Ehrenmünzen ſo freigebig, und von ſo verdächtigem Gehalte aus, daß man ſie nur mit der größten Vorſicht nach ihrem Nennwerthe annehmen darf. Auch kenne ich die Größe des wahren Ruhms zu gut, als daß ich glauben dürfte, ihn verdient zu haben. Die öffentliche Gerechtigkeit iſt ſo uneinig mit ſich ſelbſt, daß ſie hier mit dem Schandpfahl beſtraft, was ſie dort mit dem Pantheon belohnt.

Vom Pilori kann man nach Weſtminſter kommen, und nie ſtanden ſich das Kapitol und der tarpeiſche Felſen näher. Andere, die mir nicht gewogen waren, ſprachen ſich über mich ganz anders aus, und ſtellten ſo das Gleichgewicht, das ſie in Gefahr glauben mochten, wieder her. Befreundetes zieht ſich an, Feindſeliges ſtößt ſich ab. Das iſt naturgemäß. Wer belagert in einer Feſtung ſitzt, ſchießt aus ihr heraus, der Belagerer in ſie hinein. Das muß man in der Ordnung finden. Jeder fährt unter ſeiner Flagge, und kämpft unter ſeiner Fahne; und daran thut er wohl, wenn er es nur verſtändig und ehrlich thut. Das aber iſt den Dummköpfen und Spitzbuben nicht zuzumuthen, und, ſo lange dies Geſchlecht beſteht, wird es gehen, wie es bisher gegangen iſt, nämlich mitunter dumm und ſpitzbübiſch. Mit meinem Ruhme ſtände es demnach, wie, in einer Kriſe des Staats, mit ſeinen Staatspapieren. Mein Glaubensbekenntniß müßte ſich darum durch etwas anders, als das Anſehen Deſſen, der es ablegt, zu empfehlen ſuchen; und es wird es durch ſeine Aufrichtigkeit. Dieſer Vor-

zug iſt jetzt beſonders hoch anzuſchlagen. Meine Stellung iſt ſo glücklich, daß ich die Wahrheit ſagen kann und ſagen will. Ich bin der Gewalt zu tief, und ſie iſt mir zu hoch, als daß ſie mich zu fürchten, oder ich ſie zu beneiden hätte. Mich hat die Theorie nicht ſchwebend in die Luft geſtellt, um aus ihr dunſtige Geſtalten zum Spiele des Windes zu bilden. Dann gehöre ich auch nicht zu den Praktikern, die ſich in dem Boden, auf dem ſie ſich bewegen, feſt gefahren. Dem Schauſpiele des öffentlichen Lebens ſehe ich ſeit zwanzig Jahren unbefangen zu, da ich weder Theil an der Compoſition des Stücks, noch an der Darſtellung habe. Ich bin ein ſtiller Beobachter, der bei der ganzen Sache kein unmittelbares Intereſſe, ſondern nur eine Meinung, ſeine Ueberzeugung, hat. Einer Partei habe ich darum auch nie angehört; ich will nicht ſteigen, und kann nicht fallen, weil ich nicht geſtiegen bin. Ich weiß, daß gerade meine Stellung mir es möglich macht, die Menſchen und die Dinge zu ſehen, wie ſie ſind, und daß ich darum, und weil ich Erfahrung habe, zum Rathgeber geeignet bin.

Aber da ich nur die Wahrheit ſage, bin ich es auch wieder nicht. Von den Leidenſchaften und Begierden wird die Welt beherrſcht. Die Gewalt will Schmeichler, der Stolz Diener, der Uebermuth Sklaven, der Zorn Rächer; ich aber will nicht herrſchen und nicht dienen, weder Tyrann noch Sklave ſeyn, nicht betrügen, und mich auch nicht betrügen laſſen. Zu rächen habe ich nichts; das Schlechte und Böſe rächt ſich ſelbſt. Und ſo mögen nun einige Artikel meines Glaubensbekenntniſſes folgen. Sie ſind, ich ſage es voraus, im Intereſſe der verſtändigen und billigen Macht, weil ich ein Feind der Revolution bin. Die Liberalen auf der äußerſten Linken werden mir das übel nehmen; aber ich kann nicht anders. Jetzt gebe ich nur einige Artikel meines Glaubensbekenntniſſes, bloß, um zu verſuchen, ob die herrſchende Kirche nicht allenfalls Ketzerei in ihm wittert. Wäre dies der Fall, dann behielte ich den Reſt zurück.

In unſerer Zeit und in unſerem Welttheil, wo der Menſch ſo unendlich viel braucht, und darum gewöhnlich ſo wenig hat, iſt der Schlüſſel

zu faſt jeder kühnen Oppoſition das menſchliche Stehe auf und laß mich ſitzen. Es iſt auch ganz natürlich, daß Talent und Tugend die Stellen fordern, zu deren Führung Talent und Tugend nöthig ſind. Bleibt der Natur getreu, und ſie wird ſich Euch wieder treu bewähren. Wollt Ihr aber das Geſträuch über den Baum ſetzen und dem Lamme den Hund zu hüten geben, dann dürft Ihr Euch nicht wundern, wenn, aller Eurer Anſtrengung und Vorſicht ungeachtet, der Baum ſich über das Geſträuch erhebt und der Hund des Lammes Meiſter wird. Selbſt die feurigſte Freiheitsliebe der Patrioten hat gewöhnlich ein ariſtokratiſches Prinzip. Die, ſo den Gänſekiel zu führen wiſſen, wollen, daß der Gänſekiel über Schwert und Scepter gehe. Ueber Adelsdiplome und Orden affektiren Viele ein ſpöttiſches Lächeln, denen, wenn ſie ein erträgliches Buch geſchrieben haben, eine lobpreiſende Anzeige Stern und Orden iſt. Ich kenne ein ganz einfaches und unſchuldiges Mittel, Manche der lauteſten Schreier und frechſten Läſterer der Regierung unſchädlich zu machen. Gelehrte, die gewöhn-

lich Alles beſſer wiſſen, machen auch gewöhnlich Alles ſchlechter. Gebt ihnen einen Platz, an dem ſie handeln müſſen, und ſie ſterben, wie die Fiſche im dürren Sande, ab. Man muß es mit ihnen halten, wie Napoleon es mit einem gewiſſen Fürſten gehalten zu haben wünſchte. «Ich hatte großes Unrecht,» ſagte er, «daß ich den Mann dem Volke entzog, welches ihn gerade darum haben wollte, weil es ihn nicht hatte und nicht haben ſollte. Hätte ich der Nation den Fürſten gegeben, daß ſie ihn kennen lernte, ſie würde mich auf den Knien gebeten haben, ihr ihn wieder abzunehmen.»

Ich mag von dem Platonism des Rechts und der Siegwartspolitik nichts wiſſen, die mit andächtiger Sehnſucht nach dem entfernten Monde blickt, der noch roher und kälter iſt, als unſere Erde, und den wir darum noch verächtlicher mit Füßen treten würden, als dieſe, wären wir dort, wie hier. Recht iſt eine Idee, mit der die Spekulation, wie mit allen Abſtraktionen, ein müßiges Spiel treibt. Die Wirklichkeit geſtaltet dieſes Recht für Jeden anders. Hier gibt es That-

ſachen, Kraft und Handlung. Der Löwe braucht mehr Raum, als das Kaninchen, und verzehrt auch mehr. Der Adler ſteigt gegen die Sonne auf, da die Schwalbe ſich in der Nähe des Bodens hält. Iſt es mit den Menſchen anders, die ſich in Löwen und Kaninchen, in Adler und Schwalben theilen? Was hieße das nun, Allen gleiche Rechte geben? Nichts anders, als die Ordnung der Natur umkehren, den Löwen aushungern und den Haſen zu Tod füttern, die Schwalbe voll Angſt und Schmerz nach ungewohnter Höhe treiben, und den Adler trauernd auf die Erde ziehen. Jedem gebührt der Platz, den er behaupten kann. Das gilt in allen Reichen der Natur. Wie es die Natur gemacht, ſo iſt es Recht. Auch behält ſie immer Recht, weil wir es nicht ändern können. Da habt Ihr das Naturrecht. Gleichheit iſt eine Schimäre, die nur in leeren Köpfen gefunden wird. Unter den Menſchen kann ſie eine Geſetzgebung ſo wenig einführen, als die Scheere der franzöſiſchen Gartenkunſt bei allen Bäumen und Geſträuchen denſelben Wuchs erzwingt. Wo haben ein Land und

Die, ſo es bewohnen, gleichen Sonnenſchein und Regen, gleiches Licht und gleiche Wärme, gleiche Erzeugniſſe und gleiche Fruchtbarkeit? Gerade der hungrige Norden erhielt am wenigſten zu eſſen. Haben Menſchen, es ſeyen deren wenige oder viele, ſich in eine Geſellſchaft, in einen Staat vereinigt, dann richtet ſich gleich Jeder nach ſeinem Vermögen und ſeiner Neigung ein. Wenige führen, Viele folgen. Der Starke herrſcht, der Schwache dient.

Die metaphyſiſchen Träumereien, in denen beſonders der Deutſche bei'm hellen Tage zum Nachtwandler wird, thun keinen, oder wenig Schaden. Laßt dem gelehrten Müßiggange dieſen abgeſchnittenen Schwanz von dem Hunde des Alcibiades! Kaut er ſich an der Romantik, den alten Thürmen, Burgen und Handſchriften, an der Poeſie und der Staatsweisheit des Mittelalters, oder an dem ewigen Frieden, dem geſchloſſenen Handelsſtaate und der beſten Welt die Zähne ſtumpf, dann verliert er wenigſtens Zeit und Luſt, nach etwas Anderem zu beißen. Laßt ſie nur fleißig die Nordlandspoeſie, das Ritter-

thum, die Nibelungen und die Herrlichkeiten des Papſtthums unter dem geiſtlichen Napoleon, Gregor VII., bearbeiten! Das unterhält den Reiz, der den böſen Säften zum Ableiter dient; aber verhindert ſie, ſich in die Geſetzgebung und Politik zu miſchen. In der Idee kann auch eine geniale Narrheit etwas Großes haben. Ihre Schlöſſer, bei deren Bau ſie nur Dinte, Federn und Papier verwenden, laſſen ſich mit Vergnügen ſehen. Das Volk aber darf man dieſen Werkmeiſtern nicht Preis geben, daß ſie es zur Aufführung ihres Thurmes von Babel als Zug- und Laſtvieh brauchen. Die ſchöpferiſche Verrücktheit wirft Zeiten und Länder durch einander, hilft dem Gewerbfleiß durch Zünfte und Prohibitiv-Geſetze, der Freiheit durch Proſkriptionen und Hochgerichte, der Religion durch ein aufgefriſchtes Lutherthum, oder durch Jeſuiten auf; ſie will Pomeranzen an der Newa pflanzen und Eispaläſte am Congo bauen. Dieſe Leute ſind nicht gefährlich, weil ſie, bei aller Bewegung, nicht von der Stelle kommen, da Zweck und Mittel bei ihnen in ewigem Streite liegen. Die Ge-

fährlichen ſind von ganz anderer Art, ſolche nämlich, die ſogleich die rechte Thür am Hauſe und zu dieſer Thür den rechten Schlüſſel finden. Es iſt ein Fehlgriff, wenn man dieſe Männer müſſig gehen läßt und ihnen Zeit zu grübeln, oder Stoff zu ſchmollen gibt. Noch ein größerer Fehlgriff iſt es, wenn man ſie durch offizielle Zeitungen widerlegen will, die das Uebel noch ärger machen und durch das offizielle Anſehen ihres Unverſtandes die Regierung compromittiren. Kein Menſch glaubt an das Kunſtſtück, daß ein Hahn den Löwen jage, ſo oft man auch verſichert, dieſer fürchte ſich vor ſeinem Schreien. Weiß man denn nicht, daß auch die beſte Sache durch eine ſchlechte Vertheidigung verdorben werden kann? In dem aufgeführten Geſchütze glaubt man, mit einigem Rechte, den Vorrath des Zeughauſes zu erkennen. Die Regierungen ſollten ſich lieber vernagelter Kanonen, als vernagelter Köpfe bedienen, wenn es anders wahr iſt, wie ich glaube, daß durch Köpfe jetzt mehr, als durch Kanonen gewonnen oder verloren werden kann. Man darf für jede gute Sache beten: «Dumme Freunde,

werdet doch ihre Feinde, damit ihr derſelben nicht mehr ſchaden könnt!» Wer einem Könige von Neapel rathen konnte, die Werke von Rouſſeau und Voltaire auf öffentlichem Markte feierlich zu verbrennen, verſtand ſich ſchlecht auf den Vortheil ſeines Herrn. Solche Leute können zuweilen mehr verderben, als alle tollen Carbonari, Jakobiner und Bündler. Von der Dürftigkeit des Geſindes ſchließt man gern auf den Geiz oder die Dürftigkeit ſeines Herrn. So gilt die Armuth der Schriftſteller, die ſich dem Dienſte irgend eines Syſtems oder einer Partei geweiht, als Zeuge der Armuth dieſer ſelbſt. Wer ſeine Zahlungen in Kupfermünze macht, erregt den Verdacht, in der Kaſſe möge er nicht viel Gold oder Silber haben. Ein Feldherr brauchte, um mit Erfolg den Krieg zu führen, drei Dinge: Geld, und wieder Geld, und endlich Geld. Wir, meine Herren, brauchen Verſtand, und wieder Verſtand, und endlich Verſtand. Aber es gehört — leider! — ſchon Verſtand dazu, um das nur einzuſehen.

Kraft des Willens und Einſicht — die

erſte aller Kräfte, weil dem richtigen Erkennen erſt ein richtiges Wollen und Handeln folgen kann — ſind zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten immer, jetzt aber beſonders nöthig. Das fängt man an von vielen Seiten zu begreifen. Die Gewalt iſt kein weiches Polſter mehr, um den Rauſch eines üppigen Lebens auf ihm auszuſchlafen. Wer ſein Brod ferner noch in Ehren und mit Sicherheit eſſen will, ißt es im Schweiße ſeines Angeſichts, wie es geſchrieben ſteht. Das ſieht man jetzt ſo ziemlich ein, und dadurch allein ſchon ſind wir unendlich weiter.

Man hat oft behauptet, es beſtehe in der Welt ein großer Bund, der ſich über Gebirge und Meere die vertrauten Hände reiche, zum Umſturz der Throne; und man hat es eben ſo oft geläugnet. Daß ſich ein Streben rege gegen jeden angebornen Vorzug, gegen jedes angeborne Vorrecht, gegen jede angeborne Begünſtigung, und daß dieſes Streben weit verbreitet ſey, und den herrſchenden Zug bilde in der Phyſionomie des Zeitgeiſts, das mag nur Der läugnen, der die Zeit nicht kennt, oder Das, was er in ihr

ſieht, nicht eingeſtehen will. Was hilft es, wenn wir uns mit ſchönen Redensarten täuſchen oder täuſchen laſſen? Ob man uns höflich vor die Thüre komplimentirt, oder unſanft vor dieſelbe drückt, iſt faſt einerlei, wo es doch nur darauf ankommt, ſich im Hauſe zu behaupten. Mit aller Schminke machen wir das Geſicht weder ſchöner noch jünger. Sagen wir alſo ohne Umſchweife, daß die Paſſatwinde der öffentlichen Meinung jetzt voll in die Segel der Argonauten blaſen, die das Meer durchſchiffen, um das goldne Vließ der Gleichheit vor dem Geſetze zu erobern. So verſchieden ſich auch Dieſer oder Jener die Sache denken mag, darin ſind Beide ziemlich einig, daß das Geſetz das Reſultat des allgemeinen Willens und allgemein verbindend ſey. In dieſem Sinne gibt es einen großen Bund, deſſen Glieder ſich, von Welttheil zu Welttheil, zu demſelben Zwecke die Hände reichen. Darum aber kennen ſich deſſen Glieder nicht; noch weniger haben ſie ſich verſchworen. Zwiſchen ihnen hat ſo wenig eine Verabredung ſtatt gefunden, als zwiſchen Denen, die zu gleicher Zeit am Schnup-

fen leiden. In dem Geiſte, der jetzt durch die Welt geht, erkennen wir das Kind des Geiſtes, der früher durch die Welt gegangen iſt. Die Menſchen ſind ſo wenig übereingekommen, jenem Prinzipe zu huldigen, als ſie übereingekommen ſind, naß zu werden, wenn es regnet, oder zu frieren, wenn es kalt iſt. Dieſe Geſinnung iſt keine künſtlich angebaute Pflanze, die durch eine beſondere Pflege gedeiht; ſondern ſie wächſt jetzt wild. Das darf man ja nicht überſehen!

Ein berühmter Redner ſagte bei'm Ausbruche der franzöſiſchen Revolution: «Sie wird die Reiſe um die Welt machen.» Der Gedanke war ſo verwegen und überraſchend, daß er als der Spruch eines Orakels wiedergegeben ward. Auch ſchien die Revolution ihre Reiſe mit Poſt antreten zu wollen, ward aber auf der dritten Station ſchon angehalten und gezwungen, den Weg zurück zu machen. Von Frankreich nach Spanien ging es ohne Anſtand; aber in Italien blieb das Fuhrwerk ſtecken. Sogar in Spanien und Frankreich mußte die freche Sünderin Buße thun, und ward für ihren eiteln Uebermuth hart beſtraft.

Sie hat noch nicht gänzlich abgebüßt, wahrſcheinlich aber auch ihre Reiſeluſt nicht verloren. In dieſer Welt ſoll man auf nichts ſchwören; und wer auf Unbeſtändigkeit ſetzt, zieht gewöhnlich mit der Zeit einen Treffer.

Ich weiß mich noch ſehr gut zu erinnern, daß ganz Europa republikaniſch werden ſollte. Der Konvent hatte dem Königthum ſeine unwiderrufliche Friſt geſetzt. Nach höchſtens zehn Jahren ſtand kein Thron mehr in Europa. Schon lagerten ſich um die Mutterrepublik hoffnungsvolle, zahlreiche Töchter. Ein junger Mann, der es verſtand, der Mutter zu gefallen, heirathete ſie, und vermählte die Töchter, der Mitgift wegen, an ſeine Brüder und Schwäger. Der Mann behielt die Hoſen und kam nicht unter den Pantoffel. Stolz, wie Niobe unter ihren ſchönen Töchtern, ſtand Frankreich da. Der Apollo, der die Mutter erlegte, war ihr eigener Sohn, und ihre Töchter, die unter ſeinem Geſchoſſe fielen, waren zum Theil Kinder von ihm ſelbſt. Die angekündigte Weltrepublik ward — ſo nahe

liegen ſich Extreme — zur Weltmonarchie, die kaum länger dauerte, als die Republik.

Ich weiß mich noch ſehr gut der Zeit zu erinnern, in der ein gewiſſer Stand ſich es in einem gewiſſen Lande gefallen ließ, wie andere ehrliche Leute, ganz einfach und natürlich von Adam und Eva abzuſtammen. Jetzt! — Die Extreme berühren ſich.

Es ward noch keine Revolution, kein Aufſtand verſucht und am wenigſten durchgeführt, an denen die Ariſtokratie, oder wenigſtens Glieder derſelben, nicht Theil genommen hätten. Ehe der dritte Stand zu Kräften kam und etwas galt, machte der Adel die Revolutionen durch ſich und auf eigene Rechnung. Er lehnte ſich gegen die königliche Gewalt auf, führte Krieg mit ihr, entſetzte oder beſchränkte die Fürſten, wie das die Geſchichte aller europäiſchen Staaten zeigt. Ich will nur daran erinnern, was in dieſer Beziehung in England und Frankreich vorgegangen iſt. Der dritte Stand mag wohl klagen, murren, auch einen ungeſchickten Widerſtand verſuchen, den er ſchnell genug mit einem härteren Looſe

büßt, als das er früher zu erdulden hatte. Dieſes Ende nahmen alle Jacqueriен, wie die Bauernkriege in Deutſchland. Selbſt die franzöſiſche Revolution war nicht das Werk des dritten Standes. Die konſtituirende Verſammlung beſtand nicht aus Proletarien, ſondern aus begüterten, angeſehenen Männern, und die erſten Rollen ſpielten Namen aus adeligen Geſchlechtern. In Spanien hat der Adel faſt allein die Revolution, ſelbſt gegen den Wunſch des niedern Volks, gemacht. In Neapel und Piemont zeigte ſich daſſelbe Schauſpiel. In Griechenland, wo Alles unter dem gemeinſchaftlichen Drucke ſeufzte, ſtand Alles gegen den gemeinſchaftlichen Unterdrücker auf; hier waren die feindlichen Elemente ſtreng geſchieden; nichts konnte ſie vermiſchen. Abkunft, Religion, politiſcher und bürgerlicher Zuſtand, Sprache, Sitte, Geſchichte und Lebensweiſe ſchieden den Türken von dem Griechen. Dieſes Verhältniß iſt von ſo eigener barbariſcher und unnatürlicher Art, daß der Aufſtand des Griechenſtammes mit dem anderer Völker nicht verwechſelt werden darf. Aber ſelbſt bei den Griechen würde

es zu dieſem Aufſtande ſchwerlich gekommen ſeyn, und nie wären ihm die wundervollen Reſultate geworden, hätte das Volk allein ihn verſucht, ohne den Beiſtand ſeiner Optimaten und Magnaten, der Angeſehenen durch Geburt, Stand, Reichthum und Bildung, die man ſeine Ariſtokratie nennen kann.

So wurden die Revolutionen, von der Völkerwanderung bis auf unſere Zeit, allein von dem Adel und der Geiſtlichkeit gemacht. So war es, als der Adel und die Geiſtlichkeit ſich noch im Beſitze der Einſicht, der körperlichen Kraft und des Vermögens ſahen, und nur den Thron zu fürchten und zu beneiden hatten. Die fürſtliche Macht, der Adel und die Geiſtlichkeit zählten allein im Staate; ſie allein konnten ſich auch nur anfeinden, da ſie allein etwas waren und hatten. Jetzt iſt ein dritter Sohn in das Haus gekommen, der den ältern Brüdern über den Kopf zu wachſen droht. Das hat die ganze Stellung der Stände unter ſich und gegen die Staatsgewalt verändert. Wo Zwei ſich ſtreiten, darf nur ein Dritter hinzukommen und von dem beſtrittenen Gegenſtande

einen Theil für ſich in Anſpruch nehmen, und der erſte Krieg zwiſchen den Zwei verwandelt ſich in ein Bündniß, um den Krieg gegen den unberufenen Dritten mit Erfolg zu führen. Der nachgeborne Sohn, der auch erben will, wo die Theilung ſchon geſchehen, iſt ein Störer des Friedens.

Die Gefahr geht jetzt beſonders vom dritten Stande aus. Fürſt und Adel, wenn auch nicht gleichgeborne Söhne, ſind doch von derſelben Abkunft. Ihre Rechte haben einen ſo verwandten Urſprung, daß man die des Adels kaum aufheben kann, ohne die des Fürſten zu erſchüttern. Das Volk braucht keinen Adel, das iſt wahr; aber der Monarchie iſt er, wie ſchon Montesquien bewieſen, unentbehrlich. Und wenn das Volk auch keine Revolutionen macht und machen kann, dann wird es doch, wenn nicht Vorſicht angewendet wird, leicht ein Werkzeug derſelben.

Es iſt allerdings revolutionärer Stoff vorhanden; aber er wird ſich nicht entzünden, wenn die Regierungen gerecht, weiſe und vorſichtig ſind. Man hat die Gefahren und Kräfte der

Revolution weit überſchätzt. Selbſt die franzöſiſche wäre nicht ausgebrochen, und hätte auch weniger bedeutende Fortſchritte gemacht, ohne die Fehler und Uneinigkeit ihrer Gegner, die allein ihr Gelingen ſicherten. Ich will dieſe Behauptung durch Thatſachen beweiſen, wenn ſie bezweifelt werden ſollte. Der revolutionäre Geiſt aber, der jetzt in den Staaten unſeres Welttheils ſpukt, iſt großentheils ein Geſpenſt der Furcht, vielleicht auch der erfindungsreichen Gewinn- und Ehrſucht gewiſſer Zauberer und Prieſter, die ſich als Beſchwörer dieſes böſen Geiſtes wichtig machen möchten. Das leichte Geſchäft trägt Gold und Gnaden ein, und wenn jene Angſt ausginge, was würde aus den zahlreichen Vertheidigern des Thrones und Altars, die um hohen Preis bequem vertheidigen, was nicht ernſthaft angegriffen wird? Der Revolutionsſtoff iſt für Viele ein ſo einträglicher Artikel geworden, daß es ſich begreifen ließe, wie man darauf denken könnte, ihn ſelbſt zu fabriziren, wo er auszugehen drohte.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die bedeutendſten Staaten unſeres Welttheils, um zu

ſehen, welche Hoffnung ihr Zuſtand den revolutionären Abſichten geben kann! Wir wollen, gegen den deutſchen Gebrauch, mit dem Nächſten, mit Deutſchland den Anfang machen.

Unſer Vaterland iſt, ſeiner politiſchen, geographiſchen und moraliſchen Lage nach, unter allen Staaten von Europa, zu einer Revolution am wenigſten geeignet und geſtimmt. Es wäre eitle Wortverſchwendung, den Beweis dieſer Behauptung nur zu verſuchen. Betrachtet die Muſterkarte von Staaten und Völkerſchaften, und urtheilt ſelbſt! Und wie käme der redliche, treue, wahrhafte und geduldige Deutſche zu einem Aufſtande gegen Fürſten, Ordnung und Geſetz? Einige Studenten und Kaufmannsdiener, die ſich mit Weltreformen in den Feierſtunden die Zeit vertreiben, oder ſich einander unzufriedene Briefe ſchreiben, in denen ſie die Regenten-Geſchlechter abſetzen, wird man doch nicht mit dem deutſchen Volke verwechſeln! Der Deutſche iſt allenthalben heimiſch und zu Hauſe, aber am wenigſten in ſeiner Heimath und an dem eignen Heerde. Er gleicht ſeinen Zeitungen, die, im Gegenſatze

mit den chineſiſchen, in denen man nur inländiſche Artikel findet, nur auswärtige enthalten. Es iſt ordentlich rührend, zu ſehen, wie er in Frankreich für und gegen Villele, Polignac, die Preß- und Wahlfreiheit, die Jeſuiten und Congregationen, in England für oder gegen die Politik Canning's oder Wellington's, die ſteifen Torys und die geſchmeidigen Whigs ſich erhitzt und kämpft, als gelte es ſeinen Heerd, auf dem unterdeſſen das heimiſche Feuerchen brennen oder erlöſchen kann. Die Griechen und die Türken, Südamerika und Bolivar ſind ihm näher, als das Nächſte, von dem er faſt vorauszuſetzen ſcheint, es gehe ihn nichts an. Dabei ſteigt er nicht gern zum Einzelnen herab, ſondern hält ſich in den luftigen Regionen des Allgemeinen, und ſchreibt lieber und leichter eine Metaphyſik der Phyſik, als dieſe ſelbſt. Im hehren Reiche der Prinzipien bewegt er ſich ſtolz und ſicher, wie in ſeinem Eigenthum; Thatſachen ſind ihm zu gemein. Wie kein Volk adeliger iſt, als das deutſche, ſo trägt es die Achtung vor dem Alterthümlichen und dunklen Geheimnißvollen in

die Wiſſenſchaft und Kunſt über. Der Engländer geht in Allem von ſeinem Boden aus, und kehrt wieder auf ihn zurück. Selbſt die Reden im Parlamente beſchäftigen ſich nur mit dem Poſitiven, Wirklichen und Gegebenen, und verſteigen ſich äußerſt ſelten in das luſtige Gebiet der Theorie und Abſtraktion. Das Beſtehende, Faktiſche iſt des Britten Feld, das er mit Liebe und Geſchick bearbeitet. Die Franzoſen theilen ſich zwiſchen dem Allgemeinen und Beſondern, gehen gern von Jenem aus, kommen aber auf Dieſes zurück. Weniger praktiſch als die Engländer, ſind ſie es mehr, als die Deutſchen. Darum haben auch ihre Reden in den beiden Kammern und vor Gericht das Anſehen von wiſſenſchaftlichen Abhandlungen, und ſind gerade, der Allgemeinheit ihres Inhalts wegen, von allgemeinerem Intereſſe und anziehender. Der Ausländer kann die herrlichſten Reden eines Fox, Pitt und Canning langweilig finden, weil er ſich und ſeine Welt in ihnen vermißt. Für den Engländer ſind ſie um ſo wichtiger, weil ſie bei dem Gegenſtande bleiben, der ihn zunächſt angeht. Die einfachſte

Darſtellung wird, unter der Bearbeitung des gründlichen Deutſchen, leicht zu einer Diſſertation und Deduktion, und er hält noch über die Maßen viel auf die weitſchweifige, wie er es nennt, erſchöpfende Umſtändlichkeit, wenn auch dabei weder Vortheil noch Zweck zu erkennen iſt. Das Nahe, Nützliche und Leichte überſieht er für das Ferne, Ueberflüſſige und Schwere, und die Mühe, die er zu überwinden hatte, wenn er ſie auch ſich ſelbſt gemacht, bringt er in Rechnung ſeines Verdienſtes. Man könnte von einem rechten und echten Deutſchen ſagen, er habe über den Löffel ſogleich eine teleologiſch-äſthetiſche Abhandlung, und eine urkundliche Geſchichte der Form und des Gehaltes deſſelben, wie auch ſeines Gebrauchs in allen Zeiten, und bei allen Völkern fertig; komme er aber einmal an einen gut beſetzten Tiſch, dann fehle es ihm ſelbſt an einem Löffel, oder er bringe ihn wenigſtens nicht zum Munde, ohne etwas zu verſchütten.

Das Geſpenſt, mit dem Geiſterſeher uns etwas zu ſehr erſchreckt, die Europa auf einem Vulkane ſehen wollten, in dem junge Demagogen

als Titane arbeiteten, hat ſeinen Hahnenſchrei gehört und Morgenluft gewittert. Gefahr giebt es von dieſer Seite wenig, aber an manchen Orten viele Noth, die Gefahr erzeugen kann. Die Verarmung geht raſchen Schrittes, die Quellen des Wohlſtandes verſiechen täglich mehr, und Handel und Gewerbe leiden. Beſchränkende Maßregeln jeder Art, Cenſur, Zölle und Mauth lähmen die lebendige Bewegung und den Umtauſch, der die Thätigkeit anregt und ihr einen Preis giebt. Was helfen die Vereine, Verbindungen und Verträge, ſetzt man ſich mit der Natur in Widerſpruch? Hat dieſe vielleicht Ströme durch das weite Land gezogen, um ferne Völker zu trennen, ſtatt zu vereinen? Man pflegt da zu kaufen, wo man die Waare am beſten und wohlfeilſten erhält. Gegenſtände von großem Umfange und Gewicht und, im Verhältniſſe, von nicht großem Werthe ertragen weder eine weite Landfracht noch ſtarke Zölle. Zu dieſen Gegenſtänden gehören die Frucht und der Wein, beſonders wenn letzterer nicht von ausgezeichneter Güte iſt. Sperrt man nun die Flüſſe, die den Transport erleich-

tern und wohlfeil machen, um die Waaren zu nöthigen, die mühſeligen und koſtſpieligen Landwege einzuſchlagen, wie ſoll man für ſie Abſatz finden? Keine Vereine und Verträge vermögen dieſem Nachtheil abzuhelfen. Nur die freie Konkurrenz macht den natürlichen Preis der Dinge. Dieſe fehlt aber, wo man die Verbindung zwiſchen den Producenten und Konſumenten, den Käufern und Verkäufern erſchwert. Es iſt gar viel von der Freiheit der deutſchen Flüſſe geſprochen worden. Man glaubte ſie durch Verträge geſichert, und ſetzte, zu ihrer Erhaltung, ſogar Behörden ein. Das erinnert unwillkührlich an die Kommiſſionen der Preßfreiheit und der perſönlichen Sicherheit im franzöſiſchen Kaiſerreiche. Auch da hatte man Kommiſſionen, aber nicht für die Dinge, von denen ſie den Nahmen führten, ſondern ſtatt derſelben.

In der Lage, wo wir uns befinden, iſt es vielleicht ſo wichtig für die Regierungen, als für ihre Unterthanen, welche Noth oder Neigung zur Auswanderung beſtimmt, ſie dieſen zu erleichtern. Wie häufig wird über Unzufriedenheit geklagt,

die gefährliche, ruheſtörende Geſinnungen hervorrufen und verbreiten ſoll? Wenn es Mißvergnügte giebt, die ſich nach Veränderung ſehnen, ſie vielleicht, wo die Umſtände es erlauben, auch begünſtigen; wenn dieſe Menſchen Lehren ergeben ſind, die ſich mit dem Zuſtande Europa's nicht vertragen, in der neuen Welt aber ohne Nachtheil verbreitet und ſelbſt angewendet werden, warum dieſen Menſchen die Auswanderung erſchweren? Gerade ſie gehören zu den Feinden, denen der Kluge eine goldne Brücke ſchlägt. Auch Cromwell wurde gehindert, auszuwandern; was wäre es für Karl I. werth geweſen, hätte man ihn um hohen Preis dazu beſtimmt? Was würde man von dem Arzte ſagen, der den Krankheitsſtoff im Körper zu erhalten ſucht? Die Auswanderung geſchehe aus Neigung oder Noth; in beiden Fällen ſollte man ſie begünſtigen. Die Menſchlichkeit macht es in dieſem Falle zur Pflicht, das Intereſſe in jenem. Man ſpricht nur von den Unglücklichen, die bei dem Verſuche, in der neuen Welt ein beſſeres Loos zu finden, gänzlich verarmen oder untergehen. Gut! darum ſollt

Ihr ja den Bedrängten zu Hülfe kommen, die Auswanderungen leiten, den Gefahren und Nachtheilen begegnen, die gewöhnlich mit dem planlosen Reisen nach der neuen Welt für Unwiſſende und Unbemittelte verbunden ſind; oder könnt Ihr ſie in der Heimath glücklich machen? Aber, ſagt man, wo ſoll man Mittel finden, die Koſten ſolcher Unternehmungen zu beſtreiten? Sind die Finanz-Verlegenheiten vielleicht nicht groß genug, daß man ſie noch vermehren darf? Ich denke nicht. Entfernt man die Mißvergnügten, die der Ruhe und Ordnung in Europa gefährlich ſind, dann wird alles Geld geſpart, das die Unterſuchungs- und Sicherheits-Kommiſſionen bisher gekoſtet haben. Entfernt man die Unglücklichen, die aus Noth Verbrecher werden, dann giebt es neunzehn Zwanzigtheile Unterſuchungen, Sentenzen, Prozeßkoſten, dann wieder Auslagen für Verurtheilte, Gefangene und Sträflinge weniger. Auf dieſe Weiſe kann ein Kapital gebildet werden, mit dem ſich etwas machen läßt. Und wie hoch iſt das Gefühl anzurechnen, daß man Verbrechen vorgebeugt hat, die man hätte

beſtrafen müſſen? Und darin eben beſteht die wahre Regierungskunſt. Strafen iſt einfach und bequem; aber die Strafe in der Geſellſchaft unnöthig, wenigſtens ſelten machen, darin beſteht die große Aufgabe der Geſetzgebung und Verwaltung. Sollten auch die Mittel, die auf dieſe Weiſe zu gewinnen ſind, nicht hinreichen, dann mögen ſich, zur Beförderung eines ſo ſchönen und großen Zwecks, wohlthätige Vereine bilden. Haben wir doch an das Problem der Befreiung der Griechen ein ſchönes Geld geſetzt, deſſen Verwendung nicht immer der frommen Abſicht des Gebers entſprach, und für unſere Landsleute, für unſere Mitbürger wären wir dürftig oder karg! Verſucht es nur! Die Begüterten und Glücklichen im Staate haben ein Intereſſe, die Armen und Unglücklichen aus ihrer Nähe zu entfernen, die es, zum Theil durch ſie, geworden ſind. Fragt mich nicht: Wie? Das führt zu weit.

Was jetzt in Frankreich vorgeht, iſt allerdings nicht beruhigend. Die Verwaltung mag ſich manche, und ſelbſt grobe Fehler vorzuwerfen ha-

den; aber der Tadel, ſelbſt die Anklage, nimmt unter Gebildeten nie die gehäſſige Geſtalt perſönlicher Beſchimpfung an. Die Preßfreiheit feiert ihre Saturnalien, und in der That, wenn etwas die Plakereien der Cenſur rechtfertigen könnte, dann wäre es der ſchmähliche Mißbrauch, der mit der entfeſſelten Preſſe getrieben wird. Ich bin weit entfernt, die Miniſter in Schutz zu nehmen, denen es übrigens auch ſo gleichgültig, wie ihren Gegnern ſeyn kann; aber die Fehler und Verirrungen mancher Liberalen und ſogenannten reinen Royaliſten kann ich doch auch nicht Tugend und Weisheit nennen. Alle Uebertreibung führt zur Geſetzloſigkeit auf dieſer und auf jener Seite. Und iſt wirklich das Wohl des Volks, die Ehre der Nation, die Bewahrung ihrer Freiheit der Gegenſtand des Kampfes? Haben die Gegner des Miniſteriums nicht noch einen ihnen nähern Zweck? Man führt eine andere Sprache, wenn man die Gewalt erringen will, eine andere, wenn man in ihrem Beſitze iſt. Haben wir das nicht an Hrn. v. Villele und ſeinen Kollegen geſehen? Waren ſie darin von ihren Vorgängern ſehr

verſchieden, und werden ihre Nachfolger von ihnen ſehr verſchieden ſeyn? Es wird ſich zeigen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß die Stimmung in Frankreich Beſorgniſſe erregen darf, wenn das gegenwärtige Miniſterium an ſeiner Stelle bleibt. Ob ſeine Nachfolger es bequemer haben werden, iſt eine andere Frage. Um Frankreich zu regieren, bedarf es jetzt einer groſſen Klugheit, und beſonders einer groſſen Kraft. Dem harten Richelieu dürfte die Arbeit vielleicht leichter werden, als dem guten Sully. Wollte die Politik den Grundſatz befolgen, den die Moral empfiehlt, nämlich in Allem Recht zu thun, dann würden ihre Siege vielleicht leichter und von längerer Dauer ſeyn, und eine Niederlage ihr wenigſtens den Troſt und die Beruhigung eines guten Gewiſſens laſſen.

Die Franzoſen könnten mit ihrem Looſe zufrieden ſeyn, und wären es auch, wenn die Reſtauration nicht beſtändig die Emigration der Revolution feindlich gegenüberſtellte. Gelingt es nicht Beide verträglich in geſetzmäßigen Schranken zu halten, dann muß der Kampf zwiſchen dem Alten,

das man wieder verjüngen möchte, und dem Neuen, das ſich nicht verdrängen laſſen will, fortwähren, bis durch einen glücklichen Prozeß eines der zwei feindlichen Elemente niedergeſchlagen, oder ausgeworfen wird. Das kann die Regierung, allein verhindern, wenn ſie will. Die Kriſe iſt bedenklich. Doch darf man die Stimme der Parteiblätter nicht für die des Volkes halten, das jene durchaus vertreten wollen. Der Unmuth macht ſich auf der Rednerbühne und durch die Preſſe Luft, und ſo wirft die Nation den Krankheitsſtoff auf eine ihrer Geſundheit zuträgliche Weiſe aus. Die Oppoſition erhält die Regierung wach und vorſichtig, und da ihr ausgezeichnete Talente entgegentreten, ſo muß ſie deren zum Widerſtande haben und entwickeln. Der innere Kampf der Meinungen und Anſichten übt und ſtärkt die Kraft, und wie er ein Zeichen der Freiheit iſt, ſo iſt ſie auch zum Theil ſein Werk. Das Leben ſelbſt beſteht nur durch Widerſtreit, und wo er aufhört, beginnt der Tod. So lange die Regierung ſich über den Parteien hält, und ſich ſelbſt nicht zu einer Partei erniedrigt, kann

ſie aus dieſem Kampfe großen Vortheil ziehen, ſtatt daß er ihr Verderben brächte. Man muß es mit dem ganzen Lärm, den die Preſſe macht, ſo genau nicht nehmen. Nicht alles Gedruckte iſt ein Evangelium, wenn es auch ſeine Apoſtel hat, die es mit großem, oft mit verſtelltem Ernſte im Lande predigen. Nach dem entſetzlichen Geſchrei über die Jeſuiten, Kongregationen und kleinen Seminarien, hätte man den jüngſten Tag erwarten ſollen; er war und iſt ſo nahe nicht. Die ſüdlichen Menſchen deklamiren heftig und geſtikuliren ſtark. Die Nordländer tadeln es an ihrem Trauerſpiele, und nennen ſolche Uebertreibung Unnatur. Es iſt aber mit der Natur, wie mit der Orthodoxie, die jener engliſche Biſchof vortrefflich erklärte, indem er ſagte: Meine Doxie iſt Orthodoxie, die Doxie Anderer, die mit der meinigen nicht zuſammenſtimmt, iſt Heterodoxie. So iſt unſere Natur ganz natürlich; die Natur Anderer aber, die ſich mit der unſrigen nicht verträgt, iſt Unnatur.

Geht man von Frankreich auf Spanien über, dann bietet ſich gar wenig Erfreuliches und

Troſtreiches dar. Im Intereſſe der königlichen Macht und Würde hätte man die abſolute Gewalt hier vor deren Uebermaaß bewahren ſollen. Man ſtellte ein böſes Beiſpiel auf, als man die Ausſchweifungen revolutionärer Umtriebe zum Texte der allgemeinen Straf- und Friedenspredigt in Europa nahm, und die Monarchie auf dauernde Grundlagen befeſtigen wollte. Das Beiſpiel iſt wirkſamer, als alle Lehre, und die neueſte Geſchichte Spaniens iſt ein unglücklicher Kommentar der Doktrin der Zeit. Ueberhaupt ſind die Dinge in Europa ſo geſtellt, daß alle Weisheit, Milde, Gerechtigkeit und Kraft unſerer Regierungen dazu gehört, um die Gemüther über die nahe Zukunft zu beruhigen. Es können Tage kommen, wo die Politik, der ein gutes Gewiſſen fehlt, ſchlafloſe Nächte hat.

Spaniens Lage iſt bedauernswürdig. Wäre das unglückliche Volk verdammt, die ſchweren Sünden ſeiner Väter abzubüßen, dann ſogar hätte es ſchon genug gelitten. Man kann wenigſtens nicht ſagen, daß ſein trauriger Zuſtand

das Werk der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts und demagogiſcher Umtriebe ſey.

Portugal, unter der Herrſchaft Dom Miguels, bildet eine furchtbare Epiſode in dem verwickelten, folgenreichen, politiſchen Drama unſerer Zeit, die dem wahren Intereſſe der Monarchie und der Legitimität verderblicher iſt, als alle Anſtrengung des Carbonarism's. Eine heilige Allianz, die dem muthwilligen Drucke von Oben und dem leichtfertigen Aufſtande von Unten mit gleichem Ernſte begegnete, würde dieſen ſchönen Namen wahrhaft verdienen, und ſchweren Ereigniſſen vorbeugen, deren Saame in dem Schoſe der Gegenwart liegt.

England iſt eine höchſt merkwürdige, politiſche Erſcheinung. Mit einer Schuldenmaſſe, die es nie bezahlen kann, beſitzt es größere Reichthümer und mehr Kredit, als irgend ein anderer Staat. Mit allen Elementen der Zwietracht verbindet es eine Einheit und Kraft, die ihm einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Weltbegebenheiten ſichert, und eine lange Dauer verſpricht. Die Kolonien, die es ſich unterwür-

ſig erhält, übertreffen bei Weitem das Mutterland an Umfang und Menſchenmenge. Die Armen, die von milden Gaben und Beiträgen leben, ſind zahlreicher, als ſein Heer. Die Leute, die weder an den beweglichen noch unbeweglichen Gütern Antheil haben, mit dem Leben an ihrer Hände Arbeit angewieſen ſind, und an der Erhaltung der beſtehenden Ordnung der Dinge kein Intereſſe finden, machen vielleicht drei Viertheile der Bevölkerung aus. Die Katholiken, die man mit Rechten auf Rechte abgefunden zu haben glaubt, und die Diſſenters, die ſich von den Rechten der herrſchenden Kirche noch ausgeſchloſſen ſehen, könnten, wenn die Zahl und phyſiſche Kraft entſchieden, der anglikaniſchen Kirche wohl die Spitze bieten. Die ganze Macht des Staates iſt auf die bewegliche Grundlage des Handels und der Induſtrie geſtellt; und doch nimmt dieſer Staat in der Reihe der großen Mächte eine der höchſten Stellen ein. Und was erhält dieſes dem Anſcheine nach ſo zerbrechliche Kunſtwerk, und verleiht ihm dieſe Stärke und Dauer? Vor Allem die intellektuelle und moraliſche Ueber-

legenheit der Regierung, einer Regierung, welche die Einſicht und Aufklärung der Nation beſtändig in ſich aufnimmt, und das Intereſſe und den Willen des Kerns derſelben zu dem eigenen Intereſſe und Willen macht. Lernt das Geheimniß; es iſt keine Zauberei. Lernt!

Von Preußen glauben Manche, es habe ſich noch nicht zu der ihm eigenen Geſtalt entwickelt, und ſehe, wie verpuppt, dem Augenblicke entgegen, in dem die beengende Hülle fällt, das frei gewordene, und gleichſam neu geborene Weſen die Flügel ſchlägt, und ſich munter in die Höhe ſchwingt. In Preußen liegt allerdings ein reicher Stoff. Es kann einen Geiſt finden, der, wie Friederich der Große, mit Wenigem Vieles thut; und was wird er erſt mit Vielem zu Stande bringen? Allein die beiden Inſtitute der Landwehr und der Städte-Ordnung und Gemeinde-Verfaſſung überhaupt müſſen eines Tags höchſt überraſchende, wichtige Reſultate haben. Das Fleiſch und Mark der Nation iſt geſund, nur einige Stände geben Zeichen einer Ueberreiſe, und dann wieder einer Unreiſe, die in den Neu-

ßerſten von Rohheit und Künſtelei, von Unglauben und Aberglauben, von Indifferentism und Unduldſamkeit, von leerer, witzelnder Ueberfeinerung, ſchwülſtigem Bombaſte und ſcheinheiligem Myſtizis'm zu erkennen ſind. In mancher Beziehung ſcheint hier der Literatur und Kunſt eine byzantiniſche Periode zu drohen. Dieſe Hinneigung geht indeſſen von einer Minorität aus, die wohl ein lärmendes, aber ſchwerlich viel beachtetes Wort führt.

Oeſtreich iſt der Stützpunkt der europäiſchen Politik. Die Erhaltung des Beſtehenden glänzt ihr als Polarſtern auf der Fahrt durch die wechſelnden Wogen der Zeitverhältniſſe. Der Beweglichkeit ſetzt ſie Unbeweglichkeit entgegen. Sie iſt ein Fels, von zürnenden Stürmen und Gewäſſern umrauſcht. Das Schiff, welches das Palladium der Stabilität führt, hat in Oeſtreich ſeinen feſteſten Ankergrund. Oeſtreich weiß ſehr gut, was die Zeit bewegt, und hat ſich entſchloſſen und unbedingt für das erhaltende Prinzip erklärt, dem die Revolution die Herrſchaft ſtreitig macht. Darum haßt und fürchtet auch die

Neuerung Oeſtreich über Alles. Aber dieſer Haß auf der einen Seite iſt ihm Zeichen und Bürge ſeines Werthes und ſeiner großen Bedeutung für die andere. An den Grundſätzen, die ſeine innere Verwaltung leiten, finden vielleicht ſelbſt ſeine Feinde wenig auszuſtellen. Die Haltung dieſer Macht iſt entſchieden und feſt, und ſie hat ſich hoch geſtellt.

Ueberhaupt hat die Monarchie in unſerm Welttheile von der Revolution wenig zu fürchten. Im Beſitze der Kriegsmittel, des Geldes, der Auszeichnung, Ehren und Gnaden, iſt ſie allmächtig. Ihre Waffen ſind unwiderſtehlich, wenn ſie dieſelben nicht aus den Händen gibt, oder ſelbſt zerbricht. Von der zurückgekehrten Emigration ſoll der Fürſt Talleyrand geſagt haben: «Sie hat nichts gelernt und nichts vergeſſen.» Das darf man von der Ariſtokratie überhaupt nicht ſagen können; hätte ſie auch nichts vergeſſen, dann muß ſie doch viel gelernt haben, wenn ſie anders die Meinung der Monarchie rechtfertigen will, die in der Ariſtokratie eine feſte Stütze zu haben glaubt.

Eine Gegenrevolution, ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller, iſt eine zweifache Revolution; einmal, indem ſie zerſtört, was die Revolution, den Bedürfniſſen der veränderten Zeit gemäß, eingeführt hat, und wieder herſtellt, was von dieſer zerſtört worden iſt; und dann, weil eine zweite Revolution, den Bedürfniſſen der veränderten Zeit gemäß, die Gegenrevolution zerſtören muß, um die Revolution in Dem, was ſie bezweckt und gewollt, wieder herzuſtellen. Ohne Zweifel dachte ſich For die Gegenrevolution mit der Reſtauration verbunden, da er ſagte, die ſchlimmſte aller Revolutionen ſey die Reſtauration; und in dieſer Vorausſetzung hatte er vielleicht nicht ſo ganz Unrecht. Wird dieſe Bemerkung auf Frankreich angewendet, dann hat nur die Verwaltung es verſchuldet und ſich vorzuwerfen:

Welche Rolle hat Frankreich geſpielt, und welche ſpielt es jetzt? Welch ein Blick über die letzten dreißig Jahre! In ihnen liegt der Inhalt einer Weltgeſchichte. Indeſſen bewegt mich wenig, was ſo viele Andere in Schrecken ſetzt. Wer fände auch in den längſten Tagen Zeit genug, um

ſich gegen die Kongregationen und Prozeſſionen zu ereifern? Das Uebel liegt tiefer. Mir iſt es ganz begreiflich, daß Menſchen, die in tollen Freudeſprüngen die Carmagnole um die Guillotine tanzten, und, unter dem wilden Geheule des Ça-ira und Madame Veto*), das Blut der wirklichen oder eingebildeten Ariſtokraten forderten, ſpäter, feierlichen Schrittes und mit geſenktem Haupte, andächtig in Prozeſſionen wallten, und das Erlöſe uns, o Herr! oder ein de profundis beteten. Waren es doch dieſelben Menſchen, die Europa mit Töchter-Republiken der einen und untheilbaren Republik bevölkern wollten, und dann den Waffen des Kaiſerreichs, auf den Wink eines unumſchränkten Herrn, die Welt von einem Ende bis zum andern unterworfen wiſſen wollten! Nun, dieſelben Menſchen machen aus ganz Europa eine einzige unfehlbare Kirche, und an die Stelle der gottloſen Klubbs und der gefürch-

*) Der Anfang zwei beliebter Volksgeſänge. Madame Veto heißt die Königin, weil man der königlichen Gewalt das Veto gegen die Beſchlüſſe der geſetzgebenden Verſammlung erhalten wollte.

teten demokratiſchen Propaganda ließen ſie die andächtige und gottgefällige Kongregation und eine mönchiſche Propaganda treten. Es wechſeln nur die Stücke und der Schauplatz; die Schauſpieler ſind dieſelben. Das Volk iſt, wozu es ſeine Führer machen. Friedrich der Große hatte ſein eigenes Preußen, wie deſſen Nachfolger das ſeinige. Die Franzoſen unter derſelben Regierung des ſich ſo ungleichen Ludwigs XIV. glichen ſich kaum, und ſie wechſelten unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, Ludwigs XVI., wie ihre Gebieter. Die Flüchtlinge bei Roßbach und die Sieger von Auſterlitz waren von demſelben Stoffe. Die Geſchichte der Völker iſt die der Einzelnen, die ſie führen. Dieſe Wahrheit ſpricht den Regierungen ihr Urtheil. Nicht bloß das Wohl und Elend der Völker, in wie weit es von Menſchen abhängt, iſt ihr Werk, ſondern auch die Verirrungen derſelben, ihre Ehre und Schande, und das Gefühl dafür. Regierungen, die über den böſen Geiſt und die ſchlechte Stimmung im Volke klagen, klagen ſich ſelbſt an.

Was die Jeſuiten betrifft, ſo habe ich weder den Abſcheu noch die Angſt vor ihnen, die man ſo oft ausſprechen hört. Ich glaube übrigens auch, es ſey damit ſo ernſtlich nicht gemeint. Wären dieſe Gefühle aber doch ſo aufrichtig, wie man vorgibt, dann möchte ich ſie ein wenig einfältig nennen. Können die Jeſuiten und der Ultramontanism gefährlich werden — und ſie können es unter gewiſſen Verhältniſſen allerdings — dann iſt es nur durch die Mitwirkung der Regierungen möglich. Glauben dieſe des Beiſtandes der frommen Väter und des heiligen Stuhls zu bedürfen, dann iſt es wahrhaftig nicht an ihnen, die erbetene Hülfe zu verſagen. Oder ſollten die wiederauflebenden Orden und Rom ein Bündniß ablehnen, das zu ihrem Vortheil iſt? Warum klagt Ihr darum den Papſt und die Jeſuiten an? Seyd Ihr ſo fremd in dieſer Sache, daß Ihr nicht wißt, wer zu genehmigen oder zu verwerfen hat? Aber ich verſtehe Euch. Wagtet Ihr es, das Ding bei ſeinem Namen zu nennen, dann würde es anders heißen. Das geht nun begreiflicher Weiſe nicht. Von den Jeſuiten und

von Rom iſt nichts zu fürchten, darum wird der Angriff dahin gerichtet, wo er mit keiner, oder mit der wenigſten Gefahr verbunden iſt. Ich wollte leicht beweiſen, daß in dieſen Streit die ungerechte Einſeitigkeit und Bitterkeit eines Partikampfes gekommen iſt, in dem man ſich unredlicher Waffen zu bedienen kein Bedenken trug, wie ſie ſonſt kein Mann von Ehre führt; aber dazu iſt weder hier der Ort, noch jetzt die Zeit. Wir werden uns ſpäter, wenn es nützen kann, vielleicht bei Philippi, wiederſehen. Nur die Bemerkung muß ich noch beifügen, daß ſolcher Zwiſt, der Religion, Glauben und Meinen betrifft, nur wirklich gefährlich wird, wenn ſich Regierungen in ihn miſchen. Dieſes Feuer, ſich ſelbſt überlaſſen, erſtirbt in ſich, da die Bewegung in ihm und um es die ſtille Glut zur Flamme anfacht. Könnte man es über ſich gewinnen, die Leute plaudern, beten, ſingen und alles für Andere Gleichgültige abthun zu laſſen, wie die Leute gerade Luſt dazu tragen, dann würden ſolche Dinge, welche die Geſellſchaft nichts angehen, blieben ſie unbeachtet, auch unbemerkt vorübergehen. Das

aber mag der Staat nicht; er muß von Amtes wegen Notiz von Allem nehmen, entweder weil es ihm auf irgend eine Weiſe dienen kann, oder weil es jede Regierung für Pflicht und eine Ehrenſache hält, den Pflanzen das Aufwärtswachſen und dem Waſſer das Abwärtsfließen huldreichſt zu geſtatten, und im Nothfalle zu gebieten. Endlich werden die Doctoren, Schriftgelehrten, Prieſter und Leviten laut, die ſogleich das Kapitol in Gefahr ſehen, das ſie zu hüten haben, und ſich an Dienſt- und Pflichteifer von den Gänſen des alten Roms nicht wollen übertreffen laſſen. Die machen dann, durch großen Lärm, das Kleinſte groß, das Unbedeutendſte bedeutend, weil ſie ſelbſt und ihr Amt dadurch an Größe und Bedeutung gewinnen. In Ländern und Zeiten, wo man etwas Beſſeres zu thun weiß, als die Einfälle und Narrheiten, die Weisheit und den Unſinn eines Jeden, an einem von Staat und Kirche eingeführten Maaße und Gewicht zu prüfen, wo die weltliche und geiſtliche Obrigkeit ſich um keinen Schuh bekümmert, den ſie nicht anzuziehen hat, weil doch nur Der weiß,

ob und wo er drückt, der ihn trägt, da kennt man die elenden, erbärmlichen, ekelhaften Zänkereien nicht, die unſere Schulen und Kirchen und das geſellige Leben wie eine Peſt vergiften.

Die Religionszänkereien, die jetzt wieder ſo viele Blätter füllen, ſo viele Streitſchriften erzeugen, die Gemüther erhitzen, die Bürger deſſelben Staates, derſelben Gemeinde, die Glieder deſſelben Volksſtammes, derſelben Nation einander feindlich gegenüberſtellen, die Geſellſchaft theilen, ſelbſt Familien entzweien, ſind eine höchſt auffallende Erſcheinung in unſerer Zeit. Wer hätte vor vierzig, vor zwanzig Jahren gedacht, daß man in Frankreich, in Deutſchland je wieder bis zu dieſem Grade von Stumpfſinn und Albernheit zurückfallen würde? So iſt der Menſch! ſo geſtalten ſich die Angelegenheiten dieſer Welt! Wäre die merkwürdige Verwandlung, die dem öffentlichen Geiſte, wie durch einen Zaubertrank dieſe Richtung gegeben zu haben ſcheint, das Werk einer verſchlagenen Politik, dann könnte man ſie ihr Meiſterſtück nennen. Die Menſchen fingen an, ſich ſo viel mit dem Zeitlichen abzugeben,

daß Die, denen es vorzugsweiſe angehörte, die Erörterungen über Recht und Pflicht, Anſprüche und Beſitz bedenklich finden mußten. Es war darum ſehr klug, den Geiſt der Prüfung auf das Ewige abzulenken, und an die Stelle des Weltlichen das Geiſtliche zu ſetzen.

Die Kongregationen und Jeſuiten werden uns an Deputirtenkammern und Verfaſſungen wenig mehr denken laſſen. Der Staat weicht der Kirche, die gemeinen Intereſſen dieſer Welt verſchwinden vor den höhern jenſeits. Wer kann bei dem wichtigen Streite über Konfeſſions-Artikel an die Artikel des Budget denken? Was iſt alles irdiſche Glück und Wehe gegen die Freude und Qual, die uns der Himmel bietet, mit der uns die Hölle droht? So wandeln wir den rechten Weg, wenn uns die Frömmigkeit den Bruder haſſen heißt, der daſſelbe bürgerliche und politiſche Intereſſe mit uns theilt, aber in Glaubensſachen eine andere Meinung zu haben wagt. Vereinigt waret Ihr ſchwach, doch immer noch achtungswerth; getheilt ſeyd Ihr das Spielzeug Eurer Feinde, ein Gegenſtand der Verachtung

und des Hohnes. Albernes Geſchlecht, das ſich um den Schatten des Eſels ſchlägt, den der Liſtige entführt, der den Streit erregte, um ſich des Thiers zu verſichern!

In dieſer Zeit haben wohlgeſinnte Männer den Muth, an eine Vereinigung der chriſtlichen Religionen zu denken, und an die Möglichkeit derſelben zu glauben! Ja, es war eine Zeit, in der man dieſe Vereinigung hoffen durfte; ſie war, und wird ohne Zweifel wieder kommen. Jetzt iſt ſie nicht. Der Augenblick, wo die Heere ſich ſchlagfertig gegenüberſtehen, durch Herausforderungen und Drohungen zur Wuth erhitzt; wo man Ueberläufer wirbt, um ſie gegen die Fahne zu gebrauchen, die man von ihnen beſchimpft und verrathen glaubt; wo die Leidenſchaft das gute Recht nur auf einer Seite ſieht, und alles Unrecht auf der andern, das iſt nicht der Augenblick, in dem man mit Erfolg zur Verſöhnung und zum Frieden räth. Man muß den Paroriſm vorübergehen laſſen, er wird in Deutſchland, wenn man ihn nicht künſtlich unterhält, von keiner Dauer ſeyn. Wir kommen leicht in Eifer;

er hält aber ſelten an. Seit vierzig Jahren haben wir Rock und Jacke gar oft gewechſelt, und uns bald für eine Philoſophie, bald für eine Pädagogik, für Bart und lange Haare, wie für Volksthümlichkeit und Menſchenrechte ſchnell begeiſtert. Iſt nicht Alles die Sproſſen ſeiner Leiter auf- und abgeſtiegen, und glaubte immer auf dem Wege der Beſſerung, auf dem der Vollkommenheit zu ſeyn? Hatte nicht ſelbſt die ernſte Politik, wie die leichtfertigere ſchöne Literatur, ihre verſchiedenen Perioden? Die der kränkelnden Empfindſamkeit, ihre Siegwarte und Werther an der Spitze? Die der aufgeklärten Freigeiſterei, die viel verhieß und wenig hielt, viel in Proklamationen ſprach und wenig Glauben fand? Die der Andacht und Frömmigkeit, die für die Menſchheit betet und beten läßt, ſtatt ihr aus der Noth zu helfen? Nur die praktiſche Staatswirthſchaft iſt ſich immer gleich geblieben, in ihrem Heißhunger ungeſättigt und unerſättlich, und nie hat ſie überſättigt je etwas wieder zurückgegeben. Wir haben Alles wechſeln, ſich verdrängen und ablöſen geſehen, und immer,

wie man ſagte, auf dem Wege vom Schlimmen zum Guten. So geht es beſtändig ab und zu, und abwechſelnd hat man es verſucht mit Kaſernen, Klöſtern und Schulen; und ſelbſt die Zucht- und Findelhäuſer haben, wie die Naturphiloſophie und Myſtik, ihre Zeit gehabt. Eine Unfehlbarkeit iſt der andern gefolgt, und die Gläubigen haben ſchleunigſt ab- und zugeſchworen. Man darf nur die Trommel rühren, oder in die Trompete ſtoßen, und um den Wunderdoctor drängt ſich ſogleich ein ſchauluſtiges Publikum, das den Haus North durch den Hals einer Flaſche kriechen ſehen will, und am Ende auch geſehen hat. Man ſetze dieſer Beweglichkeit nur Unbeweglichkeit entgegen, und die Waſſer laufen ab, die Stürme braußen aus, der St. Veitstanz macht die Springer müde, und ſie hören erſchöpft zu tanzen auf. Nur wenn Regierungen, ängſtlich und ſchwach, aus dieſem Treiben Haupt- und Staats-Actionen machen, und ihm ſo Bedeutung geben, dann kann es bedeutend werden. Wir dürfen ruhig ſeyn, weil die Chorführer in dem neuen Drama ſo ziemlich die alten ſind.

Weiter gedenke ich in meinem Glaubensbekenntniſſe nicht zu gehen, in dem ich vielleicht ſchon zu weit gegangen bin. Alles, was ich geſagt habe, glaube ich; aber nicht Alles, was ich glaube, habe ich geſagt, und gewiß wohl daran gethan. Ich kann in Manchem, in Vielem Unrecht haben; das werden Die rügen, die es beſſer wiſſen, oder auch nur beſſer zu wiſſen glauben. Auf ſolche Weiſe hätte ſelbſt mein Irrthum der Wahrheit gedient, und ich dürfte zufrieden ſeyn, weil es durchaus nicht um meine Perſon, ſondern um die Sache zu thun iſt. Vielleicht habe ich auch Recht, obgleich man mir Unrecht gibt. In dieſem Falle mögen andere Menſchen und eine andere Zeit zwiſchen meinen Richtern und mir entſcheiden. Ich habe in meinem kurzen Leben geſehen, daß Verſtand Thorheit, und dann auch wieder Unſinn Vernunft geworden iſt. Sollte ſich das in einer langen Zukunft nicht öfter und in ſtärkern Gegenſätzen wiederholen? Jahrhunderte bieten größere Wechſel und Contraſte, als ein Menſchenleben dar, und doch haben Einzelne ſchon hinlängliche Beweiſe abgelegt, daß es nicht

unmöglich, ja nicht einmal ſchwer ſey, in Glauben, Wünſchen und Hoffen von einem Aeußerſten zum andern zu ſpringen. Gar Vieles hat für unmöglich, unvernünftig und unerlaubt gegolten, was ſpäter als höchſt einfach und natürlich, als vernünftig und rechtmäßig angeſehen ward. Ein Geſchlecht urtheilt nicht, wie das andere, und Geſinnungen, Anſichten und Gefühle wechſeln in der Zeit. Der Henker hat mehr als eine Schrift dem Feuer übergeben, deren Verfaſſer ſpäter als freundliche Genien der Menſchheit, als Wohlthäter ihres Geſchlechtes geachtet worden ſind. Die Nachwelt fragt wenig nach den Beſchlüſſen der Gegenwart, durch welche dieſe jene binden will. Was dort an's Kreuz geſchlagen ward, wird hier auf den Altar geſtellt, und Die ihr Leben als Verbrecher auf dem Richtplatze verloren haben, werden nicht ſelten als Märtyrer und Heilige verehrt. Die Antworten und Gutachten unſerer Fakultäten, die Bannflüche unſerer Päpſte und Sorbonnen, die Urtheile unſerer literariſchen, bürgerlichen und peinlichen Gerichte, wie die pragmatiſchen Sank-

tionen der Höfe werden höchſtens von dieſen ſelbſt geachtet und befolgt. Was kann man nicht erleben, wenn man lange lebt? Darum nun, und weil jede Generation, und, in ihr, faſt jeder Einzelne nur ſich für unfehlbar hält, die Generationen aber und die Menſchen wechſeln, ſo muß man, bei guter Abſicht, nie verzweifeln, und weder ſein Glück noch ſein Unglück, weder ſeine Heiligſprechung noch Verdammung für unabänderlich und ewig halten. Spreche darum Jeder ſeine Ueberzeugung treu und ehrlich aus, und theile als Wahrheit mit, was er dafür erkennt. Die Gegenwart und Nachwelt mögen es dann begreifen, deuten und würdigen, wie ſie der Sache nun gerade gewachſen und gewogen ſind.

Dieſe Anſichten, wie ich ſie hier mitgetheilt, ſetzte ich einem angeſehenen Manne von der Linken, der früher ſeinen Sitz auf der Rechten gehabt, in vertraulicher Unterhaltung auseinander. Er hörte mir mit gefälliger Aufmerkſamkeit zu, und bemerkte, da ich geendet, lächelnd: «Was Sie ſagten, iſt wahr, ſehr wahr, und doch auch

wieder falſch. Es iſt das politiſche Glaubensbekenntniß eines Mannes ohne Welt. Sie kennen den Menſchen, aber nicht die Menſchen, das Volk, aber nicht den Hof, die Macht der Vernunft, aber nicht die der Albernheit. Ich habe mich in dem Lager der Feinde umgeſehen, und die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht unſere Stärke, aber ihre Schwäche, nicht unſer Verſtand, aber ihr Unverſtand thun wird. Sie aber, nehmen Sie ſich in Acht, Sie kommen zwiſchen zwei Feuer. Recht iſt jetzt nicht das Rechte, ſondern was dem Parteigeiſte ſchmeichelt und den Sieg gewinnen hilft.« *)

---

*) Dieſer Aufſatz iſt älter, als die entſcheidenden Tage des Juli, was beſonders in Beziehung auf Frankreich bemerkt werden muß. Ich konnte und wollte indeſſen nichts daran ändern; und es ſoll ihm, denke ich, in den Augen des Publikums keinen Nachtheil bringen, daß die Zeit ſchon über ſeinen Gehalt geurtheilt hat.

Dorfchronik von Dorfheim.

Warum wird immer nur von Staats- und Städteangelegenheiten ſo viel Aufhebens gemacht? Iſt unſer Dorfheim nicht auch eine Welt, und ſeine Dorfchronik eine wahre Weltgeſchichte? Ich getraue mir es zu beweiſen, und begreife darum keineswegs, warum wir mit unſern Angelegenheiten, welche der übrigen Erde mit Unrecht unbedeutend ſcheinen, nicht in den öffentlichen Blättern figuriren. Der Menſch ſucht auch außer ſich nur ſich; und wir leſen nur darum ſo ſelten periodiſche Schriften, weil ſie ſich mit unſerm Dorfe, den Ereigniſſen in demſelben, die doch bei uns ſo gut paſſiren, als in einer Reſidenz, gar nicht, oder nur wenig abgeben. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum man nur große Welthändel aufſchreibt und ausposaunt, und nicht eben ſo gut Flecken- oder Dorfhändel, die uns doch näher

angehen. Recht vernünftige Leute haben geſagt, der Menſch ſey ſich allenthalben, unter gleichen Verhältniſſen, ziemlich gleich, und das Große ſey auch das Kleine, nur im vergrößerten Maaßſtabe und umgekehrt. Dieſer Meinung bin ich ganz, und was von einem Staate gilt, muß, abſteigend, von einer Provinz, von einer Gemeinde und von einer Familie gelten. Laufen die Schlägereien der Völker und großen Herren, und unſere Prügeleien, nicht auf eins hinaus; wenn wir gleich keine Kanonen führen, ſondern nur geringere Waffen? Wir gerathen gewöhnlich nur im Rauſche tüchtig aneinander, wie die Raufbolde der Weltgeſchichte, die Alexander, Karl XII. und Dſchingiskane auch; nur ſind wir von Wein oder Bier trunken, dieſe aber von Ehrgeiz oder Herrſchſucht. Unſer Amtmann oder Schulze gibt wahrhaftig dem türkiſchen Sultan nichts nach im Herrſchen, und iſt vielleicht noch eigenmächtiger, mit dem Unterſchiede, daß dieſer es in Konſtantinopel iſt, und unſer Schulze hier im Dorfe Dorfheim. Aber was thut der Ort zur Sache? Mein Nachbar Velten hat

vielleicht nur wenige hundert Thaler mehr, als der reichſte Bauer nach ihm, und er weicht, ſtelle ich mir vor, den ſteifeſten Torys in der Impertinenz um kein Haar; ſo vornehm und reichgrob iſt er.

Was ſonſt noch allerlei bei uns vorgeht, will ich kurz berichten. Wir ſind nämlich in der größten Verlegenheit wegen der gegenwärtigen Zeitläufe. Unſer ganzes Dorf weiß nicht recht, was es über den Gang der Kriegsoperationen denken ſoll. Das Beſte wäre vielleicht, es dächte gar nichts, weil es doch am Ende geht, wie Gott will, und nicht nach dem Wunſche von Dorfheim. Aber ſelbſt in dem kleinen Orte ſtimmen wir nicht alle zuſammen. Der Krämer Gewinnlieb, der noch Kolonialwaaren auf ein Jahr hat, glaubt, die gegenwärtige Ordnung der Dinge könne noch ein Jahr beſtehen und mit dem Abſatze ſeiner Kaffeebohnen gleichen Schritt halten. Meine Frau, die den Kaffee beſonders liebt, iſt über den hohen Preis deſſelben und den des Zuckers ſchrecklich erboßt, und prophezeiht den Mauthen und Mauthchen ihren nahen Untergang. Man zerbricht

ſich den Kopf mit der Frage: Ob der Türke aus Europa verjagt werde, und Rußland ſeiner nahen Beſtimmung entgegenreife; ob Wellington das Miniſterium, oder das Miniſterium den edlen Lord zu halten fähig ſey; ob Don Miguel ſich zur Legitimität, oder dieſe ſich endlich zu Don Miguel bekenne; ob die neueſte Poeſie zu einigem natürlichen Gefühle, und die neueſte Philoſophie zu etwas Verſtand kommen möge... Ich, meiner Seits, halte auf all' das Zeug nichts, und denke, der Sommer bringt Wärme, der Winter Kälte, das Waſſer macht naß und ein langes Leben alt. Die Verlegenheit des übrigen Dorfs dagegen iſt deſto größer, da unſere Zeitungen auch nicht den geringſten Troſt geben. Die haben faſt alle eine ſo platte und abgedroſchene Phyſionomie, daß man in ihnen ſogleich die Kinder einer und derſelben hungrigen Familie erkennt. Durch ſie erfährt man kaum das Intereſſante, was geſchieht, viel weniger das Intereſſantere, was geſchehen könnte oder ſollte. Obgleich der Zwieſpalt in der Religion hier und da noch fortwährt, ſo gedenkt es doch die nachdrücklichere Poli-

tik wirklich zu einer Heerde und zu einem Schaafſtalle zu bringen.

Der Pfarrer unſers Orts und der Schullehrer ſind in einem gelehrten Streite begriffen über die Ehre der erſten Entdeckung eines Druckfehlers in dem neuen Geſangbuche. Das wird unſern Literaturzeitungen viel zu ſchaffen machen, und ſie, die an ſich ſchon höchſt intereſſant ſind, können dadurch nur an Intereſſe gewinnen. Die Fehde ſoll aber, wie man verſichert, einen tiefern Grund haben. Unſer Pfarrer und der des benachbarten Orts hatten ſich nämlich entzweit über die beſte Methode zu predigen. Dieſer fährt gewaltig aus, wenn er ſpricht, und lärmt beſtialiſch, des tiefern Eindrucks wegen. Jener hält viel auf Anſtand in Geberden und Ausdruck, nennt den Miſt nicht Miſt, und eine Sau nicht Sau, gibt auch nicht viel für zu große Rührung, weil ſie das Geſicht entſtellt, und ſieht auf der Kanzel aus, wie ein Liebhaber in einem Viſitenzimmer. Der Schullehrer hat ſich gegen unſern Paſtor erklärt, weil ſie mit einander dienen, und ſich darum nicht lieben, wie das bei allen Behör-

den, Kollegien und Stellen der Fall ſeyn ſoll, wo auch, wie in der Politik, Nachbar und Feind gleichbedeutend ſind. Aber Beide haben ihre mächtigen Anhänger, die beinahe toll werden vor Aerger, daß Keiner dem Andern nachgeben will. Ich habe zu ihnen geſagt: «Nachbarn, vertragt Euch nachbarlich. Predige Jeder, wie es ſeiner Gemeinde gefällt, und die Gemeinde beſuche den Prediger, den ſie vorzieht. Macht es doch Alles in der Welt, wie ihm der Schnabel ſteht, und muß es ſo machen, weil es ſein Schnabel, und nicht der eines Andern iſt.» Vergebens! Die Hirten wollen Recht haben, und beweiſen es mit Gründen, welche wenige von ihren Schaafen verſtehen, und die auch ihre Predigten nicht beſſer machen, ſondern gerade den Einen verhindern, das Gute anzunehmen, welches der Andere hat. Der Amtmann ſagt, die Angriffs- und Vertheidigungsmittel der beiden Kanzelredner ſeyen nicht neu, ſondern die aufgewärmte Collation von einem Diner, mit dem ſich die franzöſiſche und deutſche Tragödie und alle Konfeſſionen, Sekten und Schulen ſeit undenklichen Zeiten traktirt

hätten. Das dritte Glied des hieſigen gelehrten Standes, der Barbier, welcher ſich aber lieber Doctor nennen hört, iſt, Gott Lob! noch neutral. Miſcht der ſich hinein, dann ſetzt es, zur allgemeinen Freude, was ab; denn Leute ſeiner Art ſind ſehr biſſig, und können ihre Sache gut verfechten ohne Widerſpruch, während dem ſie, mit dem Meſſer in der Hand, ihre ſtummen Kunden barbiren.

Ein großes Spektakel machte bei uns auch die Frage, ob bei den Stellen von Beamten, Landes-Deputirten und ſonſtigen einträglichen und ehrenvollen Würden ein Wahlreich beſſer ſey, als ein Erbreich, oder umgekehrt. Der Schulze, welcher eine geſegnete Ehe hat, erklärte ſich ſtark für die Erblichkeit. Er meint, das Regieren käme Einem auch nicht angeflogen, wie überhaupt kein Handwerk und keine Kunſt, ſondern müſſe gelernt und geübt werden, und da habe der Sohn das beſte Muſter in der Nähe, nämlich ſeinen Vater, von dem er profitiren könne von Kindes Beinen an. Schon über fünfzig Jahre ſey die Schultheiſerei bei der Familie

Huth, und die Gemeinde, deß flattire er ſich mit Recht, habe ſich immer paſſabel dabei befunden, und Keiner, deſſen glaube er ſich ohne Eitelkeit rühmen zu dürfen, halte die Gemeinde ſo gut unter einem Hute, wie er, Schultheis Huth.

Der Gemeindehirt ſchnauzte ihn aber an, wie Fox ehemals die engliſchen Miniſter, manche Miniſter jetzt viele Deputirten, die Quotidienne und Gazette den Conſtitutionnel und das Journal des Debats,*) oder die rechte Seite die linke, und dieſe jene. Er habe, ſagte er, ſchon unter ſeinem ſeligen Vater, dem er in der Herrſchaft gefolgt ſey, über das liebe Vieh mit zu befehlen gehabt, und wiſſe auch, was das Ding auf ſich habe. Damals ſey er

*) Die Zeit geht raſch. Drei Tage haben in Frankreich faſt Alles verändert. Die Sprache der Zeitungen iſt nicht mehr ganz dieſelbe; doch ſind noch derſelbe Geiſt, dieſelben Geſinnungen. Es iſt gut, daß man wiſſe, welcher Geiſt, welche Geſinnungen und welche Sprache die außerordentlichen Kataſtrophen herbeigeführt, die in einem Menſchenalter den ſchönſten Thron von Europa zum fünften Mal geſtürzt und die verderblichen Illuſionen

hon längſt majorenn geweſen, ſein ſeliger Va-
er habe ihm die Zeit lange gemacht, und er habe
ls Coadjutor gedient, und glaube aus Erfah-
ung zu wiſſen, was am Regieren ſey, ſo gut
ls einer. Nun begreife er aber keineswegs, wa-
um man ihn ausſchließen wolle, von der Erſpek-
anz auf die Herrſchaft über die menſchliche Po-
ulation des Dorfes, da er die weit zahlreichere
es Viehes ſo gut geleitet habe; und er glaube,
s ſey noch leichter, Menſchen zu regieren, die
Verſtand hätten, oder doch haben ſollten, als
hiere, die keinen haben ſollten, aber manchmal
och welchen hätten.

Die Menſchen, behauptete der Oppoſitions-
dner, nehmen das Ding nicht ſo genau. Seine

---

einer Gewalt zerſtört haben, die nichts lernen und nichts vergeſſen will. Das größte Unglück der Zeit kommt von der Lehre, wie ſie die Gazette und die Quotidienne gepredigt, und ſie allein haben das Unglück Frankreichs auf ihrem Gewiſſen, wenn ſie anders ein Gewiſſen haben! Es iſt gut, daß man die Urſachen im Auge behalte, denen ſolche Wirkungen auf der Ferſe folgen. Vielleicht ſchöpft doch die Gegenwart einigen Unterricht aus der Vergangenheit.

Heerde z. B., reiße gleich aus, wenn er ſelbſt, oder ſeine Adjutanten fehlten, und ſchmauße auf verbotener Weide umher; der Menſch aber ſey beſſer gezogen, und gehe in der Heerde ſeinen Gang fort, wer und wo auch der Hirte ſeyn möge. Man erzähle ja: von einem alten Kaiſer ſey einmal ein Gaul zum Beamten gemacht worden, und Stadt und Reich hätten die Würde der Beſtie reſpektirt. Auch heiße es, ein König von Schweden habe ſeinen Unterthanen, die in ſeiner Abweſenheit einiges Mißvergnügen äußerten, gedroht, ihnen ſeinen Stiefel als Vicekönig zu ſchicken, daß er ſie regiere, wenn ſie muckten, und ſie hätten nicht mehr gemuckt. So dumm, das dürfe man glauben, ſey das Vieh nicht. Er, ſeiner Seits, habe es noch nie erlebt, daß ein kräftiger Stier vor einem ſchwachen Ochschen, das ſich beſſer gedünkt, aus Reſpekt durchgegangen ſey, wie das unter Menſchen oft geſchehn, wo der Starke dem Schwachen gar häufig weichen müſſe. Ihm ſey auch noch keine Ziege vorgekommen, die vor ihren Schweſtern den Vorſitz oder Vorſprung gefordert habe. Kurz, nach

einem Dafürhalten, gehe es bei keiner Heerde
o abſcheulich, ungerecht und dumm zu, wie bei
er menſchlichen. Pfiffig ſeyen die Leute wohl,
ber nur in Schlechtigkeiten; das beweiſe ſatt-
am die Chronik des Orts und aller Völker.

Der derbe Viehhirt aber hatte gut reden; der
eine Schulze behielt, wie auch die engliſchen
Miniſter gewöhnlich, Recht.

Am Anfang des Juni.

Was das für ein Teufelslärm mit den Jeſui-
en in Frankreich iſt! Sollten ſie wirklich, wenn
e fortbeſtehen, den jüngſten Tag beſchleunigen?
ie die Liberalen ſagen; oder gar die Welter-
ſung von allem Jammer, der uns plagt, be-
irken? wie die frommen Freunde der alten Mo-
archie behaupten. Ich denke: Keines von Bei-
en. Die Leute nehmen jetzt das Maul etwas
oll, des beabſichtigten Effektes wegen. Unſere
ihrigen, redſeligen Nachbarn beſonders ſind ſpeck-
kelluſtig, und geben ein Bischen Rindfleiſch gern
it vielem Senft. Hat die Revolution, nach
rer Verſicherung, die Erde nicht befreien, das
aiſerreich ſie nicht unterjochen ſollen? Es ging

nicht, weder mit der Befreiung, noch mit der Unterjochung. O, des vielen eiteln Geſchwätzes! Aber die Menſchen wollen es nicht anders. In der That, wir ſind gefährlich krank, ohne recht zu wiſſen, wo es uns fehlt. Ich aber will der einfältigſte Menſch daheim im Dorfe Dorfheim ſeyn, wenn das Uebel nicht Aufſchneiderei, Lug und Trug und heuchleriſches Komödiantenweſen iſt. Sie lügen Alle, um zu betrügen; Die für die Aufklärung, Jene für die Finſterniß, hier für das Volk, dort für den Thron. Alle wuchern und ſchachern mit ihrem Pfunde im Namen des Himmels und der Menſchheit, um ihren Sack zu füllen. Wenn nur die verdammten Redekünſte und feine Lebensart nicht wären, die kein Ding bei ſeinem Namen nennen, und vom Geruche ſprechen, wo es gräulich ſtinkt! Es ſoll ein Mann geſagt haben, wir beſäßen jetzt die Sprache, um unſere Gedanken zu verbergen. Der verſteht es, und hat gewiß auch fleißig mitgemacht; denn wer Andere hinter dem Ofen ſucht, iſt ſelbſt dort geweſen. Ja, ſogar Proklamationen, Kriegs- und Friedensberichte haben uns ſchon ordentlich ange-

führt. Aber geſcheidt muß man es zu machen wiſſen.

Wie es mit den Griechen und Franzoſen nur gehen mag! Das wird noch Noten, Manifeſte und Proklamationen koſten, um die Gedanken durch die Reden zu verbergen; aber man muß nicht gerade in der Münze ſeyn, um den Werth des Geldes zu kennen. Was den Türkenkrieg und den Sultan betrifft, ſo behaupte ich: Dieſer hat es ſehr unklug angefangen, ſo klug der Herr ſonſt auch, ſchon ſeines Standes wegen, ſeyn mag. Mit dem ganzen Türkenthume mußte er auf das chriſtliche Europa ſchlagen, den Glauben und das Volk auf die Spitze ſtellen, und das Nationalgefühl bis zur Wuth des Wahnſinns ſteigern. Er aber macht den Aufgeklärten, den Toleranten und Europäer. Daraus wird Europa Vortheil ziehen. Der Großherr — ich dummer Dorfteufel aus Dorfheim ſage es ihm — ſetzte ſich zwiſchen zwei Stühle, den fränkiſch-chriſtlichen, der noch nicht fertig war, und den aſiatiſch-mahometaniſchen, den er voreilig weggeſchoben hatte. Ja, wenn es das europäiſche Exerziren und

Defiliren immer thäte, dann hätten es Europa und die Europäiſten in ihm ſchon lange gethan. Mit dem Koran mußte er die Bibel, mit dem Unſinn der Barbarei den Verſtand der Bildung ſchlagen. So ging es, oder es ging überhaupt nicht. Der Sultan mag zuſehen, ich habe es ihm geſagt. Doch, wenn ihm ſein Prophet nicht hilft, thut es vielleicht eines Andern Politik, der kein Prophet iſt.

Der Krieg zwiſchen den Proteſtanten und den Katholiken iſt den Winter hindurch wacker geführt worden. Jetzt läßt er etwas nach, doch wurmt es noch hier und da ein wenig. Da die Bauern nun auf dem Felde zu thun finden, ruht die Streitart. Wir haben beim warmen Ofen etwas Krieg geführt, in den Spinnſtuben Länder vertheilt und die Welt durch einander geworfen! Beinahe wäre es in unſerm Dorfe, wegen der Türken und Ruſſen, zu Schlägereien gekommen. Aber zur rechten Zeit fiel uns noch ein, daß ſie es ſelbſt mit weit beſſerem Effekte thun können und auch ohne Zweifel thun werden. Aus iſt die Sache noch nicht, obgleich wir Frieden haben.

Es iſt das Ende vom Anfang, oder der Anfang vom Ende. Jetzt ſind wir ruhig. Die mildere Jahreszeit, finde ich, macht den Menſchen milder, und mit dem Frühling und Sommer hat das Elend größtentheils ein Ende, und wir vermählen nun die regierenden Geſchlechter friedlich zuſammen, die wir ſich wechſelſeitig haben aufreiben laſſen.

Mit meinem Nachbar, der ein Proteſtant iſt, habe ich mich auch verſöhnt. Seine beſten Felder ſtoßen hart an die meinigen. Lange hatten wir uns gemieden, der Religion wegen. Geſtern komme ich auf das Feld, und finde ihn auf dem ſeinigen, nahe bei mir. Grüßen konnten wir uns nicht. Den vorigen Abend hatte es geregnet. Jetzt ruhten der heitere Himmel und die liebliche Sonne belebend über der friſchen Erde, ordentlich wie eine Bruthenne über den zarten Jungen. Die Frucht war über Nacht Handlang aufgeſchoſſen Die Bäume grünten und reiften ihre Früchte an der Sonne. Das Herz wurde mir wahrhaftig weich.

Niklas, ſagte ich zu meinem ſtillen Nachbar, ſeht Ihr wohl einen Unterſchied zwiſchen

meinem katholiſchen Korn und Klee und Euerm reformirten? — Nein, war ſeine Antwort, das juſt nicht. — Nun dann, ſagte ich, und ging auf ihn zu, wenn der liebe Gott keinen Unterſchied zwiſchen uns und dem Unſrigen macht, uns Allen ſo wohl will, und unſern Fleiß ſegnet, warum wollen wir, ſeine Geſchöpfe und Kinder, Widerſpenſtige ſeyn und Narren, und uns haſſen und quälen? Niklas ſah mich gerührt an. Hab's meiner Seel', auch ſchon gedacht, antwortete er. Wollen wieder gute Nachbarn und Freunde ſeyn! — Wir gaben uns die Hände.

Es iſt doch wahrhaftig toll, daß die Menſchen ſich wegen Sachen haſſen und verfolgen, für die ſie ſelbſt nichts können. Wäre der Nachbar Niklas meines Vaters Sohn, dann würde er glauben und beten wie ich; und war es denn ſeine Wahl, daß er der Niklas, und nicht ein Anderer geworden iſt? Die albernen Menſchen! Hätte ich vor dreißig Jahren gelebt, ich würde, ſtelle ich mir vor, die Ketzer und Juden mit Vergnügen verbrennen geſehen haben. Ich bin deutſch, und der parlirt Welſch. Wir müßten doch dumme

Leute ſeyn, wenn wir uns haſſen wollten, weil Jeder die Sprache ſeiner Eltern und Nachbarn ſpricht. Wir trinken Wein und verketzern die Türken, die keinen trinken. Iſt es aber unſer Verdienſt, daß wir keine Türken ſind? Ich ſehe es nicht ein. Hätten wir in Grönland das Licht der Welt erblickt, dann würden wir Thran, wie Burgunder und Champagner, trinken. Es iſt daher wirklich ſehr albern, daß ſich die Menſchen, wegen Verſchiedenheit der Sprache, Religion und Lebensart, haſſen und verfolgen; aber ſolcher dummen und albernen Menſchen gibt es, leider! noch eine Menge.

Als der Hofrath Albrecht hörte, was zwiſchen mir und Niklas vorgefallen, lobte er uns ſehr; denn der Hofrath Albrecht iſt ein gar verſtändiger und braver Mann. Ihr habt wohl daran gethan, ſprach er, Euch zu verſtehen und Freundſchaft zu halten. Die Freundſchaft iſt ein gutes Feld, das Früchte trägt, da die Feindſchaft dagegen nur wucherndes Unkraut bringt. Auch weiß man ja nicht, wie man ſich, in Zeiten des Mangels und der Noth, einmal braucht,

und da ist ein hülfreicher Nachbar ein Segen Gottes, der dem Herzen wohl thut, wie der gestrige Gewitterregen der durstigen Frucht. — O! sprach Niklas, was das betrifft, so ist Unsereiner darüber hinaus. Die Noth findet bei mir verschlossene Thüren, und pocht umsonst. Dem Reichen waren nämlich die zwanzigtausend Thaler Vermögen, die er hat, in die Glieder geschlagen, und der Hochmuth streckte ihn ordentlich, daß er größer aussah. Darüber, erwiederte der Hofrath Albrecht ernsthaft, ist kein Mensch hinaus, so lange er lebt. Vor Angst und Noth schützt nur der Tod. Ich will Euch von einem Manne erzählen, Niklas, der sehr reich war, und sogar ein König. Ihr mögt Euch ein Exempel daran nehmen; denn der Mann dachte fast wie Ihr, war aber reicher, ja reicher als der reichste Engländer, als selbst der Baron Rothschild. Niklas, der etwas auf den Reichthum hält, so viel als ein kitzeliger Soldat auf Standesehre, ein Schriftgelehrter auf seine Bücher, oder ein hart gebackener Edelmann auf seinen Adelsbrief, horchte hoch auf. Der Hofrath

aber erzählte: Es war einmal ein König, der hieß Crösus, und der hatte mehr Geld als das Haus Rothſchild, und dieſer König Crösus regierte vor ungefähr 2400 und einigen Jahren im Lande Lydien. Seine Reichthümer waren ſo unermeßlich, daß man nach ihm Jeden, der übermäßige Schätze beſaß, einen Crösus nannte. Obgleich nun dieſer König unendlich viel hatte, ſo hatte er doch nicht genug; denn kein Beſitz ſättigt den unerſättlichen Menſchen, und jeder erfüllte Wunſch gleicht einem abgeſchlagenen Kopfe der ſiebenköpfigen Hyder, dem ſogleich ſechs neue nachwachſen.

Dieſen Crösus beſuchte ein weiſer Mann von Athen, genannt Solon, auf ſeinen Reiſen. Denn die Alten, um ſich zu unterrichten, pflegten zu reiſen, wie wir nun Bücher leſen, wurden aber verſtändiger und geſünder dabei, als die Gelehrten es jetzt im Allgemeinen ſind. Der große König ließ dem Fremden alle ſeine Schätze zeigen. Das Glück des ſchwachen Sterblichen iſt nur halb, wenn es nicht geſehen, bewundert, oder

gar beneidet wird. Solon ſah Alles mit einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit. Dem Monarchen, der einen vorzüglichen Werth auf ſeine Reichthümer legte, fiel das ſeltſame Benehmen auf, und er fragte den Weiſen, voll ſtolzen Eigendünkels, wen er für den Glücklichſten von allen Menſchen halte, die er je gekannt. Solon nannte einen gemeinen Bürger von Athen, der vor einiger Zeit verſchieden war. Crösus verdroß es nicht wenig, daß er einem unbekannten Menſchen ohne Anſehen, Würden und Schätze nachſtehen ſollte. Doch glaubte er in Solon's Augen wenigſtens den zweiten Rang zu behaupten. «Wen, fragte er ihn, hältſt Du für den Glücklichſten nach dieſem?» Solon nannte zwei Jünglinge von Athen, die aber auch ſchon geſtorben waren. «Wie! rief der König, von meinen Reichthümern und von meiner Macht haſt Du einen ſo geringen Begriff, daß Du mir dieſe unbedeutenden Menſchen vorziehſt?» «Macht und Schätze, erwiederte Solon, gibt und nimmt das Schickſal, wie es ihm gefällt. Auch kann der Menſch ſie beſitzen, ohne ſich glücklich, und ſie entbehren,

ohne ſich unglücklich zu fühlen. Niemand aber darf vor ſeinem Ende ſagen, er ſey glücklich.»

Crösus, an die geſchmeidigen Künſte der Höflinge gewöhnt, fand wenig Geſchmack an dem freien Griechen, der vielleicht eben ſo wenig an dem Könige fand; und Beide ſchieden. Um ſeine Herrſchaft zu erweitern und ſeine Schätze zu vergrößern, machte Crösus den Entwurf, den König der Perſer, Cyrus, zu bekriegen. Von dieſem aber wurde er überwunden, gefangen und verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu ſterben. Schon war dieſer errichtet, der unglückliche König mit einigen der vornehmſten Lydier auf denſelben gebracht, und Feuer angelegt. Da erinnerte ſich Crösus der Worte des griechiſchen Weiſen, und rief in ſeinem Schmerze: «O Solon! Solon!» Cyrus wollte wiſſen, warum er in dem entſcheidenden Augenblicke dieſen Namen nenne.

Crösus, nachdem er ſich erholt hatte, erzählte dem ungroßmüthigen Sieger ſeine Unterredung mit Solon, und deſſen Ausſpruch, daß die Götter den Sterblichen Macht und Reichthum

nach Willkühr ertheilen und nehmen, und Niemand ſich vor ſeinem Tode glücklich preiſen ſolle. Dieſe Worte und der Gedanke an den ſteten Wechſel der menſchlichen Dinge, von dem der Sieger in Crösus ein ſo auffallendes Beiſpiel ſah, erſchütterten ſeine Seele; er ſchenkte dem Beſiegten nicht nur das Leben, ſondern auch ſeine Freundſchaft.

Niklas, vielleicht nicht ganz ſo klug, wie der König Cyrus, begriff doch, was das ſagen wollte. Ja, wenn es nur Alle begriffen, Leute, die ſonſt vielleicht mehr Verſtand haben, als ich und der Nachbar Niklas zuſammen! Wenn es nur Alle ſo machten, wie er und ich, alle Proteſtanten und Katholiken, die ſich, als ſolche, übe wollen!

Gegen das Ende des Juni.

Hier ſteht es nicht zum Beſten. Der Weinſtock iſt den letzten harten Winter, wie männiglich bekannt, erfroren. Das thut nichts, ſagen die reichen Leute, die noch Wein im Keller haben und denen er ſo in den Fäſſern wächſt. W

Tauben ſind, fliegen Tauben hin; ſo war es immer. Uebrigens hat der Stock ein gewaltiges Holz, und ſomit auch große Hoffnungen für die Zukunft getrieben. Die Hoffnung iſt eine gefällige und wohlfeile Tröſterin, und wenn ſie uns auch oft zu Narren hat, dann macht ſie ihre Narren doch glücklich.

Alle Welt klagt über Verarmung in unſerm Dorfe, wie anderswo. Wir Gemeindeglieder ſind darum zuſammengetreten, um zu berathen, ob wir nicht wohl daran thäten, eine Mauth um's Dorf zu legen, die der allgemeinen Noth ſteuern könnte. Was im Großen gut thut, kann im Kleinen wenigſtens nicht ſchaden. Werden die Staaten durch die Mauth glücklich und reich, dann müſſen es auch wohl die Dörfer durch ſie werden. Bringen wir es dahin, in unſerer Gemarkung ſelbſt zu erzeugen, was wir brauchen, dann ſind wir geborgen, und behalten das Geld im Orte, das nicht hinaus geht. Die Bäcker, Metzger, Wirthe und übrigen Handwerker ſind das zufrieden, weil ſie uns mit dem Brod und Fleiſch und was ſie abſetzen, in der Hand haben,

wenn wir eſſen und trinken und ordentlich leben wollen. Doch hat das Ding auch ſeine Schwierigkeiten, weil es uns an Frucht und Holz fehlt. Sonſt haben wir unſern Wein gut verkauft, und den Nachbarn ihre Frucht und ihr Holz gut bezahlt, und wir fuhren beiderſeits nicht übel dabei. Jetzt müßten wir unſere Reben aushauen und ſchlechte Frucht und Holz ziehen, wo wir einen guten Wein machten. Das ſoll zum Böſen führen, ſagen die bedenklichen Alten; aber ſie wiſſen von den Geheimniſſen der Staatswirthſchaft nichts. Gingen wir auch wirklich bei dem Verſuche unter, dann bleibt doch ſo viel gewiß, daß es methodiſch geſchieht, wie unſerm Arzte ſeine Kranken, zu ſeiner Zufriedenheit, und zu ihrer eigenen Beruhigung, ſterben, und wir verderben nach den Grundſätzen einer patriotiſchen Staatsökonomie, für die ſich die befreundete Welt an den Gränzen ſchließt, und die ſich gern nur halb ſatt iſt, wenn der Nachbar Hunger leidet. Ja, es iſt eine närriſche Welt, die ewig umſchlägt, und auf dem Kopfe ſucht, was ſie auf den Beinen nicht zu finden glaubte. Die Mei-

nungen gelten wie die Münzen, weiß man nur ſie mit dem rechten Gepräge in Umlauf zu ſetzen. Was vor Jahren eine Narrheit war, wird jetzt Weisheit, und umgekehrt.

Es iſt in der Nachbarſchaft wieder Einer katholiſch geworden, und ein Katholik zum Lutherthum übergetreten. Das macht einen Teufelslärm. Der Bauer vergißt Grund- und Perſonal- und Fenſter- und Thürenſteuer und Landtag und Froſt und Hagel darüber, und das ſoll, ſagen Staatsleute, ſehr gut ſeyn. Ich habe geſagt, das Ueberlaufen ſey eigentlich die italieniſche Partie auf dem Billard, bei welcher der Verlierende gewinnt; der Pfarrer aber ſagte, ich ſey ein Kezzer und kein guter Bürger. Ich werde mich künftig hüten, ſo etwas laut werden zu laſſen, beſonders wenn die Aktien der Geiſtlichkeit noch ſteigen, oder wir gar die Jeſuiten in's Land bekommen, vor denen Viele eine wahre Judenangſt haben; ich aber nicht.

Jetzt ſoll wieder Alles neu werden in unſerm Dorfe, das heißt — alt; denn die Erde und der Menſch auf ihr drehen ſich ewig im Kreiſe herum,

aus dem Tage in die Nacht, aus der Finſterniß von Thorheiten und Verbrechen in ein wenig Dämmerung von Vernunft und Tugend, und umgekehrt. Wir werden aber ganz neu und wiedergeboren, wie ſich der Pfarrer ausdrückt und der Schulze.

Das geht nämlich ſo zu: Die Religion iſt während des Krieges, von dem es zu wünſchen wäre, er hätte nichts gekoſtet, als Geld und Blut, ſchrecklich in Verfall gerathen. Da iſt keine Treue und kein Glaube mehr. Die Burſche lernen weder Leſen noch Schreiben, viel weniger was Beſſeres, nämlich brav, fleißig und ehrlich ſeyn. Der Pfarrer und Schulze, und ſelbſt der Amtmann genießen nicht mehr die alte Achtung. Freilich ſind ſie ſelbſt viel Schuld daran wegen ihres Betragens; denn der Reſpekt will verdient und eingeflößt, aber nicht nur befohlen ſeyn, wie die Herren meinen. In dem Kriege haben Viele das allgemeine Elend zu ihrem Vortheile benutzt. Die Bauern wiſſen es, und fluchen über raubſüchtige Vorgeſetzte. Darüber iſt das Dorf zuſammen gekommen, wo der Pfarrer dann, um

der geſunkenen Religion wieder auf die Beine zu helfen, folgende Propoſitionen machte: 1) Sollen die Bauern ſich freiwillig dazu verſtehen, nebſt dem großen Zehnten, der bis jetzt gegeben worden iſt, auch den kleinen an den zeitlichen Herrn Pfarrer gewiſſenhaft und ehrlich abzuliefern. 2) Soll in Zukunft ein großer Opferſtock an der Kirchthüre aufgeſtellt werden, in den Jeder, wenn er für einen guten Chriſten gelten wolle, wenigſtens den Sonntag etwas werfen müſſe, je mehr, deſto beſſer.

Der Schulze unterſtützte die Motion des Pfarrers mit vielem Nachdruck. Auch er, fügte er dann hinzu, habe noch etwas auf dem Tapete, ſo etwas von einer neuen Verordnung, die dem Dorfe gewiß fromme. Jedermänniglich, hub er an, ſey es nämlich bekannt, wie auch die weltliche Macht, durch die um ſich greifende Anarchie, an Anſehen und Einfluß verloren habe, ſo daß der dümmſte Bauer kaum die Mütze mehr rücke vor dem geſcheidteſten Schulzen, ſtrecke dieſer den Kopf auch noch ſo weit zum Fenſter hinaus, wenn der Flegel an ihm vorbeigehe. Das ſey

die traurige und bedauernswürdige Folge der Prinzipien von Freiheit und Gleichheit, mit denen die Franzoſen uns angeſteckt, und deren Narrheit ſie ſelbſt, aber leider etwas ſpät! eingeſehen hätten. Er, nämlich der Schulze, ſey weit entfernt, für ſeine geringe Perſon mehr Achtung zu verlangen. Die Gemeinde thue ohnedies ſchon, das erkenne er dankbar, mit der wenigen, die ſie ihrem unwürdigen Vorgeſetzten bezeige, demſelben zu viel Ehre an; aber das Beſte des Dorfs, das ihm am Herzen liege, mehr als ſein eigenes, fordere es. Man könne die groſſe Wahrheit jenes ewigen Grundſatzes nicht genug beherzigen, daß, je ſtrenger die Geſetze ſeyen, und je kräftiger die Gewalt, deſto ſchüchterner werde das Verbrechen, weil es keine Hoffnung habe, je zu ſiegen, und ſo beuge man gerade durch die blutigſten Verordnungen dem Blutvergieſſen am gewiſſeſten vor. Demzufolge trage er darauf an, daß es, mit Bewilligung des hohen, löblichen Amtes, dem Schulzen in ſeine Macht gegeben werde, einen Bauer, oder ſeine widerſpenſtige Frau, in's Loch zu ſtecken, wenn ſie ſich gegen

die Obrigkeit vergingen; doch nicht länger als auf 24 Stunden, außerordentliche Fälle ausgenommen, die wohl jeden Tag eintreten könnten.

Der Pfarrer, der Bürgermeiſter und Schullehrer, wie auch die weitläufigen Verwandten des Schulzen, traten dem Antrage auf der Stelle bei. Dagegen aber erhob ſich die gewöhnliche Oppoſition, der Viehhirt, brummend. Ich begreife oft nicht, wo dieſer Menſch, der doch arm iſt, ſeine Offenheit und einen ſolchen Muth her hat. Vielleicht läßt ſich dieſe Erſcheinung klimatiſch erklären. Da er nämlich beſtändig die reine Luft unter freiem Himmel athmet, ſo nähert er ſich den Gebirgsvölkern und Wilden, bei denen die Freiheit einheimiſch iſt. Vielleicht iſt ſie auch eine Folge ſeiner Lebensart; denn da er bei ſeiner Heerde immer gebietet und nie gehorcht, ſo behält er dieſe angewöhnte aufrechte Stellung auch gegen die Menſchen. Dem ſeye nun, wie ihm wolle, er replizirte: «Es gehöre Muth dazu, ſich den vereinigten Schlägen der koaliſirten geiſtlichen und weltlichen Arme blos zu geben, da einer allein ſchon kräftig genug treffe, wie die

Geſchichte lehre. Auch er habe Religion, das fühle er am tiefſten bei einem Gewitterſturme im Walde, bei dem Aufgang der Sonne, oder bei einer ſtillen, ſternehellen Nacht; begreifen könne er aber keineswegs, was der kleine und groſse Zehnte und der Opferſtock damit zu thun hätten. So was ſey Chriſto dem Herrn und ſeinen heiligen Apoſteln nicht über die Zunge gekommen. Dieſe wären aber auch noch Leute geweſen, die hätten mit der That gepredigt und mit Beiſpiel, aber nicht mit eitlem Gerede. Der Pfarrer, behauptete er, und der Schulze bliesen in ein Horn, um die Gemeinde vollends auszuziehen, und die Bauern, die ſich weigerten, nach ihrer Pfeife zu tanzen, in's Hundeloch zu ſtecken. Er habe nur Vieh unter ſich; aber die Peitſche und den Stock brauche er doch ſelten, weil ſelbſt das Vieh wiſſe, wer es gut mit ihm meine, und ihm gern folge. Uebrigens könne das ganze Dorf nach Belieben in's Hundeloch kriechen, wenn es wolle; er, ſeiner Seits, krieche nicht mit; lieber gebe er ſeinen Dienſt auf und ziehe weiter, ſo ſelten auch heut zu Tage ein ſolches Beiſpiel ſey.»

Die neue Ordnung der Dinge wollte überhaupt nicht Jedem behagen, und der Pfarrer und der Schulze waren etwas verlegen über den böſen Geiſt der Widerſpenſtigkeit, der ſich in der Gemeinde offenbarte. Da trat der Schulmeiſter auf, welcher ſich gern als dritte privilegirte Kaſte an die beiden höchſten Stände des Dorfes anſchließen wollte, und erklärte, er wiſſe ein Auskunftsmittel, das er aber nicht öffentlich mittheilen wolle. Darauf verſammelte ſich der Ortsvorſtand in einen geheimen Ausſchuß, und der Magiſter ſprach: «Dieſer Ungehorſam, von welchem ſich manchmal in der Gemeinde böſe Zeichen äußern, iſt, wenn ich anders richtig ſehe, eine Folge der falſchen Aufklärung, dieſer Mißgeburt des achtzehnten Jahrhunderts. Einige Schulvorgeſetzte beſtanden darauf, der Knabe ſolle in Dem unterrichtet werden, was er einmal als Mann zu wiſſen brauche. Da lernte er fertig Leſen, Schreiben und Rechnen, etwas Naturgeſchichte, Naturlehre und dergleichen. Da der Burſche nun weiß, was um ihn vorgeht, ſelbſt denkt und prüft, ſo wird er frech, ſteckt die Naſe

in Alles, rechtet mit der Obrigkeit über ſeine und ihre Pflichten, und kontrolirt ſogar den Einnehmer der öffentlichen Gelder, ob er nicht über die Gebühr hebt. Mit einem Wunder läßt er ſich auch nicht mehr ſchrecken, ſeitdem er ſo gut weiß, wie Unſereiner, was Donner, Blitz und Hagel erzeugt. Der Sache, meine Herren, müſſen wir eine andere Wendung geben, durch die der Bauer zu gewinnen glauben ſoll, wir aber wirklich gewinnen. Ein gelehrter Anſtrich hat ſchon Manchen zum Pinſel, und den Pinſel glauben gemacht, er ſey was Tüchtiges. Statt der neuen deutſchen Sprache lehre man die alte! (Latein und Griechiſch darf ich für ein Dorf nicht vorſchlagen; das wirkt ſonſt auch trefflich auf Schulen, in der Rechtslehre, Medizin, Theologie und andern Wiſſenſchaften). Dieſes Projekt fällt bei dem erſten Anblick auf, hat aber, bei näherer Prüfung, ſehr viel für ſich. Erſtens muß jeder Unterricht, wenn er gründlich ſeyn ſoll, bis zur Quelle hinaufſteigen. Das neue Deutſch ſtammt aber offenbar von dem Alten ab, und muß demnach durch dieſes erklärt und verſtänd-

lich werden. Zweitens iſt es ſo ziemlich allgemein anerkannt, daß man die wahre Poeſie, und ich möchte ſagen, alle echte Weisheit nur in dem Vor- und Mittelalter findet. Das ſind, meine Herren, die wahren Fundgruben, in denen ſich noch mit Vortheil nach den Schätzen der Kunſt und des Wiſſens graben läßt. Drittens ſind die Menſchen um ſo gelehrter, je weniger ſie ſich ſelbſt und Andere verſtehen. Die Aerzte nennen keine Krankheit im gemeinen Deutſch; das brächte ſie um alle Achtung, um ihre Reputation und Kundſchaft. Selbſt ein guter Prediger macht ſein Bischen Evangelium mit einer ſtarken Doſis von lateiniſchem Rothwälſch an, und paſſirt für gelehrt, was ihm in ſeiner Mutterſprache nie begegnen würde. Die Philoſophen treiben es mit noch größerem Glücke eben ſo, und ſprechen und ſchreiben, wenn auch mit deutſchen Worten, für Andere wie Chineſiſch und Arabiſch. Das macht gerade ihre Stärke. Ein wenig, oder, oft beſſer, gar kein Sinn, muß zweideutig in einer gothiſchen Phraſe ſtecken, wie ein hektiſches Geſicht in einer antiken Zipfelperücke. In einer gut geſetz-

ten Rede müſſen ſich die leeren Sätze, wie ein ungefüllter Darm, in die Länge ziehen laſſen, daß einem geſcheidten Leſer der Vorderſatz verloren geht, ehe er den Nachſatz athemlos erjagen kann. Glauben Sie mir, der Menſch glaubt nichts lieber, als das Unglaubliche, und findet den meiſten Verſtand in dem Unverſtändlichen. Hätten die neue, die neuere und die neueſte Philoſophie in Deutſchland ſonſt ſo viel Glück gemacht? An die Stelle der Rechenkunſt würde ich vorläufig etwas Aſtronomie ſetzen, die den Geiſt erhebt und von der Erde abzieht. Thales ſelbſt ſoll ja in eine Grube gefallen ſeyn, die er nicht vor ſeinen Füßen ſah, weil er ſeine Blicke gegen die Sterne gerichtet hatte. Dem Menſchen kann man am leichteſten die nahe Erde wegputzen, wenn man ihn mit dem fernen Himmel zu beſchäftigen weiß. Kurz, ſchloß der Schulfuchs, verſteht der Bauer kein Deutſch mehr, und kann einen Eichbaum nicht von einer Buche unterſcheiden, dann haben der Steuereinnehmer, der Pfarrer, der Schulze und das löbliche Hain-

gericht vor ſeinen naſeweiſen Anfragen und Unterſuchungen Ruhe. Probatum est.»

Im Juli.

Daß ſich Gott erbarmen möge! Einer ſo unerhörten Wirthſchaft erinnert ſich der älteſte Bauer im Dorfe nicht. Wie wir in der Aufklärung beſtändig fortſchreiten, um hinter dem Zeitgeiſte, der doch, in mancher Hinſicht, ein windiger, leichtfüßiger Patron zu ſeyn ſcheint, nicht zurück zu bleiben, haben wir nun auch eine Mauth angelegt. Der Schulze und der Vorſtand wollten das Ding, wie ſie ſagen, des Verſuchs wegen, anordnen, weil doch unverſucht, wie bekannt, nichts ſchmeckt, erwarten aber davon die erſprießlichſten Reſultate für den Nationalwohlſtand des Dorfes Dorfheim. Erſt haben ſie der Gemeinde vorgeſtellt, wie gut es ſey, wenn alles baare Geld bei ihr bleibe, was auch Jedem ſogleich einleuchtete. Geben wir nichts aus, ſprachen ſie, dann behalten wir, was wir haben; und wir brauchen nichts auszugeben, wenn wir ſelbſt fabriziren, was wir ſonſt von dem Auslande aus

den benachbarten Dörfern und der Stadt geholt haben. Das iſt augenſcheinlich, und in dem ganzen Dorfe Dorfheim gibt es keinen ſo dummen Dorfteufel der das nicht begriffen hätte. Es wurde alſo vorerſt ein Eingangszoll auf den Hafer und die Beſen gelegt, die wir bisher von dem Auslande, nämlich unſern Nachbarn bezogen haben. Der Ertrag dieſer Abgabe fließt in die Gemeindekaſſe, auf die der Schulze und der Vorſtand viel halten, und kommt alſo der ganzen Gemeinde zu gut, wenn auch die Gemeindeglieder nichts davon ſpüren. Das iſt der Gemeinde auch recht; denn Jeder möchte es doch gut haben. Wie nun das Ausland ſah, daß wir dem Eingang ſeines Hafers und ſeiner Beſen Schwierigkeiten machten, legte es auch einen Zoll auf unſern Waizen und Himbeereneſſig, Artikel, die es von uns zu beziehen pflegte. Das hießen ſie Retorſion, und es ſoll ein gar heilſames Ding ſeyn, wie Räſon und Inquiſition. Damit nun Hafer, Beſen, Waizen und Himbeeren ſich nicht einen unerlaubten Weg machen, wurden, für gutes Geld, tüchtige Bauern angeſtellt, die an

den Gränzen der Gemarkung Alles viſitiren, plombiren oder konfiszirеn. Das laſſen ſich die Bauern, die gern müßig gehen, die Leute quälen und dafür bezahlt werden, wohl gefallen; aber da gab es erſt ein Mordſkandal; das Sie nur ſehen ſollten. Die Kerls, die Hafer, Beſen, Waizen und Himbeeren brauchten, und ſich heimlich damit verſehen wollten, und die Mauthleute geriethen ſchrecklich an einander, überliſteten und prügelten ſich, und alle Orte in der Runde ſind voll Hader, Zwiſt, Elend und blutiger Köpfe. Da die Beſen fehlen, nimmt der Schmutz überhand; Die Himbeeren brauchen und keine haben können, ſind ärgerlich, und ſo behält dann Jeder, was er hat, aber nicht braucht, und was ihm fehlt, bekommt er nicht. Die Verlegenheit, heißt es indeſſen, ſey nur vorübergehend, und dauere nicht länger, als bis ſich Alle der neuen Ordnung gemäß, die bis jetzt noch eine ſchreckliche Unordnung iſt, eingerichtet haben würden. Wir wollen nun unſere Himbeerenhecken ausrotten, und Birkenreiſer pflanzen, um ſelbſt zu produziren, was uns nöthig iſt. Aber das koſtet Zeit, und,

wie ich glaube, eignet ſich ſogar unſer Boden nicht dazu. Mit dem Hafer geht es nun gar nicht, da der Waizen trefflich bei uns gedeiht, unſere Nachbarn Ausländer dagegen den ſchönſten Hafer, aber keinen Waizen bauen. Es wird alſo am Ende nichts übrig bleiben, als daß bei uns das Vieh ſich mit Waizenbrod behilft, und unſere Nachbarn ſich mit Hafer füttern. Anders kann es wohl nicht gehen, wenn, nach den Grundſätzen einer guten Staatswirthſchaft, Jeder produziren ſoll, was er konſumirt. Die Bauern haben einen gewaltigen Reſpekt vor der Wiſſenſchaft, und hören ganz verdutzt die Worte Zeitgeiſt, Induſtrie, Aktiv- und Paſſivhandel, Bilanz, Staatswohl, allgemeines Beſte und Stabilität, die der Schulze, der Pfarrer und Schulmeiſter und der Barbier, als der gelehrte Stand, beſtändig im Munde führen, ſchütteln aber gewaltig die Köpfe über die Früchte der großen Weisheit. Es gibt ſogar Naſenweiſe, die fragen, wo das allgemeine Wohl zu finden ſey, wenn Jeder das beſondere Weh in ſeinem Hauſe habe. Die aber heißt der Schulze Jakobiner und Revo-

lutionäre, und der Pfarrer Ketzer und Irrgläubige, und ſo haben ſie Unrecht und müſſen ducken.

Die Weiber allein laſſen ſich die Preßfreiheit nicht beſchränken, und reden, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt. Der theuere Kaffee und Zucker bringt ſie zur Wuth, und ſie ſagen: die Herren hätten Recht, daß ſie den Eingang der Beſen erſchwerten, weil ſie ſonſt Gefahr liefen, als der größte Unrath des Dorfs, weggefegt zu werden. Die Bauern meinen auch, es möge ſich mit dem allgemeinen Wohle vertragen, wenn man Hafer, Beſen, Waizen und Himbeeren habe, ſo viel man davon brauche. Der Barbier dagegen verſichert, das verſtehe das dumme Volk nicht, und ein großer Gelehrter habe noch vor kurzer Zeit die Entdeckung gemacht, daß alles Beſtehende vernünftig und gut, und alles Vernünftige und Gute auch beſtehend ſey. Das müſſe natürlich auch vom Schulzen und der Mauth gelten, die doch wirklich beſtänden.

Der Schulze läßt ſich die Weisheit gern gefallen, und Alle, die bei dem Beſtehenden gut beſtehen können, ſagen: der Gelehrte ſey wahrhaft

ein weiser Mann. Das läßt sich der Gelehrte ohne Zweifel auch gefallen. Es ist mit der Gelehrsamkeit ein sonderbares Ding; seitdem sie so überhand genommen hat, ist der gesunde Menschenverstand recht eigentlich dumm geworden. Der Amtmann urtheilt, daß wir nichts davon verstehen, als was zu zahlen ist. Der Pfarrer predigt, daß der Bauer vor der Gelehrsamkeit erstaunt, die ihm, wie die Justiz und des Schullehrers Naturwissenschaft und Landwirthschaft, spanische Dörfer sind. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo das am Ende hinaus will, wenn die Aufklärung so fortschreitet, und der Mensch Alles hat und weiß, nur nicht, was er braucht. Fast kommt es mir vor, als fingen wir wieder an, am babylonischen Thurm zu bauen. Mit dem Staatswohl soll es vortrefflich gehen, und Alle, die regieren helfen — und Gott sey's geklagt, es sind nicht wenige — versichern auf Ehre, Seele und Seligkeit: nur das allgemeine Beste sey ihr Zweck. Damit mag es auch trefflich stehen, nur mit dem besondern Besten, mit dem der Einzelnen, will es nicht recht fort.

Man iſt hier ſehr kurios, wie es mit den Türken gehen werde. Einen großen Troſt finden dieſe ohne Zweifel in der Verſicherung, daß die Ruſſen nichts für ſich wollen. An der Stelle des Großherrn würde ich indeſſen doch im glücklichen Beſitze zu bleiben ſuchen; denn der Hab' ich war von jeher beſſer, als der Hätt' ich, und was Jemand wieder zurückgeben muß, wenn man es wieder haben will, das könnte er möglicher Weiſe, in übler Laune, auch behalten. Wenn die Peſt die Türkei im Stiche läßt, dann werden ihr die treuen Verbündeten, ſelbſt England wenig helfen.

Don Miguel iſt alſo am Ziele angelangt. Ich habe ihn kommen ſehen. Es iſt ein wahres Glück für Portugal, daß Alles, was er gethan, einzig aus Liebe zu ſeinem guten treuen Volke geſchehen iſt. Er hat geſchworen, nur für ſeines Reiches Wohl zu leben; und man weiß, was ein Schwur auf ſich hat! Auch in Spanien geht das Glücklichmachen ſeinen Weg. Wenn es die Leute nur immer erkennen wollten! Und wird es ihnen in Proklamationen, Manifeſten, offiziellen Arti-

kein nicht oft genug gesagt? Aber wenn achtungswerthe Blätter, wie die Gazette de France, und viele deutsche Zeitungen, die ich nicht alle nennen kann, auch ihren gut gemeinten Inhalt beschwören wollten, es gäbe noch zahllose verstockte Sünder, die nicht daran glaubten. So sehr liegt die Welt im Argen! Ich habe mein ganzes Vertrauen auf den großen Herzog von Wellington und die rechte Seite in Frankreich gesetzt.

Ich begreife nicht, wie es herausgekommen ist, daß ich die Dorfchronik von Dorfheim schreibe; aber man weiß es, und ich kann die Entdeckung auf allen Gesichtern des verehrlichen Ortsvorstandes lesen. Der Schulze ist mir seitdem viel artiger; er ist, wie er zu seyn pflegt, wenn er seinen Gegner sicher machen will, um ihm ein Bein zu stellen. Er ist ein verdammt pfiffiger Patron, bei dem der trügerische Sonnenschein auf dem Gesichte ein nahes Gewitter oder Hagel verkündet. Sonst aber thut mir der Ruf, daß ich drucken lasse, und gelesen werde, großen Vor-

ſchub. Ich ſitze ordentlich mit den Weltrichtern, den Rezenſenten und Zeitungsſchreibern zu Gericht, und werde ſetirt, wie alle Leute, von denen man glaubt, ſie könnten nützen oder ſchaden. Es iſt keine Kleinigkeit ſo ein Schöffenſtuhl in einem Buche — wäre es auch nur eine Dorfchronik, in den gelehrten Anzeigen oder ſonſt einem geachteten Blatte, von dem erkannt wird über Verdienſt, Werth und Ehre. Ich gelte jetzt für ein ordentliches Glied des hieſigen Gelehrtenſtandes, der in der ganzen Welt der geachteteſte und ärmſte iſt. Der Pfarrer ſelbſt, der ſonſt ſteif und gerade, wie eine Kirchenfahne, an mir vorüberzog, honorirt mich öffentlich, und lächelt mir, im Vorbeigehen, recht freundlich zu, ſo wie ein vornehmer Mann beiläufig einem gemeinen, dem er ſchuldig iſt. Der Schulze zeichnet mich ſogar vor der verſammelten Gemeinde aus. In jedes Herrn Land, ſagte er jüngſt, ſolle die Gelehrſamkeit geachtet, und die Preßfreiheit geſchützt werden, wie hier in Dorfheim; denn die Publizität ziehe verborgene Verdienſte und Tugenden, wie verſteckte Schlechtigkeiten an's Ta-

gglicht und bringe Wahrheiten in Kurs, wie Handel und Wandel das Geld.

Unſer Schulze iſt, wie man ſieht, fein und, für einen Dorfregenten, politiſch genug. Weil er weiß, daß meine Sachen gedruckt werden, was er nicht hindern kann, ſo denkt der ſchlaue Fuchs: er wolle mich beſtechen mit ſeinem Lobe, daß ich ihn den Auguſt, den Ludwig XIV., den Mäcenas von Dorfheim heiße, und ſein Jahrhundert das goldne, wie es die Schriftſteller den großen Herren für Bänder, Geld und gute Worte, in Rom und Frankreich, und in jedes Herrn Land gethan haben, und noch täglich thun ſollen. Mich kann er gar nicht leiden, das weiß ich; aber er verbirgt es, und preiſet Künſte und Wiſſenſchaften und Publizität und Preßfreiheit, und iſt ihnen doch gram, wie jeder Despot, weiß es aber auch zu verbergen, wie ein ſolcher. Machiavelli ſoll geſagt haben, ein geſcheidter Prinz müſſe alle Tugenden heucheln, aber keine beſitzen. Das Buch hat der Dorf-Sultan gewiß nicht geleſen; aber ein kluger Kopf greift ſchnell, in jedem Stande, die nöthi-

gen Maximen und Grundsätze praktisch, wie aus Instinkt, die der Gelehrte erst nach müheseligem Suchen findet.

Auf einem Spaziergange nach der Stadt sah ich einen närrischen Auftritt. Ein wohlbeleibter Engländer, der sich den Rheingauer ohne Zweifel zu gut hatte schmecken lassen, fluchte barbarisch über die Barbarei des Auslandes, konnte sich dabei nicht auf den Beinen halten und ließ Alt-England leben. «Gott verdamm mich, wenn eine Parlamentsakte das Trinken verbieten kann!» brummte er. «Die Nation bewahrt ihre Rechte.» Ein behender Franzose war um ihn, fakerte und futerte über den Grobian aus Albion, der im Trunke keine Dezenz bewahre, hielt ihn aber dabei gefällig aufrecht, und putzte ihm den Schmutz von dem feinen Rocke. Zwei junge Deutsche gingen in der Nähe auf und nieder, und unterhielten sich über die Art, wie der Wein durch den Körper eine solche Wirkung auf die Seele haben könne. Ich verstand nichts von Dem, was sie sagten, über Leibnitz'ens vorherbestimmte Harmonie, das Ich und nicht-Ich, die Wechselwir-

Jung und die reine Geiſtigkeit, der kein Körper je was anhabe.

Im Anfange des Auguſt.

Es hat ſich in kurzer Zeit viel bei uns zugetragen. Wir haben nun auch eine Konſtitution, und das machte ſich, wie ich erzählen will. Die Noth im Dorfe ward täglich größer, und das Geſchrei der Bauern, und beſonders ihrer Weiber beunruhigte den Vorſtand. Da trat der Schulze hervor, von dem Pfarrer unterſtützt; der ſagte, es gehe allerdings in der Gemeinde nicht immer, wie es gehen ſollte; das komme aber daher, weil es ihr an einer kräftigen, geregelten Verfaſſung fehle. Daſſelbe Bedürfniß habe man allenthalben gefühlt, und ihm durch eine Konſtitution auch abgeholfen. Der Zeitgeiſt verlange ſie. Einige Bauern meinten: der Zeitgeiſt, mit dem man ſie am Narrenſeil führe, ſey ein windiger Geſelle, verſchwenderiſch mit Worten, und karg mit der That; das Maul habe er gewaltig voll, aber die Hände leer. Der Burſche ſcheine ein Komödiant zu ſeyn, der mit hungrigem

Magen den Wohlſchmecker, und ohne einen Batzen im Beutel, den Verſchwender ſpiele. — Ich bitte Sie, wer hat das den Leuten nur geſagt? Ich ſelbſt ärgere mich gar oft über das Schauſpielerweſen der Zeit, über den Geiſt der Lüge und Heuchelei, mit dem ein harter Landvogt, wenn es gilt, den Brutus und Tell, und ein ſchlechtes Weibsbild die Lucretia und Cornelia zum Entzücken ſpielt. Indeſſen, fuhren die Bauern fort, wolle man ſich gern gefallen laſſen, was Hülfe bringe. In ſchwerer Krankheit verſtehe man ſich zu jeder Arznei, auch wenn ſie bitter ſchmecke. Wer am Ertrinken ſey, ſehe wenig auf die Hand, die ihm Rettung biete; gehe das Waſſer bis an den Hals, dann greife man nach einem Finger, den man erreichen könne Thue es um eine Konſtitution Noth, dann ſolle man ſich das Ding verſchaffen. Selbſt gegen Röſon, Inquiſition oder ein anderes on ſey nichts einzuwenden, wenn es nur helfe; die Retorſion aber wollten ſie ſich verbitten; mit dieſer gehe es nicht, das hätten ſie probirt.

Nun rückte der Schulze mit ſeinem Projekt

heraus, und trug vor Allem auf die Erblichkeit der Schulzenwürde und der übrigen einträglichen Gemeindestellen im Dorfe an. «Alles, sprach er, müsse gelernt werden; die Uebung nur mache den Meister; das schlechteste Handwerk treibe Jemand nur mit Erfolg, wenn er es lange und mit Fleiß getrieben. Nun aber sey die schwerste aller Künste, die Regierungskunst. Was sich von einem Schulzen nicht Alles erwarten lasse, den die Gemeinde schon ganz fertig und eingeschossen aus der Hand des Vaters erhalte! Die Schulzen wechselten, wenn der Himmel sie zu sich nehme, aber das wohlthätige Regiment gehe ohne Unterbrechung fort. Gewohnheit, Sitte der Väter, ein langes, festes Band von Dienstleistungen auf der einen, und von Dankbarkeit auf der andern Seite, einige und umschlinge die Gemeindeglieder und den alten Schulzenstamm, so daß jene auf diesem wie herrliche Aeste und Zweige grünten, blüheten und Früchte trügen.» — Das Bild war gut gewählt, und die Bauern, die schon die Blüthen zu riechen glaubten, und denen das Maul nach den Früchten wässerte,

wußten gegen die Erblichkeit wenig einzuwenden. Da erhob ſich aber die alte unverbeſſerliche Oppoſition, der Sheridan, Foy und Conſtant der Gemeinde, der Viehhirt, und ſagte: «Was! Drückt der eine Ring nicht hart und ſchwer genug? Wollt Ihr eine ganze Kette haben, die ohne Ende iſt? Bei allem Elend bleibt der Troſt, daß es nicht ewig währt; daß es wenigſtens den Tod nicht überlebt, und Ihr wolltet auch dieſer letzten Wohlthat der Natur entſagen? Erſt iſt's ein Bächelchen, das läuft ſo fromm und ſtill an den Wieſen her, die es wäſſern will; dann gräbt ſich's ein Bett, tiefer und immer tiefer, nimmt, bei ſtarkem Regen, neue wilde Gewäſſer auf, wird endlich ein Strom, der reißend über die Felder bricht, und das Land verheert, das er befruchten ſollte. Ein Fluß zieht Jahre über einen Stein, und läßt ihn unverſehrt. Ein Tropfen braucht keine Ewigkeit, um ihn aufzulöſen. Schiebt der Schulze beſtändig in denſelben Sack, der ihm gehört, dann wird er endlich voll, der Eurige aber leer. Iſt für Alle gedeckt, und kann Jeder vor jeden Teller kommen, dann ſchöpft, wer vor-

legt, in jeden, weil er nicht weiß, welcher seine Portion enthält. Ist aber Einer und Derselbe immer an einem und demselben Platze, und hat die Speisen vorzulegen, dann kann er auch die ganze Schüssel nehmen, wenn er Hunger dafür hat. Was meint Ihr?» Die Bauern sahen sich einander an; und der Schulze schwoll auf vor Zorn. Er wollte eben losbrechen, als der Pfarrer, der merkte, daß eine unvorsichtige Hitze Alles verderben könne, mit Sanftmuth sprach: «Liebe Freunde, Redefreiheit führt zur Wahrheit. Dieser ist der Widerspruch, was der Schatten dem Lichte; er hebt es glänzender hervor. Bei Erörterungen und Prüfungen dient die Opposition, wie der Sauerteig dem Brode, das er schmackhaft macht und auftreibt. Zuviel aber verdirbt das Brod, wie zu starker Widerspruch die Unterhaltung und Erörterung. Freund Veit — so heißt der Viehhirt — hat es gut gemeint, und Niemand kann angehalten werden, über Vermögen zu steuern.» Veit brummte etwas unverständlich «Spitzbube» und zog sich zurück. Ich aber dachte: schlauer Fuchs, schlechte Aus-

gabe von Piſiſtrat, Cäſar, Cromwell und Napoleon im Taſchenformat!

Der Schulze fuhr fort: «Alle Gewalt iſt von Gott, und ſo jeder öffentliche Dienſt eine von ihm auferlegte Bürde. Wer würde ſie ſonſt tragen? Undank iſt der Welt Lohn, und der beſte Wille wird verkannt. Die Gemeinde ſoll, in ſo weit es angeht, ſich ſelbſt regieren, und darum ihre Stellvertreter in dem Gemeinderathe haben. Dieſer beſteht, nach der geprüften und bewährten Theorie einer weiſen Geſetzgebung, aus zwei Kammern, einer erblichen und einer gewählten. Zu jener gehören der Schulze, der den Vorſitz führt, und der Vorſtand. Die Kammer der Abgeordneten wird von den Bürgern ernannt, die wenigſtens vier Morgen Landes beſitzen. Gewählt aber kann nur werden, wer deren acht, und zwar in guten Lagen hat. Alle Gemeindebeiträge, in Geld oder Dienſtleiſtungen, müſſen von der Wahlkammer bewilligt werden, was jede Willkühr und allen Unterſchleif verhütet. Eigentlich beſteuert die Bürgerſchaft auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt. Grundvermögen aber wird er-

fordert, um zu wählen und gewählt zu werden weil das Vaterland in Grund und Boden beſteht, und alſo nur Vaterlandsliebe haben kann, wer in ihm Land hat. Leute von Vermögen ſind auch beſſer erzogen und mehr gebildet, als das arme Volk, und eignen ſich mehr für die Geſchäfte, die Kenntniſſe vorausſetzen und Zeit erfordern. Reiche Leute ſind auch ehrlicher, und ſchwerer zu beſtechen, weil ſie die Noth nicht drängt.» —

«Daß Dich!» rief Veit und wollte einige Flüche nachſenden; aber er beſann ſich. «Ehrlich! fuhr er gelaſſener fort, ehrlich! Hat die Großhanſe im Dorfe die Ehrlichkeit ſo fett gemacht? Ich kenne Leute, die blos darum arme Teufel ſind, weil ſie ehrlich waren. Durch Ehrlichkeit iſt noch Niemand reich geworden, wenn man es auch mit Ehrlichkeit werden kann. Alſo, wer ſchon hat, ſoll darum noch erhalten! Wer einen Rock trägt, bekommt einen Mantel drein! Gerade der Nackte ſoll nicht gekleidet werden! Ja, ja, es iſt ein altes Recht: Wo Tauben ſind, fliegen wieder Tauben hin. Den ſtarken Fäuſten

gebt Ihr auch noch den Prügel in die Hand, anſtatt die Schwachen zu bewaffnen, daß ſie gegen die Stärkern ſich wehren können! Wer Geld hat, erhält die Stellen, die Geld eintragen, und wer ſchon durch die Schwere ſeines Vermögens drückt, dem wird noch Anſehen und Gewalt gegeben, damit der Druck erdrückend werde! Sind die Heuerleute und Taglöhner nicht ſchon die Knechte, die Sklaven der Begüterten? die Armen, die borgen müſſen, nicht dem Wucher der Reichen Preis gegeben? Nein, wenn das Recht, wenn das Weisheit iſt, dann möchte ich einmal Unrecht und Thorheit ſehen. Das nenne ich Weisheit in ihren Sack. So haben ſie es von ewigen Zeiten her gehalten. Unabhängige Leute! Wer ſind ſie denn? Gerade das Bischen Vermögen, für das ſie leben, legt ihnen Hand- und Fußſchellen an. Der Fleck Erde, ohne den ſie verhungern müßten, hat ihm ihren Leib und ihre Seele zu eigen gemacht, und ſie ſind nicht blos Leibeigene, ſondern noch ſchlimmer daran, weil ſie dem Teufel Mammon durch Geiz, Prunkliebe und Eitelkeit verpfändet ſind. Drei unab-

hängige Männer ſeht Ihr hier: den alten Veit, mich, der das Vieh hütet, und ſich auf deſſen Krankheiten verſteht. Ich kann das Dorf entbehren, das Dorf nicht mich. Der Zweite iſt der Cantor Mehl; wo es eine Orgel zu ſpielen gibt, da verdient er auch ſein Brod. Endlich ſteht der Kappenmacher Michel ſo ziemlich auf eigenen Füßen. Die Kappen gehen jetzt beſſer, als die Hüte, und allenthalben gibt es Köpfe, die Bedeckung ſuchen; und wenn es wahr iſt, daß jeder Narr auch ſeine Kappe hat, dann kann es dem Vetter Michel nie an Kundſchaft fehlen.» Mit dieſen Worten ſchied der Hirt aus der Verſammlung. Der Schulze ſah ihm grimmig nach, mochte aber wohl innerlich zufrieden ſeyn, die Oppoſition entfernt zu wiſſen. Uebrigens hatte der alte Veit ganz richtig geſehen. Das Parlament des Gemeinderaths handelte vollkommen im Geiſte ſeiner Zuſammenſetzung und Bildung. Alle Laſten wurden, wo es nur immer anging, auf die dürftige Klaſſe der Einwohner gewälzt, die bei der Berathung nicht vertreten waren. So erhält der Hirt von jeder Familie halbjährig ein

Brod und ſechs Kreuzer, und die Familien, die kein Vieh oder nur wenig haben, bezahlen für die Begüterten. Das Schulgeld dagegen wird auf die Köpfe ausgeſchlagen, welche die Schule beſuchen. Da nun die Armen, in der Regel, einen ſchlechten Vieh-, aber einen guten Kinderſtand haben, ſo ſind ſie bei der Beſteuerung, in beiden Fällen, im Nachtheil. Ueberhaupt wird jetzt gern Alles mit Kopfgeld abgethan, weil der Unbemittelte doch wenigſtens einen Kopf, wenn auch ſonſt nichts, der Reichſte aber auch nur einen Kopf — ob viel oder wenig darin, iſt gleichgültig — aufweiſen kann. So iſt es mit dem Repräſentativſyſtem und den konſtitutionellen Einrichtungen bei uns in Dorfheim beſchaffen. Glücklicher Weiſe iſt dieſer Zuſtand der Dinge nur proviſoriſch, weil die Regierung ihn noch nicht genehmigt hat. Den Troſt hat man nun, Gott Lob! ſo ziemlich allenthalben. Es iſt in der neuern Zeit Alles ſo proviſoriſch geworden, daß man in der Nacht nicht weiß, ob am andern Morgen die Sonne noch die alte Ordnung beſcheint. Und wie hat man an dem Beſtehenden

gehämmert, genagelt und gepicht, um ſeinen Beſtand zu ſichern! Wie! Hat es an den rechten Baumeiſtern, oder an dem rechten Material gefehlt? Wie! —

Indeſſen heißt es in Dorfheim doch, es gehe im Dorfe Alles gut! Ach! Es iſt bei uns, wie ſo ziemlich allenthalben, Es wird viel geſchrieben, gedruckt und geleſen. Das Lumpenvolk, wie die Reichen die Armen zu nennen pflegen, lieſ't, ſchreibt, druckt und parlirt im Parlamente nicht; ſo iſt von ihm auch nicht die Rede. Andere ſprechen nicht für es, weil es nichts zu geben hat. Daß Die Alles gut finden, denen es gut geht, das läßt ſich begreifen. In England iſt es, wie ich höre, eben ſo. Die Außenſeite iſt aufgeputzt; was in die Augen fällt, glänzt. Rock, Hemdkrauſe, Schuhe und Hut ſind, wenn auch leicht, doch zierlich; aber tiefer ſitzt der Schmutz und die Dürftigkeit. Allenthalben ſoll der Schein das Seyn erſetzen; allenthalben Großthuerei, Lüge, Trug, Heuchelei, und am Ende doch auch Lumperei.

In der Mitte des Auguſt.

Wir ſind jetzt an der Aufklärung, dem Gemeingeiſte und der öffentlichen Meinung, und kamen zuſammen, um das Ding in Richtigkeit zu bringen durch Rath und That. Der Pfarrer hielt dabei eine höchſt ſtudirte Rede, um uns aufzuklären über die Aufklärung. Aufklärung, ſagte er, ſey entweder ein Akt oder ein Reſultat des Klarmachens; wer etwas klar mache, gebe Aufklärung, und wem etwas klar ſey, der beſitze ſie. Ein Gegenſtand aber werde nur klar durch Licht, und darum ſehe man nicht im Dunkeln. Das Licht an und für ſich indeſſen thue es nicht; — nein, murmelte der alte Veit, vielmehr geſunde, gute Augen — ſondern es gehöre ein gewiſſes Maaß von Licht dazu, weil zu wenig die Sache nicht recht ſehen laſſe, zu viel aber blende. Die größte Weisheit liege, nach der Bemerkung eines großen Alten, in dem nicht zu wenig und nicht zu viel. Dem Staate, der Regierung nämlich, liege es darum ob, den Staatsgenoſſen ſo viel Licht zu geben, als ihnen nützlich ſey, und daſſelbe alſo, nach

dem Bedürfniſſe der Unterthanen, einzulaſſen oder abzuhalten. — «Wenn es der Staat, oder die Regierung nun aber machte, wie wir,» fiel Veit ein, «wenn wir im Chor ſingen. Die Leute mit den beſten Augen ſtehen am entfernteſten, die mit den ſchlechteſten am nächſten. Die Beiſichtigen legen die Naſe auf das Blatt, und der Herr Schullehrer ſetzt eine Brille auf. So nimmt ſich Jeder ſelbſt das Licht, das er braucht; und das geht doch beſſer, als wenn der Staat Jedem das Notenbuch ſo vorhalten müßte, daß er ordentlich leſen und ſingen kann.» Der Pfarrer erwiederte: «Was man einem Menſchen gibt, das braucht er nicht zu nehmen, und ſelten weiß Einer, was ihm frommt. Dürften Alle nach Belieben nehmen, dann griffe Jeder tölpiſch zu. Jener erhielte viel, und Dieſer wenig. Manche würden überſatt, noch Mehrere blieben hungrig. Wie der Arzt, zum Heile des Leibes, die Arznei vorſchreibt, ſo ertheilt der Staat, durch den Lehrſtand, zum Heil der Seele, die rechte Doſis Aufklärung und Einſicht, nach eines Jeden Conſtitution und Befinden. So ſey es auch wirklich

allenthalben in dem ganzen gebildeten Europa, zu dem Dorfheim ſich, glücklicher Weiſe, zählen dürfe. Darum finde er die Klage über den Preßzwang ſo ungerecht als unverſtändig. Die Cenſur leiſte in einem wohlgeordneten Staate die Dienſte, welche in einem wohleingerichteten Hauſe Sommerläden und Fenſter-Vorhänge leiſten Durch ſie werde das läſtige Licht abgehalten.» Dann ſetzte der Pfarrer umſtändlich aus einander, warum wir in Dorfheim weder eine Akademie, noch eine Univerſität, ein Nationalinſtitut, eine öffentliche Bibliothek, oder eine gelehrte Geſellſchaft haben können, ſchon weil man nicht wiſſe, wo man ſie hernehmen, oder wo man ſie hinthun ſolle. Er führte für ſeine Behauptung zwanzig Gründe an, wovon zwei, daß wir weder Geld noch Leute dazu hätten, ſchlagend waren. Selbſt zu einem Caſino oder einer Leſegeſellſchaft, fuhr er dann fort, könnten wir es nicht bringen, weil kaum zwei Menſchen hier im Stande wären, etwas dafür zu geben oder Vielerlei zu leſen. «Aber nichts hindert uns,» ſchloß er, «eine Zeitung zu halten, für die das Dorf die Ausgaben

zu bestreiten fähig ist, und die man auch, ist sie nicht gar zu groß, mit einiger Anstrengung zu Ende bringt. Mögen wir schon darum die Vorsehung preisen, daß Dorfheim in dem glücklichen Deutschland, und nicht in England oder Frankreich liegt, wo die Zeitungsblätter einen so ungeheuern Umfang haben, daß man Segel- oder Leintücher aus ihnen schneiden könnte, und Dorfheim an einer Nummer wenigstens einen Monat zu lesen hätte. Eine Zeitung, nicht gar zu groß, paßt für uns; denn vieles und verschiedenes Lesen macht verwirrt. Plaudern Mehrere zugleich, dann versteht und hört man Keinen recht, und am Ende weiß man nicht, wem man glauben soll. Das ist so wahr, daß selbst in Städten, wo man in einem Hause so viele Zeitungen, als Schüsseln auf einem Wirthstische, zählt, man sich an jenen nie, an diesen freilich öfter übernimmt. Ich bin in manchem Casino, in mancher Lesegesellschaft gewesen, wo fünfzehn bis zwanzig Blätter gehalten wurden. Jeder suchte sich das seinige, das den Neigungen und Meinungen, die er selbst hegte und nährte, zu Gefallen sprach;

er glaubte, was es ihm berichtete, auf's Wort, und belächelte die andern und ihre Leſer. Da galt der goldne Spruch keineswegs; «Prüfet Alles, und das Beſte behaltet.» Sie prüften nichts, und behielten, was ſie hatten.

«Das iſt ſo,» fiel der alte Veit ein, «wie bei uns Bauern mit den Predigten. Jeder läuft ſeinem Pfarrer zu, der ſich und der Gemeinde, die er hütet, die beſten Plätze im Himmel ſichert, und alle Andersglaubenden nach der Hölle ſchickt. Nur ſie ſind auf dem rechten Wege, und wer den nicht geht, der iſt ein Ketzer. Da denkt auch Niemand an den goldnen Spruch: «Prüfet Alles, und das Beſte behaltet.» Es menſchelt überall, wo Menſchen ſind, in der Kirche, wie auf dem Rathhauſe. Dort richten ſie ſich, nach Gefallen und Bequemlichkeit, im Himmel ein, hier aber auf der Erde. Das Letzte iſt vortrefflich gegangen, und geht auch noch. Ob es jenſeits Stich hält, wie ſie meinen, und der liebe Gott auch nach Gunſt verfährt, das wird ſich zeigen. Ich aber glaube es nicht.»

«Es wird Stich halten,» erwiederte der Pfar-

rer gelaſſen. «Lieber Veit, er iſt doch ein Chriſt!» «Das,» ſagte Veit, «gebe der himmliſche Vater, der Aller Vater iſt! Ein Chriſt! Ich ſollte meinen. Wäre es damit nur gethan! Aber wie gewaltig ſpringen Die auseinander! Welch ein Chriſt ſoll man denn ſeyn? Wie er in Europa, im deutſchen Reiche, dann in des Landesherrn Land, oder in Dorfheim, und endlich in eines Paſtors Kirche gilt? Ein Chriſt ſoll man ſeyn, nicht wie Gott will, ſondern wie die Menſchen wollen, die Erdewürmer, die ſich an Gottes Stelle ſetzen. Herr Pfarrer, reden wir nicht davon!»

«Nein,» verſetzte dieſer, ein wenig verſtimmt, was er indeſſen verbarg; «kommen wir lieber auf den Zweck unſers Hierſeyns zurück, auf die Aufklärung, den Gemeingeiſt und die öffentliche Meinung! In der Diskuſſion ſind wir bis zur Zeitung gekommen, die für Dorfheim gehalten werden ſoll. Darüber müſſen wir nun berathen, welche Auserwählte wir für das Dorf Dorfheim wählen.»

«Wäre Dorfheim Frankreich, oder könnten wir dieſes ſchöne Königreich dahin verlegen, und

uns einverleiben, dann ſähen wir uns aus aller Verlegenheit. Frankreich iſt ein glückliches Land, das Alles hat, was es braucht, ſogar Vieles, was es nicht braucht. Läge nun Frankreich, wie geſagt, in Dorfheim, dann wäre auch, was den Artikel der Zeitung betrifft, ganz vortrefflich für uns geſorgt. Der Herr Schulze, ſeine Freunde, Anhänger und lieben Angehörigen hielten ſich die Quotidienne, die ordentlich wie für ſie gemacht iſt. Das nenne ich mir ein Blatt im guten Geiſte, bei dem es die Gewalt bequem hat, und das ihr ein weiches Kiſſen unterlegt, auf dem ſie auch, ohne Gefahr, ihr Schläfchen machen kann. Was ſie thut, iſt wohlgethan, und was ſie nicht thut, auch. Wenn wir es bezahlen könnten, Herr Schulze, die Zeitung müßten wir, zum Beſten des Landes, überſetzen und vertheilen laſſen.» — «I nun,» erwiederte der Schulze, «gute Lehre führt zu guter That. Die erſte Pflicht des treuen Bürgers iſt Glaube und Gehorſam. Dieſe Tugenden halten und ſtützen ſich gegenſeitig, und zuſammen bilden ſie die Grundlage des echten und rechten geiſtlichen und weltlichen Re-

giments. Den liberalen Schwindelköpfen, die der Gewalt Alles aufladen, weil ſie ſelbſt keine haben, und darum nichts zu tragen brauchen, macht es keine Obrigkeit Recht, und wenn ſie, wie der Teufel im Doctor Fauſt, die Straßen vorn pflaſterte und ſogleich hinten wieder aufriſſe, beliebte es ihnen zu fahren oder zu reiten. Auch Sie, Herr Pfarrer, würden mit der Quotidienne nach dem, was ich aus ihr überſetzt geleſen habe, nicht übel fahren. Don Miguel kann mit ihr zufrieden ſeyn; aber ein Biſchof von Hermopolis, und der Papſt, ſey er nun katholiſch oder proteſtantiſch, dürfen ſich auch nicht über ſie beklagen. Wie? Sie ſchmunzeln, Herr Pfarrer; ich verſtehe!»

«Das Journal des Debats,» fuhr der Seelenhirt fort, «wäre das Leib- und Lieblingsblatt des erblichen Theils unſeres Gemeinderaths. Es hält auf die edle Pärſchaft, und iſt adelig, doch im guten Sinne des Worts, ſo gut es ihn haben kann. Es liegt etwas Ritterliches, Romantiſches und Vornehmes in ſeiner ganzen Bildung und Haltung, ſo lange es nicht leidenſchaft-

lich wird. Alle Leidenſchaftlichkeit zieht in's Gemeine. Der rechte Adel ſieht in dem Könige gern den Erſten von Seinesgleichen. In ſo weit iſt dieſes Blatt auch königlich, und zwar mit alter Treue und Feſtigkeit zu nennen. Auf den Hof hält es nicht viel, wie es in der Natur der Sache liegt.

Die Deputirten des Gemeinderaths von der linken Seite, und ihr zahlreicher Anhang der ihnen ergebenen Wahl- und Erſatzmänner machten den Conſtitutionnel zu ihrem Koran und Evangelium. Dieſe ſehr gut geſchriebene Zeitung vertritt die furchtbare Klaſſe der Geſcheidten und Vermögenden in der Geſellſchaft, die etwas ſind und haben, aber mehr ſeyn und haben möchten. Der Courier iſt für den Reſt der liberalen Leſer, kann aber auch der großen Pfarrei des Conſtitutionnel als aushelfende Sukurſale dienen.

Die Gazette de France — und es ſteht geſchrieben: Die Letzten ſollen die Erſten ſeyn — verdient den Namen des Muſterblatts der Blätter. Ich wenigſtens weiß keines, das

ihm zu vergleichen wäre. Mit einer heiligen Wuth wilder Ergebung ſetzt es Alles an ſein Alles, an die Kirche nämlich und den Staat. Die Kirche aber iſt ihm die Prälatur, der Staat der Hof mit Hrn. v. Villele. Seinen Idolen bringt es jedes Opfer; ſie ſucht es aufrecht zu erhalten, auch wenn es nur durch Scheiterhaufen und Blutgerüſte geſchehen kann. Da die Dinge ſich indeſſen nicht immer fügen wollen, wie die Gazette verlangt, ſo hängt ſie ſich an die Sturmglocke, um alle Gräuel und Schandthaten der Revolution warnend anzuläuten. Anfangs ſah man ſich ängſtlich nach dem Brande um, der Frankreich und die Welt mit ſeinen verzehrenden Flammen ergriffen haben ſollte. Es war nur etwas Rauch zu finden, und den hatte die Gazette ſelbſt gemacht. Indeſſen gibt es keine Narrheit, die, wenn ſie geſchickt behandelt wird, den geſcheidten Leuten nicht zu ſchaffen machte. Durch die Gazette ſpricht der Hebert der Kirche und des Königthums. Danton ſagte: «Verwegenheit, nur Verwegenheit und immer Verwegenheit, und es muß gehen.» Es geht

wohl manchmal, aber manchmal auch nicht. Es kommt Alles darauf an, was man treibt, und wie, und von wem es getrieben wird.

«Aber Herr Pfarrer,» fiel ein Mitglied des Vorſtandes ein, dem der Vortrag langweilig vorkam, «was reden wir von Zeitungen, die wir doch nicht halten werden?» «Nur hübſch methodiſch,» erwiederte der Pfarrer; «iſt Ordnung doch die halbe Arbeit. Da wir nun von den Blättern geſprochen haben, die wir nicht halten können, ſo gehen wir auf jene über, die wir halten können, aber nicht halten werden, und ſchließen mit denen, die wirklich gehalten werden.» «Wer aber,» fragte Veit, wird das Papier bezahlen? Ohne Zweifel muß wieder die Gemeindekaſſe daran. Kann man es aber vor Gott verantworten, daß der arme Bauer die Zeitungen bezahlen ſoll, die nur die Reichen leſen? Werden die Beiträge nicht vielleicht gar als Kopfgeld erhoben?» «So iſt es, braver Veit,» antwortete der Pfarrer. «Die Zeitungen ſollen die Aufklärung unter uns verbreiten; die Aufklärung aber ſitzt im Kopfe, und der Kopf bezahlt, was er erhält. Wer die

Vortheile von einer Sache hat, muß ſich auch die Nachtheile gefallen laſſen, die damit verbunden ſind. Das ganze Dorf hat ſeinen Antheil an der Aufklärung Weniger, und die Wenigen, die ſie erhalten und verbreiten, arbeiten mehr für Andere, als für ſich. Es wäre darum zu unterſuchen, ob Diejenigen, die ſich, der Aufklärung wegen, die Mühe geben, die Zeitungen zu leſen, nicht ein Recht hätten, Diäten dafür anzuſprechen.» — «Ja, ja,» ſagte der Schullehrer beifällig, «das wäre zu unterſuchen.»

Einige, vor Allen der derbe Veit, ſchüttelten gewaltig die Köpfe, und der Pfarrer lenkte ein. «Nún kämen wir,» ſprach derſelbe, «an die Erörterung der Frage, welche Zeitungen gehalten werden können. Da ſteht nun die Allgemeine im Alphabet, wie im Werth und Umfang, oben an. Sie enthält faſt mehr, als man wiſſen kann; was geſchehen iſt, und noch geſchehen dürfte; was Dieſer dafür und Jener dagegen hat; Briefe aus aller Welt, von aller Welt, für alle Welt. Mir ſpricht ſie zu oft von Dem, was geſchehen, oder nicht geſchehen könnte. Wie! iſt es nicht

genug mit Dem, was wirklich geſchieht? Aber ſo ſind die Leute; das Wirkliche und Wahre kann ſie nicht befriedigen. So lange noch etwas werden ſoll, mag es ſich Jeder nach ſeiner Weiſe denken, und jeder Narr ſpricht ſein Wort dazu. Es gibt tauſend Wege der Möglichkeit, die man gar lieblich bepflanzen und beſtreuen kann. Das Wirkliche dagegen hat nur einen, und zwar ſeinen vorgeſchriebenen Weg. Iſt das Kind noch nicht geboren, dann läßt ſich ſtreiten, wetten, ob es ein Bübchen oder ein Mädchen ſey. Einmal auf die Welt geſetzt, iſt es weiter nichts, als ein Menſchenkind, wie nun einmal Menſchenkinder ſind. Reiche und Müßiggänger, die nicht wiſſen, was ſie mit der Zeit anfangen ſollen, beſchäftigen ſich gern damit, was man thun müſſe, wenn einmal geſchähe, was ſelten oder nie geſchieht. Die Armen und Beſchäftigten haben andere Dinge zu thun, als zu unterſuchen, was es für Folgen haben könnte, wenn die Bäche, Flüſſe und Ströme rückwärts gingen, die Bäume die Wurzeln gegen den Himmel trieben, und die Früchte in die Erde ſteckten, und die Hühner die Eier ohne Schale

legten. Kommt Zeit, kommt Rath. Erhält der Rock ein Loch, dann ist es der Augenblick, daß man an's Flicken denkt. Man theilt die Haut des Bären, wenn er geschossen ist.

Ich sehe recht gut ein und begreife, welche Blätter die Gunst des deutschen Publikums gewinnen müssen. Auch ist, Gott sey es geklagt, kein Mangel daran, und der Literatur unsers Vaterlandes, besonders der periodischen, sieht man es an, daß jetzt das Sedez- und Dreigroschen-Publikum den Ton angibt, und vom Paradiese herab, das Regiment geführt wird. Wenn wir aber, liebe Freunde, lesen sollen, was wir unter uns so gescheidt, auch oft gescheidter plaudern, dann sehe ich doch nicht ein, warum dafür noch Geld ausgeben. Wir machen es ja eben so gut, nur gerade nicht gedruckt, und in keiner Zeitung.

Es wurde nun viel berathen und bestritten, welche Zeitungen die besten seyen, und für das lesende Publikum vom Dorfe Dorfheim sich eigneu. Die Vorzüge und Mängel der beliebtesten, periodischen Schriften und Blätter wurden dargelegt und aus einander gesetzt, um das über sie

gefällte Urtheil zu begründen, und die Wahl der Wahlherrn von Dorfheim zu rechtfertigen. Das darüber aufgesetzte Protokoll, welches die Anträge für und gegen, und eine lebendige Darstellung des merkwürdigen Kampfes der rechten und linken Seite über diesen wichtigen Gegenstand enthält, und im Dorfheimer Archive niedergelegt worden, ist höchst lehrreich und anziehend. Wir tragen indessen Bedenken es hier mitzutheilen, quia exempla sunt odiosa, und man, nach einem bekannten Sprichworte, nicht in Wespennester sticht, wenn man nicht selbst will gestochen seyn.

Am Ende des August.

Wir sind jetzt auf die Zeitungen sehr gespannt. Kaum kann das Dorf den Postbuben erwarten, der uns die Kriegsberichte, die Woche zweimal, aus der Stadt bringt. Erst sollte aus dem Türkenkriege nichts werden; nun geht es sogar auf Algier los, wie allgemein behauptet wird. Welche Mühe hat man sich gegeben, um den Bestand der Dinge zu erhalten, und jetzt zieht man einen

Stein nach dem andern aus dem Baue, den man doch erhalten und befeſtigen wollte! Was fangen die Franzoſen in Algier an? Ohne Zweifel ſtehen ſie mit den Engländern gut, ſonſt würden ſie Schiffe und Truppen nicht in ihre Hände geben. Was Seewaſſer ſchmeckt, iſt Britannien verfallen, und es kann noch lange währen, bis Amerika mündig geworden iſt. Für jetzt hat der Dreizack ſeinen Herrn. Will das feſte Land vielleicht dem Beiſpiel der Gewäſſer folgen? oder muß es gar? Wäre Frankreich Englands nicht gewiß, dann könnten wir eine zweite Auflage der ägyptiſchen Expedition erleben. Doch das müſſen die franzöſiſchen Miniſter beſſer, als ein Bauer in Dorfheim wiſſen. Es iſt nun aber einmal ſo in der einfältigen Leute Art, daß ſie meinen, ſie müßten für ungelegte Eier ſorgen, wenn ſie ſelbſt die gelegten verderben laſſen. Will Frankreich Erwerbungen machen, dann liegen ſie ihm doch wohl beſſer in der ſichern Nähe, als in der ungewiſſen Ferne. Der wirthſchaftliche Bauer hat ſeine Felder gern beiſammen; ein wirthſchaftlicher Staat befolgt denſelben Grundſatz, und hat

dazu noch weit mehr und ſtärkere Gründe. Eine von der Natur begränzte und abgerundete Lage iſt ſchon allein eine halbe Macht. Mit Kolonien geht es ohnedies nicht mehr; ſie werden nach und nach geſchenkt zu theuer. Erſt quält man ſich mit ihrer Pflege, die ſie dem Mutterlande nicht einmal danken, wozu ſie, aufrichtig geſtanden, auch wenig Urſache haben. Groß geworden, trennen ſie ſich trotzig von dem väterlichen Hauſe, und wollen einen eigenen Heerd. So machen es die ungerathenen Kinder alle, ſobald ſie ſich mannbar fühlen, und für ſich eine Wirthſchaft führen können. Und was läßt ſich dagegen ſagen? Es iſt Ordnung der Natur, die freilich nicht immer unſere Ordnung iſt. Selbſt den Engländern wird es nicht beſſer gehen, ſo gut ſie auch die Vormundſchaft zu führen meinen. Der Heloti'sm der neuern Zeit, auf Handel und Induſtrie gegründet, wird untergehen, wie der des Alterthums, der roh, auf rohe Gewalt geſtützt, der feinen Sklaverei gewichen iſt. [illegible] man nicht ſchon erleben müſſen? Man kann in einem Lande ſich ſchlafen legen und in einem andern auf-

wachen, ohne ſeine Stelle zu wechſeln. Es geht oft recht ſeltſam zu. Iſt es zu verwundern, wenn die tolle Zeit, die uns, wie im Drillhäuschen, ordentlich beſoffen dreht, den armen Bauern zu Dorfheim die Köpfe verrückt, da es Andern, die keine arme Bauern ſind, nicht beſſer gehen ſoll?

Das Unheil vermehrt ein junger Mann, Franz Weiler mit Namen, der, hier geboren und ehrlicher Leute Kind, früher den Studien obgelegen iſt. Wir hatten ihn lange nicht geſehen, und es munkelte über ihn ſo Allerhand im Dorfe, als ſey es mit ihm nicht richtig, und ihm, wider Willen, ein Aufenthalt angewieſen worden. Er ſoll Umtriebe getrieben, und nichts weniger im Schilde geführt haben, als die Regenten in Deutſchland, mit Miniſtern und geheimen und andern Räthen, abzuſetzen, ihre Truppen zu entlaſſen, die Beamtenwelt zu kaſſiren, und alle Köpfe deutſcher Nation, unter einen, und zwar den Freiheitshut zu bringen. Der arme Menſch! Vielleicht fällt es ihm auch einmal ein, den Mond in den Hoſenſack zu ſtecken, und dann wüßten die Propheten, die das Wetter aus ihm verkün-

den, in Zukunft nicht, was es für Wetter gibt, wenn er am Ende nicht gar alles Wetter mit dem Monde im Hosensack trüge, und wir also gar kein Wetter hätten. Nun ist, wie gesagt, seit einigen Tagen, Franz Weiler wieder da. In der That ein guter Mensch, der kein Kind betrübt, und Jedem, der nicht ausweichen will, aus dem Wege geht. Die Bauern glauben, es sey mit ihm nicht just, und er habe einen Sparren zu viel. Er soll halbe Tage auf Felsen im Gebirge sitzen, und, wie behext, in ein todtes Bild verwandelt, nach der blauen Ferne, oder in die Tiefe sehen. Ja, er soll mit den Bäumen und den Wolken reden, und manche alte Frau, die den Zauberer in ihm fürchtet, macht das Kreuz vor ihm.

Franz Weiler hat, als Freiwilliger, den Befreiungskrieg gegen Frankreich mitgemacht, und sich in ihm, wie glaubwürdig versichert wird, recht gut gehalten. Nach der Schlacht an der Katzbach soll ihm Blücher mit den Worten auf die Schulter geklopft haben: «Braver Junge, nur immer vorwärts!» Dadurch, sagen die Leute,

die ihm nicht wohl wollen, sey er, aus Uebermuth, verrückt geworden. Das finde ich nun eben nicht; doch ist er allerdings ein eigener Mensch, den man verstehen muß, um ihn werth zu halten. Haben die zahlreichen Dummköpfe die wenigen wahrhaft gescheidten Leute nicht von jeher für verrückt gehalten, oder doch dafür ausgegeben? Am letzten Sonntag saßen wir, einige Bauern, Franz Weiler und der Schulze, unter der großen Linde. Der Pfarrer kam endlich auch dazu, und wir plauderten so von Allerhand, besonders, wie es sich begreifen läßt, vom Kriege, von Spanien, Portugal, Braunschweig, Hessen, der Censur und der Mauth. Es ging lebhaft zu, und man stritt für und gegen, wie das unter Menschen so gebräuchlich ist. Auf einmal steht Weiler auf, geht schweigend nach der andern Seite, blickt, mit gesenktem Kopfe, starr vor sich hin, und wir hörten ihn die Worte murmeln: «Was habt Ihr aus meinem Vaterlande gemacht! Wie verließ ich es im Jahr 1814? Wie finde ich es 1830 wieder? Trauriges Schicksal! Unseliges Verhängniß! Ich sehe es voraus: Es wird

kommen, es muß kommen, unvermeidlich, unabweisbar.» So entfernte er ſich, ohne Abſchied zu nehmen. Einige Bauern ſchüttelten bedenklich die Köpfe. Der Schulze legte den Zeigefinger bedeutſam auf die Stirn, und lächelte. Der Pfarrer ſagte: «Ich glaube, er ſpielt Bonaparte'ches. Eben ſo ſprach der General, da er aus Aegypten gekommen war, zu dem franzöſiſchen Direktorium: «Was habt Ihr aus dem ſchönen Frankreich gemacht? Wie habe ich es verlaſſen? Wie finde ich es wieder?» Die Jahre 1813 und 1814 ſpucken dem Weiler noch gewaltig im Kopfe. Aber das ſind abgeſchiedene Geiſter; laßt die Todten ruhen! — Und der Herr gebe ihnen den ewigen Frieden, und das Licht von Oben erleuchte ſie! fügte der Schulze hinzu. — Amen! ſprach die Gemeinde. — Seitdem, bemerkte der Steuereinnehmer darauf, hat ſich der Wind gedreht, und bläſt von einer andern Seite — ein wenig friſch, meinte ein Bauer, und knöpfte ſich die Weſte zu. Wirklich war die Abendluft etwas kühl, und wir ſchieden von der Linde.

Der Franz iſt in der That ein wunderlicher

Heiliger. Geſtern gehe ich durch den Wald, und da ich an eine Stelle komme, wo das Gebüſch am dichteſten iſt, und man die Ausſicht in einen tiefen Wieſengrund hat, ſitzt ein Mann unbeweglich auf einem Felſenblocke, den Blick in das Thal gerichtet. Es war Weiler, der mit ſich ſelbſt ſprach; und da ich ihn nicht ſtören wollte, blieb ich unbemerkt in einiger Entfernung ſtehen. Er redete, als wenn er Carmina rezitirte; es waren aber keine, ſondern ungefähr Folgendes: «Zeit des Betrugs, der Lüge und Täuſchung. Betrüger und Betrogene zugleich! Was will ich von ihr? Was kann ich von ihr wollen? Armer Franz! Werde ein Marktſchreier, ein Gaukler, ein Fakir, ein Poſſenreiſſer, ein Taſchenſpieler, ein Bonze, ein Derwiſch. Die Menſchen wollen beluſtigt, bethört, betrogen und geprellt ſeyn. Du brauchſt deine Bude eben nicht auf dem Markte aufzuſchlagen, um deine Kunſtſtücke vor dem dummen, abergläubigen Pöbel zu machen; der hat wenig, und zahlt ſchlecht, und den Aberglauben und die Einfalt findeſt du bei allen Ständen, und das Bedürfniß, ſich die hölliſche Langweile

vertreiben zu laſſen, mehr noch bei den höhern, als bei den niedern. Ein wenig Bauchrednerei und Marktſchreierei verträgt ſich mit jeder Kunſt, mit jeder Wiſſenſchaft; und den Taſchenſpieler kannſt du vielleicht gar als Staatsmann und Feldherr, auf dem Katheder und der Kanzel oft vortheilhaft anbringen. Die Phantasmagorie paßt ſo gut in ein Trauerſpiel als in ein philoſophiſches Syſtem. Sogar Nationen haben ſich nicht übel dabei befunden, wenn ſie etwas von dieſer Gabe in ihrem Weſen und Charakter hatten. Die Windbeutelei geht in ihre Geſchichte über, und die Nachwelt, die noch leichter getäuſcht wird, als die Gegenwart, glaubt und ſtaunt!»

Er ſeufzete, richtete ſich auf, und breitete die Arme nach der Tiefe aus, als erſcheine ihm ein liebes Luftgebild, das er umfaſſen wollte. Dann ſprach er langſam, wie betend, mit einem Blick gegen den Himmel: «Gütiges Schickſal, laß meine Tage nicht in dem faulen Sumpfe eines öden, aus leeren Förmlichkeiten zuſammengeſetzten Lebens modern, in dem ſelbſt die Wärme nichts erzeugt als kriechendes Ungeziefer, geheuchelte

Tugenden und Vorzüge, eine gleißnerische Gefallsucht, und müßige Klatschereien. Lieber stelle mich auf einen einsamen Berg im Sturme und Gewitter, und schleudere aus ihnen einen wohlthätigen Blitz auf die müde Brust, wenn sie zu schwach wird für die Last des Lebens! Erhältst du mir nur das warme, liebende Herz eines Freundes, einer Freundin, und der Seltenen, die mir theuer geworden sind, dann will ich gern den dummen Uebermuth, die neidische Verleumdung und die alberne Einfalt ertragen, so gut ich es vermag. Laß mich das Leben nie — darum bitte ich dich — über dem Streben nach seinen eitelen Gütern vergessen, und eine äussere Größe suchen, die nur innere Kleinheit, und einen äußeren Reichthum, den nur innere Armuth geben! Die Spanne Erde, welche meine Wiege von dem Grabe trennt, will ich nicht zum Kriegsschauplatze kleinlicher Begierden und feindseliger Leidenschaften machen. Mein Dasein muß einen höhern Zweck haben, als den, meine hungrigen Sinne abzufüttern; oder es ist auch der Mühe nicht einmal werth, welche dieses fordert.»

Der arme Menſch jammerte mich wahrhaft, und der klagende Ton ſeiner Stimme fuhr mir ſchneidend durch die Seele. Der Franz iſt mit der Welt zerfallen, und ſie werden ſich einander wenig ſeyn. Das iſt eine böſe Krankheit, an der er leidet, und wenn ſie zu heilen iſt, dann thuen es nur Feld-Arbeit und ein gutes Weib, das ihm auch gute Kinder giebt. Man könnte es wenigſtens einmal verſuchen.

Der Franz Weiler, der Manchen nicht gefallen will, gefällt mir ſehr. Er hat ſeine Sonderbarkeiten, wie alle beſondern Menſchen, und ſein ſonderbares Schickſal, von dem Viele reden, das aber Niemand kennt, hat ſie ohne Zweifel noch vermehrt. Es muß ihm Allerlei begegnet ſeyn, weil er ſo eigen iſt. Der behauptet, er ſey mit einem großen Herrn auf einer weiten Reiſe, ſogar in Amerika geweſen. Jener verſichert, man habe ihn als verdächtig in Haft gehalten. Was plaudern die Leute nicht! Ehe Weiler in ſeine Heimath zurückgekommen iſt, hat er an einen alten Freund geſchrieben. Dieſer zeigte mir den Brief, den ich im Auszug mit-

theilen will, weil er mir gefiel, obgleich ich ihn nicht ganz verstehe. Das Schreiben ist für einen Gelehrten nicht übel abgefaßt, und enthält, wie mir es scheint, noch etwas Besseres als Gelahrtheit. Hier ist es:

Lieber, alter Freund!

Du wirst es billigen, daß ich heimgehe zu den Meinigen, die ich nun seit Jahren nicht gesehen, und allenfalls Kraut und Rüben kultivire, statt der Politik, oder einer schönen oder garstigen Kunst, mit der man sich jetzt forthelfen kann in der Welt. Gott weiß, wie ich mein Vaterland liebe, und Dir selbst ist es nicht unbekannt, da wir so oft unsere schönen Hoffnungen und Wünsche, unsere Entwürfe und Verheißungen, in traulichen Stunden, gegen einander ausgetauscht; wie wir von jugendlicher Thatkraft und dem heißen Verlangen glüheten, für das Vaterland und die Menschheit folgereich zu wirken! Es ist vorbei, für jetzt wenigstens. Die schneidendsten Widersprüche fahren in allen Richtungen gegen einander, und Meinungen und Ansichten, Forde-

rungen und Wünſche, ſtehen ſich unverſöhnlich gegenüber. Sprache und Gedanken ſind verwirrt; die Menſchen verſtehen ſich nicht mehr. Hier iſt ſchwarz, was dort weiß; zwiſchen Tugend und Laſter, zwiſchen Verſtand und Unſinn, ſcheint alle Gränzſcheidung aufgehoben, und die Genialität und der Wahnſinn, und die heroiſche Selbſtaufopferung und das gemeinſte Verbrechen gehen als freundliche Zwillingsgeſchwiſter Hand in Hand. Bedenke ich dabei die Rohheit der Maſſe, die allgemeine Hab- und Genußſucht, die hungrige Begierde, die, von allen Seiten losgelaſſen, durch keinen Glauben mehr zu feſſeln und zu zügeln iſt, den Mangel an religiöſem Sinn und Gefühl bei kraſſem Aberglauben, oder geheuchelter Frömmelei, die grobe Selbſtſucht, die in dem Heiligſten nur ein Mittel ihrer Befriedigung ſieht, dann, ich geſtehe es, kann ich nicht ohne eine gewiſſe Bangigkeit an die Zukunft denken.

Doch, Gott lenkt's, wenn der Menſch es denkt, und das Schickſal bringt am Ende der Rechnung ein ganz anderes Facit heraus, als unſere politiſchen Rechenmeiſter auf beiden Sei-

ten. Das ist wahr; aber das Schicksal setzt auch Generationen auf das Spiel, und mischt die Völker so gefühllos dazu, daß mich es doch mit einigem Schaudern ergreift, wenn ich sehe, wie es aus einem Geschlechte die Thränen des Schmerzes preßt, um sie einem andern zum Freudetrank, als Christusthränen, vorzustellen. Das mag das Schicksal thun und verantworten; der Mensch darf und kann es nicht. Ihm wird die Handlung zugerechnet, wie er sie begangen, ohne Rücksicht auf die Folgen, die sich, von dem Auge des Thäters unerreichbar, und von seinem Willen unabhängig, daran knüpfen können.

Wenn die großen Männer jetzt zwischen dem Rade und der Unsterblichkeit wandeln *), dann mag ich nicht von der Gesellschaft seyn, und mich sticht die Großmannssucht auf keine Weise. Ich glaube nicht an Größe ohne Tugend, und an keine Tugend ohne Liebe. Sich selbst darf der Mensch einem höhern Zwecke opfern; — und ge-

*) Les grands hommes marchent entre la roue et l'immortalité sagte ein Heros der französischen Revolution.

rade darin beſteht die wahre, wirkliche Größe — aber nicht Andere. Das waren große Völker, die ihr Glück keinem Verbrechen verdanken wollten: die Athenienſer, die den nützlichſten Vorſchlag ungehört verwarfen, da ſie vernahmen, er ſey ungerecht; die herrlichen Römer, Furius Camillus, Fabricius, Regulus, der große Scipio und ſo viele Andere, die dieſen mehr oder weniger gleichen. Da Brutus den Dolch in die Bruſt ſeines Vaters ſtieß, war es mit Rom und den Römern vorbei. Nur ein Cäſar konnte den Weltſtaat retten, wenn er überhaupt zu retten war, und aus dem Blute des großen Mannes ſtiegen die Rachegeiſter auf, die das unglückliche Reich Jahrhunderte hindurch peinigten, bis es unter Qualen und Convulſionen verſchied.

Schon Montesquieu hat die That der Verſchwornen nach Verdienſt gewürdigt; ſie konnten nichts, als Cäſar morden. Da dieſer gefallen war, wußten ſie ſelbſt nicht, was zu thun, und ließen das Volk, und endlich den verſchlagenen Antonius ſchalten. Den edelmüthigen

Beherrscher hatten sie erschlagen, damit die schlechten Triumviren sich um die Beute stritten. Nachdem die blutige That geschehen, war der Gang der Ereignisse den Launen des Zufalls und dem Zuge der Schlechtigkeit, die in Rom herrschte überlassen. So konnte freilich aus der Sache nichts Gutes werden, und wir wissen auch, was aus ihr geworden ist. Möge ein gütiges Verhängniß die Staaten vor solchen Befreiern bewahren!

Wir müssen den Privatmann vom öffentlichen Menschen unterscheiden. Mit Gemüthlichkeit und einer schönen Schwärmerei ist es — das fühle ich jetzt, und lernte es etwas spät begreifen — in dem öffentlichen Leben nicht gethan. Der williste Eifer ohne Klugheit kann gerade am verderblichsten werden, und ein Steuermann voll Begeisterung, dem es an Charakterstärke und ruhiger Besinnung fehlt, wird auch bei stiller See das Ruder schlecht führen, vielmehr also im Sturme. Der gute Wille ist eine treffliche Sache, und die reine Absicht, bei der Schätzung des moralischen

Werthes, recht hoch anzuſchlagen; wer aber in das Schickſal Anderer, in das Leben der Völker einzugreifen ſich erkühnt, braucht mehr, als das. Brutus hat den Dolch in das Herz des Vaters und in die Bruſt Rom's zugleich gedrückt, und dieſes durfte, wie Jener, mit einem ſchmerzlichen Gefühle ausrufen: et tu fili mi! Dagegen war der ältere Brutus ein Mann, ein Mann im ganzen vollen Sinne des Worts. Die That zeugte gegen ſeine Kinder; das Geſetz verdammte ſie; der Vater ſprach des Geſetzes Willen als Richter aus, und rettete, begründete die Freiheit. In dem väterlichen Buſen ſchlug ein Heldenherz, das dem römiſchen fortia pati et agere gewachſen war.

Bei dem guten Herzen alſo einen hellen Kopf, bei der Gemüthlichkeit Verſtand, wenn Tüchtiges gewirkt werden ſoll! Wozu aber dieſe ſeltſame Ermahnung? wirſt Du ſagen. Ja wohl ſeltſame Ermahnung, zu der man durch die ſeltſamſten Vorfälle getrieben wird!

Im September.

Ich will meine Dorfchronik aufgeben; es kommt nichts dabei heraus. Soll ich eine Weltgeschichte im Kleinen schreiben, da wir deren schon so viele im Großen haben? Es sind immer dieselben Gesichter, nur ein wenig anders gefärbt, dieselben Schauspieler, nur mit andern Namen und in anderem Costüme, und endlich sogar dieselben Aufzüge und Auftritte, nur mit veränderten Dekorationen. Alle sind über einen Kamm geschoren: Quäler und Gequälte, Lügner und Belogene, Sieger und Besiegte, Heilige und Verdammte. Ich will das Schreiben aufgeben, da man es doch keinem Menschen zu Danke machen kann. Erst hat man seine Noth mit den Leuten, die sich getroffen fühlen, wenn man auch nicht daran dachte, auf sie zu zielen; dann mit dem lieben Publikum, in dem mehr Launen spuken, als in dem Kopfe einer alten Jungfer. Endlich geht das Kreuz mit den Rezensenten an, das ein wahres Heiden-Troglodyten- und Piratenvolk seyn soll. Lieber stelle ich mir den Franz Weiler ein als Ersatzmann. Der kann es mit

den Barbaren von Kritikern, mit den geiſtigen Cyklopen, die nur ein Auge, aber derbe Fäuſte haben, ausfechten. Dem Weiler fehlt es nicht an ſtarken Schultern, und er kann was tragen. An Dem ſollen ſie ſich verſehen, wenn ſie ihm in Ungebühr zu nahe kommen; der nimmt es ſelbſt mit dem Profeſſor Leo zu Halle auf, der doch ein wahrer Briareus im Rezenſiren und Zuſchlagen ſeyn ſoll. Mit einem deutſchen Profeſſor iſt nicht zu ſpaßen; und iſt es gar einer der Geſchichte, der die ganze Welt für eine Schulbank anſieht, auf der Geſetzgeber, Staatsmänner, ſelbſt Helden und gekrönte Häupter vor und unter ihm ſitzen und ſich abkapiteln laſſen, dann kommt ein armer Inſaſſe von Dorfheim ſchlecht weg, wird ihm ein ſolcher Minos oder Rhadamanth der Literatur abhold und ungnädig. Nein, ich danke für die Ehre und will ſie an den wackern Franz Weiler abtreten, der gerade einen Brief aus der Stadt geſchrieben hat, in die er gegangen iſt, um ſich zu einer Anſtellung zu empfehlen. Der gute Franz! Unter dem 7ten dieſes ſchrieb er nach Dorfheim, wie folgt:

Lieber, alter Freund!

Ich habe den Weg, wie es ſcheint, vergebens gemacht, und an eine Anſtellung iſt vorläufig nicht zu denken. Ich bin allenthalben bittend eingekommen und unerhört abgefahren. Unter das Rekrutenmaaß der Aſpiranten geſtellt, ward ich zu lang oder zu kurz gefunden, wohl auch, weil mir die Demuth gegen Höhere fehlt, die uns krümmt und abkürzt, wie der Uebermuth gegen Niedere, der uns ſtreckt und längt. Keine Stelle paßt für mich, oder vielmehr ich paſſe für keine Stelle, wenn nicht eine neue für den Narren des neunzehnten Jahrhunderts kreirt und ſalarirt wird, woran kaum zu denken, will Zſchokke anders ſie nicht ſelbſt votiren. Warum, lieber Freund, bin ich nicht der Erſtgeborne eines erlauchten Hauſes, der Stellen vergibt, ſtatt deren zu ſuchen? Warum nicht ein Lord des brittiſchen Reichs, der bequem und angeſehen von ſeiner Pairſchaft leben kann, oder ein franzöſiſcher Emigrant, der in Gemächlichkeit ſeinen Antheil an der Entſchädigung verzehrt, bis die reiche Erbſchaft der Gegenrevolution fällig wird? Warum?

Hinter unſerer ganzen Weisheit ſteht ein Fragzeichen, und die Antwort kann, in den meiſten Fällen, nur unſere Narrheit geben. Wie ſchlecht verſtehen Regierungen ihren Vortheil, die keine geraden Menſchen wollen! Wer bürgt dafür, daß der Schmeichler, Lügner, Gleißner und Scheinheilige, der, wie betrunken, nach der rechten Seite wankt und ſchwankt, nicht auch auf die linke fällt, wenn er ſich dort weich zu betten hoffen darf? Ehrlich währt ewig, ſagt ein goldner Spruch, und die Politik, die ihn befolgt, könnte auf die Ewigkeit rechnen, wenn es ihr um die Ewigkeit zu thun wäre.

Du weißt, Lieber, ich wollte mein Feld bauen, und von meiner Hände Arbeit mich nähren; aber mein Feld iſt zu klein, und meine Hände ſind, durch gelehrten Müßiggang, zu ſchwach geworden, und was man nicht gelernt hat, kann man auch mit Erfolg nicht treiben. Jetzt beſehe ich die Merkwürdigkeiten der Stadt, an denen ich eben nichts-merkwürdig finde, als daß man ſie dafür hält. Man hat hier, wie allenthalben, viele Freunde, wenn man viel Geld hat. Da

ich nun nicht in dem letzten Falle bin, ſo bin ich auch nicht in dem erſten. Ein neugieriger und redſeliger Menſch, der nichts zu thun weiß, wie ich ſelbſt, dient mir zum Führer und Begleiter, weil er ſich die Zeit vertreiben will.

Es wird Ihnen bei uns gefallen, ſagte Dieſer zu mir. Man iſt hier fortgeſchritten mit der Zeit, und hat die alten Vorurtheile und lächerlichen Gebräuche des Aberglaubens weit hinter ſich zurückgelaſſen. Sie werden ſich wundern, wie ſehr ſich, in Ihrer Abweſenheit, Alles geändert hat.

Wirklich? fragte ich. Nun, Gott gebe, daß es zum Beſſern ſey.

Gewiß, erwiederte er. Sie müſſen das an der Duldung bemerken, die man hier für eine gewiſſe Klaſſe von Sündern und Sünderinnen hat. Man iſt ſehr aufgeklärt und freiſinnig geworden. Die Trink-, Spiel- und Luſthäuſer aller Art ſind voll, die Kirchen leer. Der gemeinſte Mann zieht vor ſeinen Vorgeſetzten den Hut nicht mehr ab, und dampft ihnen ſeinen Kneller unter die Naſe, daß ſie gern das Feld

räumen, wenn ſie nicht erſticken wollen. Die hoffnungsvolle Jugend, mit der eine neue Generation des erneuerten goldnen Zeitalters aufblüht, iſt mit dem zehnten Jahre mündig und mannbar, und ſchulmeiſtert ihre Schulmeiſter. Es muß ein erſtaunliches Geſchlecht werden, dieſe rüſtige, kecke Kindheit, die jetzt der Mannheit ſchon über den Kopf gewachſen iſt, und über die eigenen Lehrer und Richter belehrend zu Gericht ſitzt.

Ich ſah meinem Begleiter fragend in's Geſicht, weil ich doch nicht recht wußte, ob er ein Freigeſinnter oder ein Spion der hohen Polizei, und ob, was er ſagte, Scherz oder Ernſt ſey. Ich hätte freilich beſſer vor mich geſehen, als nach dem Sprecher der neueſten Zeit, dem Anacharſis hieſiger Stadt. Ich fühlte mich auf einmal unſanft aus dem Wege geſchoben, meinem Begleiter auf die Seite, an dem ich glücklicher Weiſe wankend eine Stütze fand. Ich blickte mich nach dem hinreichenden Grunde einer ſo fühlbaren Wirkung um, und ein Paar Augen ſtarrten mich drohend aus einem lang behaarten Geſichte recht freiſinnig an. — O Sparta und Ger-

manien! ſeufzte ich. Um Vergebung, ſagte mein Begleiter, es iſt ein Tertianer und ein tüchtiger.

Die Spartaner und die Germanen, unſere Väter, waren doch auch brave Leute, fuhr ich fort, und die erſte Pflicht der Jugend hieß Achtung vor dem Alter. Der Bejahrte durfte und mußte dem Jüngern Vater und Lehrer ſeyn. Die deutſche Jugend ward erſt ſpät mannbar, und darum, wie Tacitus meint, ſo männlich, und ſie ehrte das Alter und die Frauen.

Mein Führer ſah mich befremdet an. Sie ſcheinen, ſagte er endlich, wenig zu leſen, am wenigſten die vortrefflichen Tagblätter und Zeitſchriften. Gehen Sie mit dem Geiſte der Zeit nicht weiter? Sind Ihnen unſere kritiſchen Blätter und periodiſchen, auch pädagogiſchen Schriften ganz fremd geworden? Ich will ſie bei dem Vorſtand des Caſino einführen; es koſtet nicht viel. Doch bitte ich Sie, des Herrn Tacitus nicht zu erwähnen, der gewiß ein Obſkurant und ein Schmalzgeſelle iſt. Was aber die Sparta und Germanien betrifft, die mögen weit genug von hier wohnen, und das Ding wohl nicht beſ-

ſer verſtehen. Hier iſt man, das vergeſſen Sie ja nicht, ſehr liberal.

Die Geſellſchaften ſind alſo, fragte ich, angenehm, die Sitten ſanft? Das Leiden Anderer findet Theilnahme, und zwar thätige Theilnahme, das Recht und die Wahrheit warme Vertheidiger und die Tugend Achtung?

Das eben nicht; aber —

Man darf alſo ſeine Meinung frei ausſprechen und kann ohne Gefahr ſagen, was man über die Angelegenheiten der Zeit und die handelnden Perſonen, die gerade auf der Weltbühne ſtehen, denkt?

Was Sie wollen; verſteht ſich aber, daß Sie gegen die Regierungen und ihre Maaßregeln ſprechen, und einzig gegen dieſe. Wir ſind liberal, verſtehen Sie, und laſſen nichts aufkommen, als das Liberale, und uns ſelbſt, die Freunde und Anhänger der Liberalität. Tugend, Verſtand und Ehre ſind auf unſerer Seite; auf der andern iſt nichts als Verbrechen, Unſinn und Schande.

So, mein Freund, iſt es immer geweſen, fiel ich ein, und ſo iſt es noch. Die Ultra ſtehen

ſich einander feindlich gegenüber, als Papſt und Gegenpapſt, und thun ſich wechſelſeitig in Bann. Die Ultra-Royaliſten machen es den Liberalen nicht beſſer. Ihre Sünder ſind Heilige, und die Heiligen ihrer Gegenfüßler Sünder. Glaubt Einer nicht an die göttliche Abkunft der abſoluten Macht der Fürſten, dann iſt er ein Revolutionär, ein Aufrührer und Unruheſtifter. Clement und Ravaillac, welche ihre Könige gemordet, ſtarben als Verbrecher, und wurden von den Ihrigen als Märtyrer verehrt.

Das iſt etwas anders, werther Herr, war die Antwort meines Begleiters. Bei dieſem ganzen Streite überſieht man den wichtigen Umſtand, auf den doch Alles ankommt, den Umſtand nämlich, daß wir Recht haben, unſere Gegner aber Unrecht.

Das iſt's, ſagte ich und ſchwieg. Was ließ ſich auch weiter ſagen? Es würde nun, der Redſeligkeit meines Führers ungeachtet, wahrſcheinlich eine ſtarke Pauſe eingetreten ſeyn, wäre nicht ein Geiſtlicher auf uns zugekommen, in dem ich ſogleich den Pfarrer der benachbarten Gemeinde,

einen alten Freund meines väterlichen Hauſes, erkannte.

Wie leben Sie, mein theurer Pfarrer? Ich freue mich herzlich, Sie ſo wohl zu finden. Man ſieht, es geht Ihnen nicht übel.

Daß ſich Gott erbarme! Reden Sie doch nicht von Wohl in dieſer ſchlechten Zeit. Bei dem gänzlichen Verfalle der Religion hat unſer Stand die ſchwerſte Haltung. Mit jedem Tage ſehe ich es ärger kommen.

Seyen wir gerecht, lieber Freund! es iſt doch wirklich noch wahre Frömmigkeit und Andacht in den Gemüthern, und die Religion bei weitem nicht ſo tief geſunken, als man in einer gewiſſen heiligen Entrüſtung glauben mag.

Du mein Himmel! Religion, Andacht und Frömmigkeit! Ich könnte Ihnen den Ertrag meiner Stol-Gebühren berechnen, Ihnen zeigen, was ich verloren, ſeitdem mir, durch ein landesherrliches Edikt, Handel und Gewerbe abgeſchnitten ſind. Nicht einmal Ackerbau ſollen wir Geiſtliche mehr treiben, und die frommen Geſchenke fallen auch ſehr mager aus. Wenn ich Ihnen nun be-

weiſe, daß ich wenigſtens den dritten Theil der Einkünfte meines ſeligen Vorgängers verloren habe, wollen Sie dann noch den gänzlichen Verfall der Religion bezweifeln?

In dieſem Falle freilich .... Ich mußte huſten.

Der Stadtſchultheiß, fuhr der Pfarrer fort, meint, alles Verderben komme von der Erſchlaffung des zeitlichen Regiments, weil der Bauer Reſpekt und Sitte vergeſſe, ſeitdem eine hochlöbliche Obrigkeit das Volk nicht mehr nach Gefallen einthürmen und prügeln laſſen kann. Das iſt ſo eine irrige Anſicht der Beamten; ich aber weiß es beſſer. Schlecht iſt's, ſehr ſchlecht. Das ſey Gott geklagt! Jeder weiß es, Jeder fühlt es, nur erkennt er nicht die Quelle des Uebels. Alles Unheil aber kommt vom Verfalle —

Des Handels — rief eine Stimme hinter uns. Wir ſahen zurück, und der Pfarrer begrüßte in dem Neuangekommenen den Kaufmann Spärlich, ſeinen Nachbar.

Das hieſige Städtchen hat ſeine Parteien, wie Städte und Staaten, und ſie tragen ſo ziem-

lich dieſelbe Farbe, führen dieſelbe Sprache, haben dieſelben Zwecke und bedienen ſich derſelben Mittel. Man könnte die Bevölkerung ganz füglich in Leute eintheilen, die etwas ſind und haben, und in ſolche, die gern etwas haben und ſeyn möchten; jene heißen Ariſtokraten, dieſe Populäre. In der Mitte ſtehen einige Menſchen, die wollen, daß die, welche etwas ſind, es auf die rechte Art ſeyen, und daß die Vermögenden auch nach ihrem Vermögen leiſten. Sie meinen: es ſey Unrecht, daß Der, welcher hat und kann, nicht geben und thun will, und daß Die, welche nichts haben und ſind, nie etwas ſeyn und haben ſollen. Verdienſt, behaupten ſie, ſetze ein Verdienen, Auszeichnung ein Auszeichnen, Lohn eine Arbeit voraus, und die Stellen ſeyen für die Tauglichſten und die Würden für den Würdigſten. Das ſind aber einfältige Leute, Träumer, Philoſophen, Ideologen, Phantaſten und Idealiſten, die in einer ſelbſt geſchaffenen Welt leben, und die Menſchen und Dinge nicht nehmen, wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſeyn ſollten. Als Weltverbeſſerer wälzen ſie den Stein des Siſyphus

mit gewaltiger Anſtrengung den Berg hinan; und, wenn ſie glauben, ihn auf der Höhe zu haben, wirft er ſie wieder in das Thal zurück. Es ſind gutmüthige Narren, vielgeſchäftige Müßiggänger, die mit großer Thätigkeit nichts thun, das Faß der Danaiden füllen wollen, und Waſſer im Sieb herbeitragen. Sie berechnen den Gang der Menſchheit durch alle Zeiten, den Lauf der Himmelskörper durch die unendlichen Räume, finden aber den kurzen Weg nicht nach Hof, und fallen in die Grube, die vor ihren Füßen liegt. Sie weiſſagen wie Caſſandra, um verlacht zu werden, und der gewöhnliche Weltlauf und die gewöhnlichen Menſchen bohren ihnen den Eſel. Oft geſchieht's, daß man dieſe Leute hier verhungern läßt, des Landes verweiſt, oder zum Giftbecher verurtheilt, um ſie dort unter den Unſterblichen mit Ambroſia zu füttern, ihnen Ehrenſäulen zu errichten und Tempel zu bauen. Da ſie zwiſchen den Extremen gewöhnlich in der Mitte ſtehen, ſo werden ſie von beiden Seiten auf gleiche Weiſe gedrückt und gequetſcht.

Zu einer Klaſſe Narren muß man ſich beken-

nen, um in der Welt nicht nackt und bloß zu ſtehen und auch eine Heimath und Partei zu haben.

Solche Menſchen verderben es aber mit den Ariſtokraten und Populären, mit dem Ambos und dem Hammer, weil ſie weder ſchlagen, noch geſchlagen werden wollen. Etwas muß man doch ſeyn in der Welt, entweder Drücker oder Bedrückter, Betrüger oder Betrogener, Jäger oder Gejagter. Dieſe Leute ſind aber nichts, gar nichts und gelten nichts. Pythagoras hat ſchon von ihnen geſagt, ſie ſähen dem großen Spiele der Welt, in dem der Eine das Ding nehmen und der Andere nicht geben will, müßig zu. Es iſt das Volk von dem ein großer Dichter ſagt:

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die, thörigt g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Ich habe nun auch einer Sitzung des liberalen Caſino-Ausſchuſſes beigewohnt, in der fol-

gende Grundsätze mit allgemeinem Beifall vorgetragen wurden:

«Der Mensch im Staate ist von vielfältigen «Uebeln gequält; die Regierung leitet und ord«net die Angelegenheiten des Staates, folglich «kommen alle Uebel von ihr. Will man diese «Uebel nun an der Wurzel angreifen, dann muß «man den Stoß nach dem Herzen der Regierung «führen. — Alle Gewalt kommt vom Volk; da «wir nun die Gesinnungen nähern und ausspre«chen, wie sie das Volk hat oder haben soll, «so gebührt uns alle Gewalt. — Volk und «Regierung sind einander entgegengesetzt, und «müssen sich wechselseitig bekämpfen, bis dieser «Gegensatz aufgehoben, und die Regierung mit «dem Volke identisch geworden, das heißt, an «uns, seine würdigen Vertreter, gekommen ist.»

Man haßt den Stolz und die Anmaßung der Vorgesetzten. Die übermüthige Oberbürgermeisterin, klagte ein verehrtes Mitglied des Casino-Ausschusses, weiß nicht, ob sie meine Frau nur gnädig grüßen soll; das impertinente Weib! Wäre

ich Oberbürgermeiſter, meine Frau ſollte ihr, wenn ſie grüßte, nicht einmal danken.

Da geſchähe ihr Recht, ſagten alle Männer, deren Weiber nicht Oberbürgermeiſterinnen ſind.

Was mir ſehr auffiel, war, daß ich den Gemeindevorſtand als heimliches Mitglied des Caſino nennen hörte. Er frequentirt aber die Geſellſchaft ſelten und befördert ihre Zwecke nur im Stillen. Anfangs wollte ich an den ſonderbaren Bund nicht glauben, und fragte darum den Herrn ſelbſt, der mir auch die Sache genügend erklärte.

Da die Regierung, bemerkte der Vorſtand, das heilſame Prügeln und Einſtecken des gemeinen Pöbels verboten, und ſo die Springfedern des weltlichen Regiments in hieſiger Gemeinde gebrochen hat, ſo mag ſie es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn die Maſchine in's Stocken kommt. Man muß leben und leben laſſen. Eine Hand wäſcht die andere. Thuſt Du mir nichts, thue ich Dir nichts. Der Ortsvorſtand iſt ſo gut Regierung des Orts, wie die Landesregierung Vorſtand des Landes. Man hätte es, wie auch Sr. Hochwürden bemerkt, beim guten Alten laſſen ſollen.

Sie ſehen, ſagte mir ein Liberaler im Vertrauen, es wird mit jedem Tage ärger; die Abgaben vermehren ſich in's Unendliche; der ſtehende Soldat verzehrt das Mark des Landes, man ſtört den Gewerbfleiß und lähmt den Handel durch Mauth und Zölle, verſpricht Erleichterung und liberale, zeitgemäße Inſtitutionen und Geſetze, und hört am Ende nichts als vom 14. Artikel.

Wahr, antwortete ich, ſehr wahr, leider! Und ſo fuhr er fort, kann und darf es nicht bleiben. Eine ganz neue Ordnung muß an die Stelle der alten treten. Was an den höchſten Stellen iſt, muß herab, das Beſtehende untergehen. Da nun, Die im glücklichen Beſitze ſind, den alten Mißbrauch und die alte Willkühr zu erhalten ſuchen, wir aber unſinnig wären, gegen die Staatsgewalt einen öffentlichen Krieg zu führen, ſo führen wir den verborgenen, ſtillen, heimlichen mit der Feder und —

Ich ſah den Sprecher mit ſtarrem Blicke an.

Ruhig! ſprach er ganz beſonnen weiter, alterire Sie ſich nicht. Welch anderes Mittel haben wir? Der gegenwärtige Zuſtand iſt Verruchtheit

heit; die Tugend muß ihn enden. Die Gewalt liegt in den Händen von Böſewichtern; dieſe aus der Welt zu ſchaffen, iſt Verdienſt. Die Alten bauten ihren Helden, Herkules und Theſeus, deren ſtarker Arm die Ungeheuer von der Erde vertilgte, Tempel. Wir ſetzen die Menſchheit wieder in ihre verlorenen Rechte ein, und führen die geächtete Aſträa in ihr altes, von der Tyrannei zu lange uſurpirtes Haus zurück. Wo die Tugend mit dem Laſter, das Recht mit dem Unrecht, die Wahrheit mit der Lüge kämpft, da darf der Mann nicht in ſeinem Entſchluſſe wanken; die Tugend aber, das Recht und die Wahrheit ſind mit uns, und dort ſtehen die Verräther ... Gott empfohlen!

Der Menſch ging mit dieſen Worten raſch von mir, ohne ſich weiter umzuſehen. Welcher Wahnſinn! ſagte ich, welcher Frevel! Dieſe Leute, die über den Schulbüchern müde geworden ſind, wollen das Buch des Schickſals leſen und deuten! Sie wollen Recht und Freiheit unter die Völker zurückführen, da ſie in dem engen Kreiſe der Ihrigen weder Recht zu üben, noch Freiheit zu

erhalten wiſſen. Auf das Verbrechen wollen ſie die Tugend impfen, das Reich des Geſetzes, durch den wildeſten Fanatism begründen. Sie . . .

Sie machen ſich verdächtig, liſpelte mir eine Stimme in's Ohr, höchſt verdächtig, durch ſolche Geſellſchaft. —

Ich fuhr aus meiner Betrachtung auf. Es war der Rath Herſchling, ein ſehr feiner, gepuderter Mann, der ſo leiſe auftrat, als er ſprach. So eben ging von Ihnen, ſagte er, nachdem er ſich nach allen Seiten umgeſehen hatte, ein ſchlechter, höchſt gefährlicher Menſch, ein Jakobiner. Auf zehn Seelen in einem Staate darf man jetzt ohne Bedenken neun Jakobiner rechnen.

Was ſie da ſagen!

Ja, auf mein Wort! Die Kerls haben allenthalben Emiſſäre, und führen Stoff zu wenigſtens einer Revolution mit ſich. Sie treiben die Sache als Handwerk, haben ihre Meiſter, Geſellen und Jungen und machen auch revolutionäre Wanderungen. Schafft man das Spitzbubengeſindel nicht ſchnell und unbedenklich aus der Welt, dann ſtehen wir eines Tags Alle als Heiden und Repu-

blikaner auf, da wir uns den vorigen Abend noch getroſt als ehrliche Chriſten und Royaliſten zu Bette gelegt haben. So ein Klub reicht hin, die Throne und Altäre von mehr als einem Europa umzuſtürzen. Man muß ſie — hier ſah ſich Herſchling wieder drei bis viermal um — unbedenklich henken. Alle Gewalt, ſehen Sie, kommt von Gott, und wer ſich auflehnt gegen Steuern, Frohnen, Zinſen, Durchmärſche, Einquartirungen, Zoll und Mauth und dergleichen, iſt ein Gotteslästerer und Hochverräther. Daß ſie es nur in Worten thun, macht ihre Sache nicht beſſer; ſie ſprechen, weil ſie noch nicht handeln können. Wenn ſie den Obmann prügeln, iſt's gerade, als wenn ſie einen Königsmord begingen. Da nun die Neris Unrecht, und wir Recht haben, ſie Spitzbuben und wir ehrliche Leute ſind, ſo ſollte man ſie — er fuhr mit dem Finger, wie mit einem Meſſer, am Halſe hin und her.

Der iſt, dachte ich in meiner Seele, wieder ein Narr anderer Art. So geht's einem oft mit Leuten, die recht verſtändig ſind bis auf die leidige Politik. Hier behauptet Einer ſteif und feſt,

er ſey Gott-Sohn. Ein Narr iſt er, ſagt der Andere; müßt ich es doch vor Allen wiſſen, daß er Gott Sohn iſt, da ich Gott Vater bin.

Wer iſt doch der junge Mann mit dem breiten runden Röckchen, den tiefen Pumphoſen und dem Zwickelbarte, dem wir das Reich der Freiheit, der Tugend und Gerechtigkeit verdanken ſollen? fragte ich einen einfach gekleideten Menſchen, der ſtill und ernſt in das bunte Gewühl von Trinkenden, Zankenden und Rauchenden ſah, die über die Gebrechen der Staaten, der Könige und Fürſten klagten und betheuerten, ſie wollten das Schiff ganz anders ſteuern, ſäßen ſie nur am Ruder.

Der, erwiederte mein Nachbar lächelnd, hat ein Mädchen verführt und eine Frau verlaſſen, mit der er kaum ein Jahr gelebt. Das, ſagte er, ſey die Folge unſerer ſchlechten Geſetze und Inſtitutionen. Als die Franzoſen in's Land kamen, hat er ſie über die Gebühr geprieſen, trieb aber Schleichhandel, ward erwiſcht und eingeſteckt; da ſchrie er über Willkühr, die alle menſchliche Freiheit mit Füßen trete. Im Jahre 1814

ſuchte er Die, welchen er nicht geneigt war, als Franzoſenfreunde verdächtig zu machen. Vor etwa ſechs Monaten hörte er zu zahlen auf, und ſeitdem behauptet er: ohne eine blutige Revolution ſey Deutſchland nicht zu retten. Er wird, wie ich höre, von den Brüdern einer gewiſſen Geſellſchaft als Bruder unterſtützt, und predigt nun die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reform der bürgerlichen und politiſchen Geſellſchaft, in der jetzt ein ehrlicher Mann nicht einmal ungeneckt Bankerut machen und ſeine Frau verlaſſen kann.

Aber er predigt doch ohne Gefahr, ſagte ich, da ihn die Leute kennen.

Das möchte ich nicht behaupten, war die Antwort des ſtillen, ernſten Mannes. Die Dinge ſtehen wirklich ſchlecht, obgleich ſie die ſchlechten Leute nicht beſſer machen. Die Klagen ſind allgemein, und, leider, auch nur zu oft gegründet. Der Menſch, der das Uebel fühlt, ohne eigentlich zu wiſſen, woher es kommt oder wie ihm abzuhelfen, wünſcht und hofft. Am freigebigſten mit

Verſprechen ſind Die, denen man es nicht zumuthen kann, ein gegebenes Wort zu halten.

Klagt der Bürger über hohe Steuern, wozu er oft genug Urſache hat, dann ſagt ein ſolcher Weltverbeſſerer: «Ja, Ihr guten Leute, Ihr zahlt viel, ſehr viel. Verſtände es die Regierung, wie ſie's nicht verſteht, dann würdet Ihr nichts, gar nichts bezahlen, bekämt vielleicht am Ende noch von ihr heraus.» — Wer ſollte ſich das nicht gefallen laſſen? Das iſt ein Mann, rufen ſie nun Alle, der führte uns in's verlorne Paradies zurück, hätte ſich die Regierung nicht mit dem feurigen Schwerte davorgeſtellt, um uns den Eingang zu verwehren. Da ſteht jetzt der Held, vom großen Haufen angebetet, der den Leuten Waſſer verheißt, das — nicht naß macht, und Feuer, das nicht brennt; der jedem Kinde den erſten Platz in der Schule gibt, um die Eltern zu gewinnen, den garſtigſten Mädchen die ſchönſten Männer freiet, die Armen reich und die Reichen noch reicher macht, der Krieg führt ohne Soldaten, und immer ausgibt, ohne einzunehmen. Wir kennen ja den Menſchen, der ſich vom

politiſchen Kartenſchlägern und Quackſalbern, wie von andern Betrügern dieſer Art, gern täuſchen läßt, und, des Gewinnes wegen, in's Lotto ſetzt, das nur Bettler macht. Das ſind ſeine liebſten Führer und Rathgeber, die ihm Ungeheures vorſchlagen und Unmögliches verſprechen.

Wenn Dem ſo iſt, bemerkte ich, dann darf ja eine geſcheidte Regierung das Volk nur aufklären, und —.

Vor Allem gerechten Beſchwerden abhelfen, fiel der Mann ein. Erſt müſſen wir ſelbſt das Rechte thun, wollen wir von Andern uns das Unrechte nicht gefallen laſſen. Man glaubt alles Nöthige und Erſprießliche gethan zu haben, wenn der Befehl ſogleich ausgefertigt wird, die politiſchen Wahrſager und Kartenſchläger, die das Volk bethören, aus dem Lande zu jagen. Was aber führt das Volk dem tollen Treiben dieſer Leute zu? Elend und Dummheit, die es unzufrieden und abergläubig machen. Welche andere als ſchlechte Früchte können bei ſchlechter Ausſaat auf einem ſchlecht gehaltenen Boden wachſen? Wie die Dinge jetzt ſtehen, hat das Volk oft

Unrecht, aber die Regierungen wohl eben ſo ſelten Recht. Die Sache des Staats und Vaterlands wird gar zu oft zu einer Parteiſache entſtellt, weil Jeder gern ſeinen perſönlichen oder Standesvortheil zum allgemeinen Beſten machen möchte. Der Tollheit ſoll man aber nicht Tollheit, der Tyrannei nicht wieder Tyrannei, ſondern dem Unverſtand Verſtand, und der Willkühr Geſetzmäßigkeit entgegenſtellen. Nicht Perſonen nur, vor Allem die Sache muß man bekämpfen, und nicht allein den Napoleon, ſondern beſonders den Napoleonism nach St. Helena verweiſen. Was hilft's, werde ich den Narren los, der ſich für Gott Sohn hält, nimmt ein Anderer ſeine Stelle ein, der glaubt, er ſey Gott Vater?

Der Mann gefiel mir. Das Alles ging ſo ſchlicht und wahr von ſeinem Munde, daß man Vertrauen zu ihm faſſen mußte. Das Volk, ſagte ich, braucht Stellvertreter mit Ihrer Einſicht, mit Ihrer Kraft und Ihrem Willen. Es wird Sie wohl kennen, und bei der Wahl der Landesdeputirten nicht vergeſſen.

Oder vielmehr mich nicht wollen, gerade weil es mich kennt, antwortete er lächelnd. Ich habe seinen Hoffnungen und Wünschen kein Potosi und Golkonda aufzuthun, verstehe mich auch nicht darauf, Krankheiten durch Händeauflegen oder Sprüche zu heilen. Ein Athenienser hat für die Verbannung des Aristides gestimmt, den er gar nicht kannte, und zwar, weil es den Ehrenmann verdroß, daß der Angeklagte allenthalben der Gerechte hieß. Alles für's Volk; durch es nur, was nicht anders geschehen kann! — Solche Reden hört aber das Volk nicht gern; denn es will, wo es etwas kann und vermag, so gut seine Schmeichler haben, wie ein Fürst. Doch würde mir sein Vertrauen wohl thun, und ich dasselbe zu rechtfertigen mich bestreben; aber, versteht sich, nach meinem besten Wissen und Gewissen. Ich bin keiner von Denen, die da glauben, ein Volksdeputirter sey, seiner Bestimmung gemäß, gerade auf die Regierung losgelassen, oder ein Regierungsangestellter auf das Volk, und eine Ständeversammlung sey eine Art Krieg; Beide müßten fechten, Jeder in seiner Reihe, dem Andern feind-

lich gegenüber. Ich wüßte nichts zu bekämpfen, als die Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit, wo ich ſie auch fände. Sagt der Weiße, der Teufel ſey ſchwarz, und der Schwarz: malt ihn weiß, dann behaupte ich, er ſey ſchlecht, bekümmere mich aber gar nicht um ſeine Farbe, die keinen Teufel macht.

Wie jetzt an vielen Orten über Staatsangelegenheiten geſtritten wird, erinnert man ſich der langen Berathung der Stände von Aragonien und Katalonien über die Frage: in welcher Sprache die Verhandlungen Statt haben ſollten. Man glaubte ſehr klug und billig zu entſcheiden, daß die Frage in kataloniſcher, die Antwort aber in aragoniſcher Sprache abgefaßt werden ſollte. Hier wenigſtens lag die Wahrheit ſo wenig, als das Beſte, in der Mitte. Wie ſie jetzt in Deutſchland berathen, dürfte es am Ende auch vielleicht zu einem ſolchen Beſchluſſe kommen. Dann iſt uns geholfen. Meinen Sie nicht?

Deutſchland.

Das Deutſchland, von dem wir hier reden wollen, iſt nicht Deutſchland ſelbſt, ſondern die Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland, die uns übrigens Deutſchland ſelbſt recht gut kennen lehrt. Die geiſtreiche Frau v. Staël hat denſelben Gegenſtand, nur in einer andern Form behandelt, und uns in eine wahrhaft dankbare Rührung verſetzt, durch die artige Anerkennung unſerer Vorzüge und Verdienſte. Die berühmte Ausländerin hatte einen europäiſchen Namen, und das Ausland war bisher gewohnt geweſen, etwas vornehm auf uns herabzuſehen. Aus dieſem Grunde, und dann, weil das Werk ſehr gut geſchrieben iſt, machte das Deutſchland der ausgezeichneten Franzöſin bei uns ein ſo außerordentliches Glück. In der That ſagt es von unſerm Vaterlande oft mehr Schönes, aber auch weniger Wahres, als der Deutſche, der dieſes Deutſchland, oder

Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen geſchrieben hat. Den Mann möchte ich perſönlich kennen. Die Schriftſteller ſehen freilich ſelten wie ihre Bücher aus, und die gewöhnlichen Menſchen ſind in der Regel ſchlechter, als ihr Geſchriebenes, die ungewöhnlichen aber auch dagegen beſſer. Der Verfaſſer dieſes Werks muß indeſſen wenigſtens ein Mann ſeyn von vielen Kenntniſſen, großer Beleſenheit, ohne Pedanterie und Anmaßung, dem man nicht anmerkt, ob er dem katholiſchen oder dem proteſtantiſchen, dem ſüdlichen oder nördlichen Deutſchland angehört; und wahrhaftig, das will viel ſagen, beſonders jetzt, wo ſich wieder ſo manche alte Unart bei uns verjüngt. Es iſt in der That nicht immer gut, wenn man Leute, die Bücher ſchreiben, näher kennen lernt. Ein ganz gewöhnlicher Profeſſor bei einer nordiſchen Univerſität ſieht von ſeiner Bücherleiter herab, wie ein ehrwürdiger Vater der gelehrten Kirche, ja, wie ein unfehlbarer Papſt derſelben, aus. Zieht man ihm freilich die Leiter unter den Füßen weg, um ihn näher zu betrachten, dann fällt er bedeutend

tiefer. Im Süden dagegen ſieht Manches aus, wie Witz, iſt es aber nicht; man kann dabei nicht lachen, oder höchſtens über Den, der ihn gemacht. Den Verfaſſer wünſchte ich indeſſen kennen zu lernen, ſelbſt auf die Gefahr, daß ich ſeine Perſon dann ungünſtiger rezenſiren dürfte, als jetzt ſein Buch. Ich muß mich wohl über Das, was mir an dieſem gefällt, näher erklären.

Mir gefällt an dem Werke überhaupt, daß der Verfaſſer ein verſtändiger, geſcheidter Mann iſt, der Menſchen und Dinge nach ihrem wahren Werthe würdigt, ohne Rückſicht auf Stand, Kleid, Ordenstracht oder Ordenszeichen; daß er kein Narr der Aufklärung iſt, der blöden Augen durchaus das Licht vor die Naſe ſtellen will, aber auch kein Narr der Verfinſterung, der nur ſo viel Licht geſtatten möchte, als gerade nöthig iſt, um das Volk im gemüthlichen Halbdunkel irre zu führen; daß er nicht an Syſtemen und Formen hängt, die doch nur der Sache wegen da ſind, und jene nicht aufrecht erhalten und verbreiten will, ſollte dieſe auch darüber zu

Grunde gehen. Es gefällt mir an ihm, daß ihn die Jesuiten nicht zur Verzweifelung bringen, die Erscheinung des Staatsmannes und des Katholiken ihm nicht das nahe Ende der Welt verkünden. Jeder Himmelsstrich und jede Jahreszeit bringen die ihnen eigenen Früchte. Was die Zeit erzeugt und reift, das gehört ihr an, und sie mag ärnten, was sie gesäet und angebaut. Jedes Wesen muß in seinem Elemente leben, wie der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft, so der Narr in der Verrücktheit, der Dummkopf im Unverstande. Jedes Jahrhundert und jedes Geschlecht nehmen sich, was sie nicht missen können. Was wolltet Ihr machen, wäre es wirklich-wahr, daß dem Narrenkönige die Welt gehört? Ist sie närrisch, dann setzt Ihr derselben keinen andern Herrn; ist sie gescheidt, dann werden alle Narren vergebens reden. Im Ganzen steht es so schlimm nicht, wie Viele glauben, aber auch nicht so gut, wie Viele hoffen ließen. Es wechseln Tag und Licht, und Nacht und Schatten; nur werden diese manchmal länger, manchmal kürzer. Aber es ist keiner mensch-

lichen Macht gegeben, der Erde Stillſtand zu gebieten, wie Joſua es der Sonne that.

Selbſt die Toleranz des Verfaſſers gegen Mißbräuche, mit denen unſere aufgeklärte und gewerbfleißige Zeit ſonſt. kein Erbarmen hat, wirkt wohlthätig. Er läßt der frommen Einfalt ihren Kinderglauben und dem ſüßen Müßiggange ſeine Spiele. Er findet es ganz in der Ordnung, daß die Amſel nicht wie die Nachtigall ſingt, die Eiche höher wächſt, als der Schlehdorn, der Kirſchbaum keine Aprikoſen trägt, und die Kraft des Geiſtes und des Willens einen andern Wirkungskreis in der Welt ſuchen, als die Schwäche und Beſchränktheit. Da er von Wallthüren ſpricht, einem ſonſt berühmten Wallfahrtsorte im Fürſtenthum Leiningen, den früher jährlich gegen hunderttauſend Andächtige beſuchten, die ihre frommen Opfer dahin trugen, und Troſt und Beruhigung zurückbrachten, billigt er dieſe Wanderungen nicht, ſondern tadelt ſie; fügt aber die recht menſchliche Bemerkung hinzu: «Wenn ich an die anſtrengende Arbeit und das lange Sitzen dieſer Menſchenklaſſe denke, ſo gönne ich den auf-

heiternden, wohlthätigen Spaziergang den Armen, die weder auf Reisen, noch in Bäder gehen können, wie Reiche! Das Mittelalter verordnet ja sogar Wallfahrten bis zum Grabe des Erlösers, nach Rom und Compostello, und unsere Aerzte Badereisen nach Karlsbad, Pyrmont, Ems und bis an das Meer!» Seht! das ist menschlich gedacht, und das Menschliche geht über das Heidnische, Jüdische und Mahomedanische, und würde selbst über das Christliche gehen, wäre dieses nicht das reinste, schönste Menschliche. Das Menschliche ist von allen Orten und von allen Zeiten, und von Dem selbst eingesetzt und offenbart, der den Menschen geschaffen hat. Leute, die alle Tage Feiertage haben, ob sie gleich keinen brauchen, können nicht genug reden gegen die seltenen Feiertage des Volks, das sie so nöthig hat. Unser Verfasser hätte mit eben so grossem Beifalle in Deutschland gegen die Wallfahrten schreiben können, als man in Frankreich jetzt für die Prozessionen schreibt; aber es scheint, er denkt, wie ich, und läßt Jeden gehen, wie er Lust hat, kann er es anders vor den Gesetzen

und ſich ſelbſt verantworten. So denken freilich viele andere Leute keineswegs, die nicht zufrieden ſind, ſelbſt zu gehen, wie ſie wollen, ſondern auch von den Uebrigen fordern, daß ſie mit ihnen gehen, und gleichen Schritt halten, ſie mögen nun Luſt und Beine dazu haben, oder nicht. Da hilft die Inquiſition, Galgen, Rad, Gefängniß, Exkommunikation und Konfiskation, und zwar des Gottes, der Liebe und der Duldung wegen und zum Heil der Seelen der Gepeinigten und Verdammten. Jetzt ſind in Frankreich die Prozeſſionen an der Tagesordnung, und der Ruf: Es lebe der Papſt und die unfehlbare Kirche, wie früher der: Es lebe die Republik, dann der Kaiſer und endlich der König! Laßt ſie gehen und rufen! Wo iſt die Republik, wo iſt der Kaiſer, die ſie ſo hoch und vielſtimmig gelobt haben? Es iſt keine Weisheit ewig in dieſer Welt, viel weniger eine Narrheit, wenn auch die Narren ſeltner ausgehen, als die Weiſen. Hr. v. Bonald ſieht Muſterſtaaten in den kleinen Schweizerkantonen, und in dem ſtolzen Spanien mit ſeiner Inquiſi-

tion und ſeinen Mönchen, und man nahm das Hrn. v. Bonald ſehr übel. Ich aber frage: Mit welchem Rechte? Fühlen die Schweizerkantone ſich mit ihrem Kapuzinerregimente, und die Spanier mit ihrer Inquiſition und den Mönchen glücklich, was läßt ſich dagegen ſagen?. Den Schweizern, wie es den Schweizern, und dem ſtolzen Spanien, wie es dieſem wohlgefällig und angemeſſen iſt! Doch würde ich unmaßgeblich rathen, die Kapuziner vorläufig nicht nach England, und die Inquiſition und die Mönche nicht nach Nordamerika zu ſenden, um dieſe Staaten mit ihrem Regimente zu beglücken. Ländlich, ſittlich! Jeder nach ſeiner Weiſe! Ueber Sachen des Geſchmacks läßt ſich nicht ſtreiten. Sind die Kapuziner im Geſchmacke der Schweizer — nicht blos des Hrn. v. Bonald, da nicht blos er, ſondern ſie ſich von den ehrwürdigen Vätern leiten laſſen müſſen, um glücklich zu ſeyn — dann hat kein Sterblicher das Recht, ſie um die Kapuziner, das heißt, ihr Glück zu bringen. Die alten Staaten, behauptet man, ſeyen untergegangen, weil ſie das repräſentative Syſtem nicht

gekannt. Das iſt eine Artigkeit, die wir unſerer ſpätern politiſchen Geliebten, der repräſentativen Verfaſſung, die noch jung iſt, ſagen. Im höhern Alter wird man anders zu ihr reden. Vielleicht ſind die Staaten der Vorzeit untergegangen, weil ſie weder Kapuziner und Inquiſition, noch Mönche überhaupt hatten. Wer weiß? Es lohnte ſich der Mühe, die glückliche Idee des Hrn. v. Bonald zu verfolgen. Jahrtauſende ſucht man die koſtbaren Ingredienzen, aus denen die beſte Staatsverfaſſung bereitet wird, und man muß erſtaunen, daß weder Plato in ſeiner Republik, Ariſtoteles in ſeiner Politik und Thomas Morus in ſeinem Utopien, Harrington in ſeiner Oceana oder Hobbes in ſeinem Leviathan auf die Kapuziner, die Inquiſition und die Mönche gekommen ſind. Aber gerade das beweiſet den gewaltigen Vorſprung unſerer Zeit vor der Vergangenheit.

Mit großer Erbauung habe ich des Verfaſſers etymologiſche und antiquariſche Aufſchlüſſe in dem Buche gefunden, die er nur ſo im Vorüber-

gehen einſtreuet, wie man Perlen in ein Geſchmeide einſetzt. Aber ich muß auch bekennen, daß ich für ſolche gründliche und höchſt erſprießliche Forſchungen, von Kindes Beinen an, eine vielleicht angeborne Schwäche hatte. Darum denke man ſich meine freudige Ueberraſchung, als ich hier Gmünd von gaudium mundi, Tripstrill von dem römiſchen Hauptmann Trepho und ſeiner Gemahlin Truſilla, und Wimpfen von Wibpin, das heißt Weiberpein, weil die Hunnen, unter Attila, die Weiber daſelbſt ſchmählich mißhandelt haben ſollen, eben ſo glücklich als ſcharfſinnig abgeleitet fand! Man kann ſolche Studien, die mit dem Beſten der Geſellſchaft in ſo unmittelbarer Verbindung ſtehen, von dem Alterthume nur die Knochen auswählen und den Geiſt in Ruhe laſſen, auch den Frieden des Staates nicht gefährden, kaum genug aufmuntern und hinlänglich belohnen! Der Verfaſſer macht freilich bei der Mittheilung der angeführten gelehrten Forſchung ein Geſicht wie ich, oder wie ein Chriſt, wenn er den Koran betet; aber das kann der andächtige Leſer, der da nicht ſieht

und doch glaubt, ihm an dem Werthe ſeines Buchs, und mir an dem Werthe meiner kritiſchen Anzeige deſſelben abziehen, wenn er will. Ein ſehr gelehrter Sprachforſcher verſichert, das Wort Radotiren komme von Herodot. Wäre dem ſo, dann könnten ſich ſolche grundgelehrte Leute, die immer, beim Ausgraben wenigſtens, in der Grund, wenn auch keiner Sache auf den Grund kommen, ſehr ſachgemäß Herodotianer nennen, doch der Ehre des guten Herodot unbeſchadet, von dem ſie das angenehme und ſelbſt nützliche Radotiren erſt lernen müßten.

Was der Verfaſſer von Deutſchland ſagt, zeigt gründliche Kenntniß ſeines Gegenſtandes und eine aufgeklärte Vaterlandsliebe, die nicht unverſtändig Gebrechen in Vorzüge und Mängel in Vollkommenheiten verkehrt, wie das Viele thun, die zu glauben ſcheinen, ohne Blindheit gebe es keine Liebe.

Mein Freund iſt nicht der zwar Augen hat, um meine Fehler auszuſpähen, aber keine Zunge, um ſie mir zu ſagen, der meinen Schwächen ſchmeichelt, meine Eigenliebe beſticht, und mein

Wohlwollen auf meine eigene Gefahr ſtets zu erhalten ſucht. Der mag ſein Freund ſeyn, der meinige iſt er nicht. Wer aufrichtige Neigung empfangen und erwiedern will, fordert Aufrichtigkeit vor Allem. Das Vaterland braucht Freunde, keine Schmarotzer und Höflinge. Was dem geliebten Vaterlande nun vorzüglich Noth thut, meint der Verfaſſer, ſey eine größere Einheit, wenn auch nicht in ſeiner politiſchen Geſtaltung, doch in gemeinſamen Rathſchlägen, Anordnungen, im Geiſte und in Geſinnung. Für Deutſchland iſt die Einheit, was für die Mathematik die Quadratur des Zirkels und für die Chemie der Stein der Weiſen. Doch, wer ſucht, der findet, ſagt ein chriſtlicher Spruch, und Vertrauen und Beharrlichkeit gelangen ſtets zum Ziele. Mit dieſer wünſchenswerthen Einheit iſt nur der fatale Fall, daß ſucht, wer nicht finden kann, und wer finden könnte, nicht ſuchen mag. So ſteht es freilich ſchlimm damit. Wo Kraft und Wille nicht beiſammen wohnen, entſteht getheilte Wirthſchaft. Die ganze Aufgabe der politiſchen Geſetzgebung finden wir darin, die Kraft mit dem aufgeklär-

ten Willen zu vermählen; das iſt ihre Quadratur des Zirkels, ihr Stein der Weiſen, ihr perpetuum mobile. Der Grundfehler aller Verfaſſungen und Verwaltungen iſt der, daß in ihnen Die, welche wollen, nicht können, und Die, welche können, nicht wollen. Wenn es nicht gut geht, dann kommt es daher, weil der Verſtand entweder nicht bei Vermögen, oder das Vermögen nicht bei Verſtand iſt. Wollen und Können, und Können und Wollen ſollten ſich immer hülfreich und unzertrennlich zur Seite ſtehen, wie Caſtor und Pollux, und Oreſtes und Pylades. Der gute Wille, die frommen Wünſche irren einſam und heimathlos umher, und flüchten ſich, allenthalben verbannt und abgewieſen, am Ende in eine andere Welt. Die Kraft, der Selbſtſucht überlaſſen, geht trotzig ihren eigenen Weg. Wo Leben entſtehen ſoll, müſſen die zwei Geſchlechter ſich in Liebe umfangen; ſo iſt auch die ſchöne That das Kind des aufgeklärten Willens und der Kraft. Wo der Bund zwiſchen Wollen und Können dauerhaft geſchloſſen iſt, da ſeht Ihr aus ihm eine herrliche Nachkommenſchaft glück-

licher Erfolge entsprießen. In Deutschland ist die Trennung stärker, als in andern Staaten, wie in England und Frankreich, die Größeres thun, aber weder Größeres wollen noch können, als wir. Es soll eine Nation Tüchtigere aufweisen, als sie Deutschland hat! Einzeln stehen wir neben, wo nicht über ihnen; im Ganzen erreichen wir sie nicht. Unserm Streben und Wollen fehlt das belebende Prinzip. In Deutschland werden — ich hoffe, Ihr versteht mich — eben so viele Eier gelegt, als anderswo, aber nicht ausgebrütet. Die Frucht unserer Thatkraft ist lieblich anzusehen in Kunst und Wissenschaft; aber taub; sie kann nicht genossen werden, und pflanzt sich auch nicht fort. Die Kraft der Vegetation schießt in den Halm, statt in den Kern zu gehen.

«Man verlangt politische Einheit;» sagt der Verfasser, «hätten wir nur einstweilen Einheit des Gewichts, Maaßes und Geldes; haben wir ja noch nicht einmal Einheit der Wagenspur, deren Wichtigkeit freilich nur Reisende begreifen. Wir wollen von unseren Solonen nicht gerade die

beſten Geſetze erwarten, und vor der Hand zufrieden ſeyn, wenn ſie uns die beſtmöglichſten geben. Der 18. Oktober 1813 iſt unſere deutſche Oſtern geweſen, und wir leben der Hoffnung, auch unſern Sonntag Quaſimodogeniti feierlich zu begehen, nicht im alten Sauerteige, auch nicht im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, ſondern im Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit.« Iſt aber, was der Verfaſſer auch ohne politiſche Einheit will, nicht gerade eine Wirkung derſelben? Wer guten Wein verlangt, muß reife Trauben haben, und dieſe machen wieder guten Boden, gutes Wetter und gute Pflege nöthig.

Und doch dürfen wir auf der andern Seite dieſen ſo oft getadelten Mangel an Einheit nicht immer beklagen. Hat er manches Gute unmöglich gemacht, dann hat er auch manchem Böſen vorgebeugt. Nur bei Licht iſt Schatten. Konnte das Einverſtändniß zum Nützlichen nicht auch ein ſolches zum Verderblichen werden? Hätte Deutſchland einen Herrn, würden wir es zu verhindern vermögen, wenn er Luſt hätte, uns, nach dem Rathe des Herrn von Bonald, durch

die heilige Inquiſition und durch Mönche glücklich zu machen? Ich möchte ſehr bezweifeln, daß ſich in Deutſchland, wäre es nicht getheilt, noch eine landſtändiſche Verfaſſung fände. Ihr meint vielleicht, das würde kein Unglück ſeyn, weil die Landſtände noch nichts beſonders Erſprießliches geleiſtet, an manchen Orten vielmehr das Gegentheil! Selbſt wenn dies wäre, halte ich ihr Daſeyn und ihr Fortbeſtehen doch für eine Wohlthat. Die Form iſt da, und ſo kann ſie, im rechten Augenblick, auch einen gelungenen Guß geben. Zerbrecht die Form, und es fehlt ſelbſt das Mittel der beſſern Wirkſamkeit. Läßt der Landmann ſeine Aecker unbeſtellt, weil ſie ihm in Mißjahren keine Ernte geben? Haut er die Bäume um, weil ſie nicht immer Früchte tragen? Da wär' er ein Thor, wenn die Unfruchtbarkeit nicht im Boden und in den Bäumen, ſondern in der ungünſtigen Witterung liegt. Darum bedenken wir, daß die politiſche Witterung dem Gedeihen landſtändiſcher Verfaſſungen bis jetzt nichts weniger als günſtig war. Die Feinde liberaler Inſtitutionen und bürgerlicher Freiheiten verſtehen ihren

Vortheil beſſer; ſie haſſen die konſtitutionelle Monarchie von Grund der Seele, und bleiben ſich in dieſem Haſſe gleich, wenn ſchon die Deputirtenkammern, ſelbſt in Frankreich, mehr ihre Verbündeten als ihre Gegner geweſen ſind.

«Jeder waffenfähige Mann,» heißt es an einer andern Stelle, «iſt zu dienen verbunden, und ich möchte es erleben, daß auch die Fünfziger und Sechziger freiwillig die Waffen ergreifen bei Gefahren des Vaterlandes. Deutſchland kann nur Deutſchland bleiben oder werden, wenn der Verluſt des kleinſten Dorfes uns ſchrecklicher ſcheint, als der Verluſt von 100,000 Gefallenen im Kampfe für die Unverletzlichkeit deutſcher Erde! Bis es ſo weit kommt, muß freilich noch viel geſchehen; aber es könnte früher dahin kommen, wenn der ſtehende Soldat reduzirt würde. Zwiſchen Civil und Militair ſcheint der Spruch einmal feſtzuſtehen: «Ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen deinem Stamm,» und da Der, welcher der Schlange den Kopf zertreten könnte, meiſt ſelbſt in Uniform ſteckt, ſo muß die Schlange die Nation — in die Ferſe ſtechen!»

«Unſer Bundestag,» bemerkt der Verfaſſer weiter, «beſchäftigt ſich doch mit beſſern Dingen, als der alte Reichstag. Ich habe noch nichts von Rang- und Ceremoniel-Streit vernommen, wovon ſelbſt der Wiener Kongreß nicht frei war, wo Hannover und Würtemberg ſich um den Vorrang ſtritten, der dem ältern Churfürſten zugeſprochen wurde. Es iſt ein Fortſchritt der Vernunft, daß man ſich noch mit keinem Wappen des Bundes beſchäftigte. Die Eiche wäre mein Symbol, und nur Spötter könnten den Poſtwagen zum Symbol der Nation machen wollen, der freilich, ſeines höhern Titel Diligence ungeachtet, noch immer der alte iſt; — doch haben wir jetzt Eilwagen. Wollte man durchaus ein Wappenthier, ſo möchte ich den Elephanten vorſchlagen; er iſt zwar ſchwerfällig, aber er kann auch laufen, wenn es gilt, und gerade geht er immer; er iſt trinkluſtig, aber auch beſonnen, gern tragend, ſeine Wärter liebend, Kinder ſchonend; und iſt er nicht das geſcheidteſte Thier, und hat er nicht im Kriege Römer zermalmt? Der Doppel-Adler konnte früher für deutſches Wappen gelten, und Kaiſer Sigis-

mund umgab ihn ſogar mit einem Heiligenſchein. Der Adler ſtammt vielleicht ſchon von unſern Siegen über die Römer, und dieſen Adler könnten wir beibehalten zum Andenken, etwa mit acht und dreißig Donnerkeilen in den Krallen, wie Preußens Adler, oder der niederländiſche Löwe mit ſieben Pfeilen. Sollte Bedenken ſeyn wegen der Donnerkeile einiger der acht und dreißig — ſo genügte auch ein Nro. 38 auf des Adlers Bruſt!»

«Doch was ſollen auch in unſern Zeiten Wappen? Waffen ſind beſſer. Und was die Verfaſſungen betrifft, ſo iſt keine an ſich gut oder ſchlecht, aber doch beſſer oder ſchlechter — jede das eine oder das andere nach Umſtänden. Dieſer Erfahrungsſatz iſt ungemein zuträglich für Lebensweisheit und Lebensglück.»

«Fangen wir,» räth der Verfaſſer verſtändig, «immer mit dem Kleinern an, die Nachkommen werden ſchon auf das Große kommen; die Natur ſelbſt gibt uns Winke, und läßt Gänſeblümchen und Katzenpfötchen früher blühen, als Eichen und Linden.»

Wir wollen hier noch beifügen, was der Verfasser über den Schluß einer denkwürdigen Revolution sagt, nämlich: «Die Tragikomödie der Revolution endete gerade so, wie Wurmbrand seinem Sultan Peter voraussagte. Im ersten Akt werden Pfaffen und Junker fortgejagt, im zweiten der Sultan, im dritten setzen sich die Aufklärer selbst auf den Thron, im vierten jagt das aufgeklärte Volk auch sie zum Teufel, löscht die Lichter, und prügelt sich roth und blau, grün und gelb, bis im fünften Akt ein neuer Sultan Ordnung und Ruhe herstellt, aber auch wieder für Pfaffen und Junker sorgt. Desinit in piscem mulier formosa superne, und kaum ist der scheußliche Piscis in's äthiopische Meer geworfen, so stehen Jesuiten da! Diese Ideen machen mich oft traurig, manchmal aber auch lustig.» Mich auch, und nur die Betrachtung, daß in diesem seltsamen bunten Gemische der Weltereignisse des Spasses zu viel sey, um sie für baaren Ernst zu nehmen, und doch wieder des Ernstes zu viel, um sie wie lauter Spaß zu behandeln, erhält mich im Gleichgewichte zwischen Demokrit und Hera-

klit. Man muß Manches zu sehr achten, um darüber zu lachen, und Vieles zu sehr verachten, um darüber zu weinen.

Dieses geschriebene Deutschland, von dem wir reden, möchte, wohl von allen, die wir besitzen, dem Originale am ähnlichsten sehen; nur daß es, wenn auch manchmal ein wenig breit, nicht so viele Theile, wie dieses hat. Ohne Zweifel bestimmte den Verfasser sein richtiges Gefühl für Einheit und Ebenmaaß, sein Deutschland nicht in dem Formas des wirklichen herauszugeben, Oestreich als einen tüchtigen, gedrungenen Quartanten, von Inhalt gut, wenn auch ein wenig leicht gebunden, mit mehr Noten als Text in verschiedenen Sprachen; Preußen als Folianten, nur etwas dünn — ein Fehler, der bei einer neuen Auflage zu verbessern wäre! — und auch mit verschiedenen Varianten. Die meisten übrigen Theile gehen an, und sind geschmackvoll, bis auf die beliebten Sedezbändchen; von denen manche aussehen, als enthielten sie blos Noten, die von ihrem Texte noch gesucht werden. Aber das Werk ist gut, und sollte es je wieder eine neue

Auflage erleben, dann gebe Gott, daß eine fremde Offizin nicht Theil an dem Verlage nimmt, und sich in den Druck mischt!

Der dritte Band beginnt mit dem Torso des Königreichs Sachsen, der gut gezeichnet ist. Es ist, nach Hannover, das adeligste Land von allen deutschen Ländern, was viel sagen will, und hatte früher die meisten Perücken und Haarbeutel aufzuweisen. Daß zwischen dieser Kopfzierde und Kopfbekleidung und dem Inhalte des Kopfes selbst eine starke Wahlverwandtschaft besteht, ist außer Zweifel. Perücken, ächte Weisheit und wahrer Glauben, wie Haarbeutel, Anstand und Würde sind fast gleichbedeutend. Die Revolution hat diesen äußern Ausdruck bejahrter Rechtmäßigkeit und geziemender Würdigkeit mit dem Feudalrechte abgeschafft. Die gute, alte Zeit ging mit den Haarbeuteln und Perücken unter, eine Erscheinung, die Gelehrte näher untersuchen und gründlich erörtern sollten. So lange Gottes Wort, durch eine Perücke gedeckt, von der Kanzel kam, stand die Orthodoxie noch fest, und keine Irrlehre und Freigeisterei ging von der

Schule aus, da die Professoren Haarbeutel und Perücken trugen. Die Letzteren waren in Sachsen zu einer Zahl angewachsen, daß sogar ein Fürst sich darüber ärgerte. Da sich nämlich viele Candidaten um eine Beamtenstelle meldeten, ließ sie der Landesherr, der sie persönlich kennen lernen wollte, vor sich kommen. Sie hatten Alle Perücken auf. Muß denn jeder Hundsfott, brummte der Fürst ärgerlich, Perücken tragen! Einer der Candidaten nahm sogleich den Haarwulst vom Kopfe, wickelte ihn zusammen, und fuhr damit nach der Tasche. Was macht er da? fragte der Fürst. Die Antwort war:

„Ich stecke meinen Hundsfott ein.“

„„Er soll demnach mein Amtmann seyn,““

fügte der Fürst zufrieden hinzu, und der neue Amtmann war es auch. Die alte Etikette, die Haarbeutel und Perücken spielen noch immer eine Rolle in Sachsen; auch das öffentliche Leben scheint nach dem alten ehrbaren und ehrenfesten Zuschnitte zu seyn. Der Landtag wenigstens entspricht der alten guten Zeit vollkommen, der in-

deſſen die neue, an manchen Orten, nicht ganz nachſtehen will.

Ueber den Leipziger Woll- und Buchhandel iſt in dem Werke viel Intereſſantes zu leſen. Die armen Gelehrten nehmen in ihrem Fabrikweſen eine ſo bedeutende Stelle ein, als die engliſchen Maſchinen in dem von Großbritannien. Stubengelehrte ſind es eigentlich nicht, weil ſie in ihrer Dürftigkeit ſich noch mit Dachſtübchen und Speicherkammern behelfen, bis ſie ſich als Magiſter zu Doctoren, oder, wenn ihnen das große Loos fällt, zu Profeſſoren hinauf- und in eine Stube des mittlern oder untern Stocks heruntergedient haben. Die großen Fabrikherren und Eigenthümer von gelehrten Plantagen, Literaturzeitungen, Tageblättern, Wochen- und Monatsſchriften und Ueberſetzungsanſtalten, haben dieſe wiſſenſchaftlichen Taglöhner und graduirten weißen Schwarzen in ihrem Solde, der ſo ſtark iſt, daß er ihr Daſeyn zwiſchen Leben und Tod, wie ſchwebend, erhält. Es wäre ein großes Unglück, wenn ihre Dienſte, wie bei den engliſchen

Fabriken, von Dampfmaſchinen verſehen würden, wodurch auf einmal ſo viele tauſend Schreibefinger außer Thätigkeit, und ſo viele Mägen auſſer Brod kämen. So ein Magiſter muß ein recht armer Mann, ein wahres Bild des Jammers ſeyn. Da Göttingen einmal in Gefahr kam, belagert zu werden, und man in großer Angſt wegen einer bevorſtehenden Hungersnoth war, ſagte der kauſtiſche Käſtner, ein geborner Leipziger: «Es müßte hart kommen, wenn ich es nicht überſtände, da ich viele Jahre Leipziger Magiſter geweſen bin.» Es verdient bemerkt zu werden, daß ein Leipziger Bücherfürſt dem guten Gellert ſeine Fabeln, das Beſte, was er geſchrieben, mit 31 fl. honorirt hat. Es ſollte mich wundern, wenn der ehrliche Verleger nicht auf Ehre und Gewiſſen betheuert hätte: es ſey an ſolchen Unternehmungen nichts zu verdienen; der Handel gehe ſchlecht, und die Schriftſteller würden ungenügſam. Konnte den Waghals von Verleger die Fabel, eine in die andere, nicht baare 30 kr. ſtehen? Sie richten ſich auch Alle zu Grunde, indem ſie ſich großmüthig der Auf-

klärung und den ungenügsamen Schriftstellern aufopfern.

Plato definirte den Menschen, er sey ein zweibeiniges Thier ohne Federn. Diogenes, der, mehr witzig als verständig, sich über die allerdings sonderbare Definition lustig machen wollte, zog einen gerupften Hahn unter dem Mantel hervor, und zeigte ihn der Gesellschaft mit den Worten: «Da ist der Mensch Plato's.» Der Verfasser meint, auf die Norddeutschen und besonders auf die Leipziger, die so entsetzlich viel schrieben, passe die Definition: Der Mensch sey ein zweibeiniges Thier mit einer Feder. Es ist doch seltsam, daß die Schriftsteller, immer mehr schreibend, sich über das viele Schreiben beklagen. So meint Jeder, an seinem Geschriebenen allein habe es noch gefehlt, und alles Uebrige sey schon zu viel. Es kann wohl, bei dem beständigen Fortschreiten zur Vollkommenheit, noch dahin kommen, daß Jeder nur sich selbst schreibt, setzt, druckt und lies't, demnach Verfasser, Verleger und Publikum in einer Person ist. Mit dem Rezensiren geht es, wie bisher. Entweder

rezenſirt der Verfaſſer ſein Buch, oder es wird ungeleſen rezenſirt, der Verfaſſer nach Namen, Stand, Würde, Einfluß, Vetter- und Gevatterſchaft mit Lob oder Tadel gehudelt; und ſo könnte es in dieſem Punkte beim guten Herkommen und Alten bleiben.

Zu Leipzig ſpricht man natürlich auch von der Leipziger Schlacht, und der Verfaſſer thut es, in ſeinem Deutſchland, auf eine recht deutſche Weiſe. Ich bin auch ein Deutſcher, und nichts Deutſches iſt mir fremd. Mein Herz ſchlug hoch bei den heldenmüthigen Kraftanſtrengungen eines Volkes, das glorreich die Feſſeln des Auslandes brach . . . Liebes theures Vaterland! Ach, wären wir nur verſtändig, und wüßten recht, was wir wollten! Werthe Mitbürger und Landsleute, Schwaben, Sachſen, Baiern, Heſſen, Alt- und Neubaiern, Alt- und Neuheſſen, und, damit an der deutſchen Titulatur nichts fehlt, u. ſ. w., u. ſ. w. u. ſ. w., auch mehrerer Orden-Ritter, und verſchiedener gelehrten Geſellſchaften Mitglieder, und mancher Höfe charakte-

risirte Räthe u. s. w., u. s. w., ach! nehmt Vernunft an!

Fast komisch ist der Zorn des Verfassers auf den Satan, Belzebub, Belial Napoleon. Zu dem größten Manne seiner Zeit und vieler Jahrhunderte fehlte ihm indessen doch nur etwas, was Sie aber, verehrter Reisender in Deutschland, nicht zu vermissen scheinen. Warum Napoleon in meinem Kalender keinen Namenstag, und in meiner Legende der Heiligen keine Stelle hat, das läßt sich erklären und begreifen. Für gewisse Leute gibt es nur zwei Arten von großen Menschen, die man entweder im Adreßhandbuch, oder im Turnirbuch findet. Mit diesen Leuten habe ich es nicht zu thun. Aber Sie, lieber verständiger Reisender in Deutschland, nehmen Sie doch auch in diesem Punkte Verstand an, und seyn Sie nicht ganz toll auf dieser Seite, wie auf der andern ein Anderer, der Jeden für einen Dummkopf und Esel erklärt, der nicht, wie er, begreift, Napoleon sey die vierte Person in der Dreifaltigkeit, die nun vierfältig geworden. Jeder singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Man muß darum tolerant ſeyn; hat doch Keiner ſich den Schnabel ſelbſt gemacht. Alſo nichts für ungut, verehrte Männer, Freunde und Gönner, gelehrter Reiſender in Deutſchland, und höchſt achtbarer Herr Doctor! Ich ſchätze Euch Beide; ich ſchätze Alle zur Rechten und zur Linken, Jeden nach ſeinem Werthe.

Napoleon hatte einen Fehler, eine Schwäche, die aber den ſtarken Menſchen unendlich ſtark macht gegen die Schwächern; und dieſen Fehler hatte er im höchſten Grade: er war der kompakteſte Egoiſt. Sonſt vereinte er faſt alle Größen in ſich, eine ausgenommen, die einzige, immer wahre, die den Menſchen ſo hoch ſtellt, daß er noch etwas Größeres in ſich oder über ſich erkennt, als ſein Ich.

Der verehrte Reiſende hat ſeine eigenen politiſchen Anſichten, die er mitnehmen darf, wenn er auszieht; denn ſie ſind nicht nagelfeſt. Auf den Höhen von Rakonitz, eine Stunde von Dresden, kam er an Moreau's Denkmal. In der Dresdner Schlacht zerſchmetterte Dieſem die erſte Kanonenkugel aus dem franzöſiſchen Geſchütze die

beiden Beine. Sie mußten abgenommen werden, und Moreau beſtand die Operation mit Gleichmuth, indem er eine Cigarre rauchte. Dieſe Beine nun liegen dort begraben unter einem Granitwürfel, auf dem ein Helm und ein mit Lorbeern bekränztes Schwert von Gußeiſen angebracht ſind. Das Denkmal führt die Inſchrift: «Moreau, der Held, fiel hier an der Seite Alexander's, den 27. Aug. 1813.» «Moreau fiel,» bemerkt der Reiſende, «nicht, indem er gegen das Vaterland, ſondern für daſſelbe und für die gute Sache kämpfte.» — Alle Achtung vor Moreau's Tugenden, Genie und Verdienſten! Aber, wo war ſein Vaterland und deſſen gute Sache, verehrter Reiſender, laſſen wir anders auch den Franzoſen, was uns ſo ſehr zu gönnen iſt, ein Vaterland und eine gute Sache? Wir wollen von den Alten nicht reden, denen das Vaterland noch etwas mehr geweſen iſt, als uns, nicht von Themiſtokles, der ſich am größten zeigte, da er für ſein undankbares Vaterland lieber ſterben, als ſich an ihm rächen wollte; nicht von Coriolan, der ſtreng und

mit Recht getadelt ward, daß er Rom durch die Fremden demüthigte. Selbſt unſere Zeit, ſonſt ſo geſchickt, mit behender Taſchenſpielerkunſt, Wahr in Falſch, Ehre in Schande, und Falſch in Wahr, und Schande in Ehre zu verwandeln, hat die Treue gegen ſein Volk geehrt. Ward nicht Dumouriez getadelt, weil er den Feinden Frankreichs ſich gewogen zeigte, ohne es darum mit ihnen zu bekämpfen? Und wie hoch ſteht Lafayette, der ſich ewig Gleiche in der veränderlichen Zeit, er, der lieber in den Kerker von Olmütz gehen, als die Waffen gegen Frankreich tragen wollte? Und doch hatten Dumouriez und Lafayette eher eine Beſchwerde gegen es zu führen, als Moreau. Leider muß oft ein moraliſches Verbrechen zur politiſchen Tugend werden; und in der That, kann je eine Sünde gegen die Menſchheit vergeben werden, dann iſt es einzig des Vaterlandes wegen. Uebrigens war Moreau ein großer Feldherr und ein guter Menſch, wohlwollend, aber ſchwach. Seine Frau und Schwiegermutter, die ſich von weiblicher Eitelkeit etwas weit verleiten ließen,

verführten den edlen, aber zu weichen Moreau zu mancher Unbesonnenheit. Ein politischer Charakter war er nicht, nicht einmal ein fester, männlicher. Wie zweideutig war sein Benehmen gegen Pichegru, den er Freund nannte, und gegen den er am 18. Fruktidor sich anklagend erhob, für seine eigene Ehre immer zu frühe, für die Sache, der er dienen wollte, aber viel zu spät. Manche haben gemeint, Moreau sey der Mann gewesen, Bonaparte die Herrschaft über Frankreich zu bestreiten. Die das glaubten, kannten Moreau nicht; wie bald hätte das muthwillige Froschvolk einen verachteten Klotzkönig aus ihm gemacht!

Mit dem verehrten Reisenden, der uns Deutschland beschreibt, ist man in angenehmer, wenn auch, nach einem vornehmen Ausdruck, nicht immer in guter Gesellschaft; er unterhält und belehrt, belehrt sogar Viele, die sich rühmen dürfen, Viel gelernt zu haben. Man kann ihm freilich nicht immer und allenthalben folgen, will man sein Werk nicht abdrucken lassen, oder ein zweites Buch über sein erstes schreiben. Man

muß es darum mit dieſem Deutſchland, wie mit dem Leben allenthalben, halten, in welchem Verſtändige aufſuchen und ſich aneignen, ſo gut es gehen will, was ſie befreundet, anſpricht und vergnügt. Ehe wir alſo nach Preußen übergehen, wollen wir einen Augenblick in Weimar verweilen, das durch vier bis fünf Menſchen berühmter geworden iſt, als viele gute Städte, und ſelbſt Hauptſtädte durch Millionen Seelen oder Geld.

«Herder ſchrieb an Hamann,» ſagt der Reiſende, «Weimar iſt ein Taubenhaus, wo Fremde ein- und ausfliegen, ſelten mit einem Oelblatt im Schnabel,» und Wieland zog gar aus, wie Daniſchmende, in die Einſamkeit ſeines Osmanſtädt, war aber auch da nicht ſicher! Nur Göthe wußte ſich von der Beguckung loszuwickeln, und ſo wenig ich ſeinen Vertheidiger machen will, ſo möchte ich ihn doch hier vom Stolz freiſprechen. Wieland klagte: «Man hält uns für fremde Thiere, an deren Käfig man ohne Umſtände hintreten kann.» Er hätte es machen ſollen, wie Voltaire, mit dem man ihn ſo

oft ſehr ungeſchickt verglichen hat. Voltaire ließ ſich von einem ungeleckten Bären aus Old-England einige Augenblicke begaffen, ohne ein Wort zu ſagen, drehte ſich dann um, und ſagte: «Nun ſehen Sie mich auch von Hinten, à Dieu Monsieur!»

«Die Wallfahrten zu dieſen Heiligen in Apollo mögen einſt in der That ihre Ruhe nicht wenig geſtört haben, und, wenn es ſchon ein Unglück iſt, merkwürdige Dinge zu beſitzen, ſo mag es ein noch größeres Unglück genannt werden, ſelbſt die Sehenswürdigkeit zu ſeyn. Es wäre beſſer, ſich an die Werke berühmter Männer zu halten, welche gar oft mit ihrer werthen Perſon im umgekehrten Verhältniſſe ſtehen, und ihnen und dem Reiſenden ſelbſt Viſiten zu erſparen, die oft peinlich werden; — aber Göthe, Schiller, Wieland, Herder waren einmal die Heiligen der Zeit, und, da ſie ſich ſo vortheilhaft von herkömmlichen Heiligen unterſchieden, ſo wollte man ſie lebendig verehren, und nicht, wie die andern, erſt nach dem Tode. Celebrität iſt einmal der ſon-

derbare Vorzug, Denjenigen bekannt zu ſeyn, die uns nicht kennen, und wir nicht ſie.»

«Man nannte daher auch Weimar das deutſche Athen, wie man früher Berlin und auch Mannheim nannte; denn wir Deutſche haben eine Menge Athene; die Akademiker Münchens machten München zu Athen, ehe noch die Landshuter Univerſität dahin verlegt war. Jeder Muſenſohn nennt ſeine kleine Univerſität Athen, mit dem Beinamen des Flüßchens, wenn ſie eines hat.»

«Es gehört zu meinen angenehmſten Erinnerungen, die meiſten jener Männer geſehen und geſprochen zu haben. Göthe, der Hofmeiſter deutſcher Dichtung, und unſtreitig das größte Genie unter Allen — Göthe, vor dem ſchon mancher Fremde, der nur den Dichter im Kopf hatte, ſtaunend ſtand, wenn er in der höchſt eleganten Wohnung einen ſtattlichen Weltmann vor ſich ſah, den glänzenden Miniſter-Stern auf der Bruſt — Göthe, den Viele anbeten, und Andere wieder das verzogene Kind deutſcher Literatur nannten. Herder, trotz ſeiner Artigkeit, und Schiller, der ganz den ſchwäbiſchen Charakter beibehalten

hatte, intereſſirten mich doch weniger als Wieland, was von Jugendeindrücken herrühren mochte. Wieland iſt der Voltaire der Deutſchen, ungleich gelehrter, ſolider, gemüthlicher, als der Franzoſe, dieſer aber offenbar lebhafter und witziger. Mich wunderte nicht, daß die Franzoſen Wieland hofirten, und ſelbſt Napoleon eine Unterredung mit ihm hatte, ſo berühmt als die Unterredungen Friedrich's mit Garve, Gellert und Zimmermann. Schade, daß er, weniger eitel als der Letztere, nicht mehr davon bekannt machte.»

«Man gab Voltaire's Cäſar; der ſchöne Greis — Wieland — mit der ſchwarzen Sammtmütze im Theater, fiel dem Kaiſer auf. Dalberg hatte ihn bereits mit der frühern Aeußerung des Dichters, daß nur eine Diktatur Frankreich retten könne, bekannt gemacht, und ſo unterredete ſich dann Napoleon, auf einem Hofballe, gegen zwei Stunden mit Wieland. Die merkwürdigſte Rede war wohl: «Cäſar wäre der größte Mann in der Geſchichte, hätte er nur einen Fehler nicht begangen.» Wieland

rieth hin und her, «Cäſar,» bemerkte der Kaiſer, «kannte die Leute, die ihn auf die Seite ſchaffen wollten,' und ſo hätte er ſie auf die Seite ſchaffen ſollen.» Der Greis mußte den Kaiſer bitten, ihn zu entlaſſen, weil er das Stehen nicht mehr länger aushalten könne, und Napoleon ſagte allergnädigſt, „Allez donc; bon soir.“ Friedrich aber hätte, wie bei dem eiteln Raynal, zwei Stühle geholt mit den Worten: „A votre âge et au mien, on ne peut pas causer debout!“

«Wieland erhielt den Orden der Ehrenlegion, und, wo ich nicht irre, auch einen ruſſiſchen Orden — aber der Deutſche hatte keinen deutſchen Orden, und war auch keiner deutſchen Akademie Mitglied.»

Was der Verfaſſer in folgender Stelle von Preußen ſagt, wird der Deutſche gern hören und billigen: «Die glorreichen Jahre 1813 — 1815 ſtellten Preußen wieder an den Platz, den es durch übermenſchliche Anſtrengungen ſich verdiente. Die Preußen haben große Tage gehabt, aber nie Tage wie die von Groß-Görſchen und Katzbach, von Dennewitz und Leipzig; denn nie hatten ſie

für eine so große Sache das Schwert gezogen, nie mit diesem Vaterlandsgeiste. Sonst fochten sie nur als Soldaten; hier fochten Bürger im heiligen Kriege! Der Groll gegen die Tyrannei wühlte in jeder Brust, von oben bis unten; so war der Krieg national; es brauchte keine geheimen Verbindungen. Mit Recht steht Preußen größer und stärker da, als zuvor, mit 5000 Quadratmeilen, 12 Millionen Seelen und 50 Millionen Thaler Einkünften, und lenkt, in Allianz mit Rußland, Oestreich und England, das Schicksal Europa's. Preußen gehörte unter die wenigen Staaten, die, statt Schulden, einen Schatz hatten. Leider verschwendete Friedrich's Nachfolger diesen Schatz, und machte noch Schulden; aber Friedrich Wilhelm III., voll edelen Gefühls seiner hohen Bestimmung, trat in die Fußstapfen seines Großoheims und tilgte die Schulden durch väterlichen Staatshaushalt, als das Unglück hereinbrach. Preußens Staatsschuld wird man jetzt immer zu 190 bis 200 Millionen Thaler annehmen dürfen. Alle Nerven waren schon früher gespannt. Keine unbenutz-

ten Hülfsquellen, wie in dem geſegneten Oeſtreich; nur ſtrenge Diät kann den Staatskörper erhalten, und doch ſtehen die Treſorſcheine — das einzige Papiergeld Preußens — al pari.»

«Die Intereſſen der Staatsſchuld und eine Armee von 250,000 Mann, die 22 Millionen braucht, nehmen Vieles hinweg — aber Preußens Läge macht eine ſolche Armee nöthiger, als anderwärts, und nur Nordamerika kann mit 600 Mann Landtruppen beſtehen.»

«Deutſchland ſieht wieder mit Wohlgefallen auf Preußen. Die verſprochene repräſentative Verfaſſung tritt in's Leben. Die Zögerung wirkte nachtheilig auf die gute Meinung von Preußen, wie in Preußen ſelbſt auf das Vertrauen zur Regierung, und verminderte deſſen Einfluß auf deutſche Staaten, die ſonſt in ihm ihren Stützpunkt ſahen. Viele wurden darüber maulhängoliſch, wie mein alter Philander von Sittenwald ſpricht, hätten aber bedenken ſollen, daß die Sache in Preußen ſchwieriger ſeyn mußte, als in Baiern, Würtemberg und Baden, und hier wieder ſchwieriger, als in Heſſen, Naſſau, Wei-

mar, Coburg und Hildburghauſen. Es ließen ſich in der That nur Provinzial-Verfaſſungen denken, und dieſe bilden ſich jetzt, wie es ſich auch von dem Worte eines ſo redlichen Königs nicht anders erwarten ließ.»

«Ein konſtitutionelles Preußen mit 12 Millionen Menſchen, und das konſtitutionelle Syſtem hat in Deutſchland feſten Boden, wenn es im Geiſte des Volks, nicht im Geiſte der Zeit, durchgeführt wird, der reelle politiſche Freiheit und materielles Wohlſein fordert.»

«Gott verläßt keinen Deutſchen! Sind nicht, im Zeitalter Napoleons, oder mitten in Dummheiten, ja recht eigentlich durch unbeſchreibliche Dummheiten, große Dinge geſchehen, und große Zwecke befördert worden? Gott iſt unſer beſter Bundesgenoſſe. Gott gebe, daß eines ausgezeichneten Preußen Worte nie öffentliche Meinung in Deutſchland werden — die Worte Scheffners: «Landtage ſind in Monarchien engliſche Frühſtücke, die die Staatshaushalter den Einwohnern geben, um deſto ungeſtörter ihr Mittagsmahl vom Landesbeſten halten zu können.» Pölitz zählt 144

Konſtitutionen auf, und darunter 31, die ſchon wieder ſelig entſchlafen ſind! Aber die Zeiten ſind doch, Gott Lob, vorüber, wo dem Regenten das Regieren ſo leicht gemacht wurde, als Eſſen und Trinken — die Zeiten ſtupider Anbetung, ſelbſt wenn ein Nero geigte, während Rom in vollen Flammen ſtand.»

Was uns an dem Reiſenden noch beſonders gefällt, iſt der unter uns ſo ſeltene Vorzug, daß er ein Deutſcher iſt, ein echter, wahrer Deutſcher in Lebensgröße, nicht ein Miniaturbildchen von einem Heſſen, Würtemberger, Sachſen, Braunſchweiger oder Homburger; er würdigt und lobt an Preußen, was an ihm zu loben iſt, ohne die guten Eigenſchaften, die Oeſtreich auszeichnen, zu verkennen. Es hat mir wohlgethan, daß er an den Oeſtreichern, auf deren Koſten Manche ſo gern ihren Witz ſpielen laſſen, das Gediegene, Fromme und Gutmüthige heraushebt. In gar vielen Dingen, die in ſpäterer Zeit beſprochen, erörtert, beſtritten wurden, behielt Oeſtreich, das ſchwieg, vor allen Andern Recht, und es, das unthätig zu ſeyn ſchien, kam dem Ziele näher,

als Viele, die ſich gewaltig rührten und bewegten, und raſche Fortſchritte zu machen glaubten.

Hannover iſt bekanntlich das adeligſte Land in dem adeligen Deutſchland. «Es iſt nur eine Stimme,» ſagt der Verfaſſer, «daß der Adel Hannovers der ſtolzeſte deutſche Adel und wieder Stützpunkt des ganzen deutſchen Nordens ſey, wo ohnehin freundliche Annäherung weniger ſtatt findet, als im Süden; der Reiſende hält ſich ſelten lange genug auf, hat in der Regel zu wenig Konnexionen, um ein gründliches Gutachten ſtellen zu können, und der reiſende Adel — hat keine Stimme. Wir laſen, daß noch 1818 im Oberappellationsgericht zu Celle, die adelige Bank, im Gegenſatz der bürgerlichen oder gelehrten Bank aufrecht erhalten werden mußte, wobei ein berühmter nordiſcher Schriftſteller fragte: «Ja! giebt es denn adeligen Verſtand, adelige Kenntniſſe, adelige Gerechtigkeit, adelige Tugend?» Ja und nein! wie man will. Jener wegen Schulden verhaftete Edelmann beſchwerte ſich, daß ihm bürgerliches Gefängniß zuerkannt ſey, und kannte keinen andern Gegenſatz von Bürgerlich, als Adelig; folglich hatte er auch adeligen Ver-

ſtand. In unſern beſſern Zeiten ſind jedoch die adeligen Vorderpferde nicht mehr ſo weit von den bürgerlichen Deichſelpferden am Staatswagen vorgeſpannt, und wenn es zu Hannover und Lüneburg auch noch Ritterakademien gibt, ſo giebt es jedoch auch wieder wohlthätige Fräuleinſtifter. Im Himmel iſt ein Gott; dann kommen Erzengel, Engel ſchlechtweg, bloße Engelsköpfe mit Flügelchen, Heilige und fromme Seelen, und ſo ſoll's auch auf Erden ſeyn — Könige, Prinzen vom Geblüte, hoher Adel, niederer Adel, Bürger, Bauern, und Lumpenpack! Rangordnungen veranlaſſen Anmaßungen, die am beſten beſeitigt werden, wenn man eingezogen lebt, oder ſie gar nicht zu bemerken ſcheint, wodurch von zehn Klagen über Anmaßungen neun überflüſſig werden. Mich freuet, daß doch ſtets da, wo Adel und Verdienſte ſich gatten, weniger Hochmuth zu herrſchen pflegt, als da, wo ſtatt der Verdienſte bloß Ahnen ſpucken. — Die ſchönſte und einfachſte Rangordnung wäre: Gebildete und Ungebildete, die wir ſchwerlich je erleben.»

«Patje erzählt, daß früher in Hannover ein

Miniſter die Klienten hinter einer ſpaniſchen Wand abfertigte, der Bediente eines Adeligen Haarbeutel trug, der eines Bürgerlichen aber nur einen Zopf; Adelige ließen ſich im Harniſch malen, Bürgerliche im friedlichen Schlafrock. Ein Maler der einer gelben Prinzeſſin einen Mohren zur Seite mahlte, um das Gelbe zu heben, wagte es, einer bürgerlichen Gelben bloß einen Mops in die Arme zu geben mit ſchwarzer Schnauze.»

«Was Hannover für den Geburtsadel, iſt Göttingen für den Bücheradel, nur daß dieſer noch hölzerner, ſteifer, eckiger und darum lächerlicher iſt. In der Abgeſtorbenheit der gewöhnlichen Profeſſoren-Welt, bemerkt unſer Verfaſſer, iſt nichts lebendig, als gränzenloſe Eitelkeit, die ihren Inhaber bis an's Ende ſeiner büchervollen Laufbahn zu begleiten pflegt. Die hohe Verehrung der Bücher umnebelt Studenten die Köpfe, wie Höflinge die der Fürſten, und erſtreckt ſich ſelbſt auf Profeſſoren-Söhne, die daher ſelten gerathen. Sie haben ja ſelbſt das Alter um ſein ganzes Gewicht bei der Jugend gebracht. Jahre und Erfahrungen gaben ſonſt Kenntniſſe, jetzt Bücher:

und Neſtor würde nicht mehr die Rolle ſpielen können, die er vor Troja ſpielte. Nie weiß man mehr, als wenn man ganz friſch von Univerſitäten kommt, und der dummſte Schuljunge antwortet auf die Frage, über die ſich ſchon die größten Denker die Köpfe zerbrachen: Was iſt ein Geiſt? «Ein Ding, das weder Fleiſch noch Beine hat!» mit der vollkommenſten Beruhigung. Sollten nun die Lehrer ſelbſt nicht Alles wiſſen? Der Weltmann aber findet ſich auf unſern Muſenſitzen etwas beengt, und bedauert, daß Lob und Tadel, Ehre und Schande in der gelehrten Republik meiſt allein von hier ausgeht. Les Academies sont les Aristocrates dans la République des Lettres. Und wenn ich die Stimmen der Studierenden alle zählen könnte, ſo getraute ich mir eine Wette einzugehen, daß ſie kaum den vierten Theil ihrer Kenntniſſe dem Katheder verdanken, drei Viertheile aber dem Selbſtſtudium und Nachſtudium zu Hauſe, wenn ſie das Feuer auf die Nägel brennt. Zu Hannover mögen ſie auch ſchon

mit manchem berühmten Manne ihre liebe Noth gehabt haben! Käſtner hatte Michaelis ſchwer beleidigt, und ſollte ihm abbitten. Er ſchlich ſich in's Haus, klopfte 2 bis 3 Mal, ohne einzutreten, bis Michaelis zornig ſelbſt die Thüre öffnete, und Käſtner ſprang nun mit einem «O verzeihen Sie!» — die Treppe wieder hinunter, in fraudem legis!»

«Ob noch die Sonntags-Euren ſind? Für mich haben ſie in der Erinnerung noch viel komiſches Intereſſe. Der Ton war zwar vornehm genug, aber nichts weniger als Hofton, denn der Hof eines Profeſſors kann nur Karikatur eines Hofes ſeyn, was vielleicht jener Studierende, der Höfe kennen mochte, fühlte, der zu einem Profeſſor in Pantalons kam. «Dieſe weiten Matroſenhoſen ſind wohl jetzt Mode?» ſagte der ſtolze Pedant. Antwort: «Ja!» Aber geht man damit zu bonetten Perſonen? Antwort: «Nein.»

«Ich weiß nicht, ob der Profeſſor ſich beſ-

ſerte, aber der Rector that es, der einen Primaner vor das Scholarchat forderte, weil er ſeinem Hausherrn eine Ohrfeige gegeben hatte: «Nun! erzähl' Er aufrichtig, worüber kam der Streit?» «Der Flegel nannte mich Er,» «deswegen hätten Sie ihm noch keine Ohrfeige geben ſollen!» Er hätte auch ſprechen können: darum hätten wir, oder darum hätte man ihm keine Ohrfeige geben ſollen!»

In Beziehung auf Pyrmont bemerkt der Verfaſſer: «In keinem Bade Deutſchlands fließt ſo viel hoher Adel zuſammen, vielleicht ſelbſt in Karlsbad nicht, als hier. Wo regierende Fürſten und Hofmarſchälle, Herren und Damen mit 16 bis 32 Quartieren und allen möglichen Kreuzen und Sternen auftreten, muß nothwendig Hof-Atmoſphäre herrſchen, für die nicht Jeder geſchaffen iſt, in der aber ſich doch leichter athmet, als in der Nähe roher und plumper Dorfjunker. Als ich vor einigen dreißig Jahren zum erſtenmal hier war, war es noch arg, die meiſten

Gäſte Hannoveraner, deren Ahnen wenigſtens ſchon mit Georg I. Kaffee oder Thee getrunken hatten, oder Obotriten, die viel mit Hörigen umgehen; ſpäter fand ich Manches beſſer, wenigſtens den Kaſten-Unterſchied nicht mehr wie in Hindoſtan. Die Revolution hatte doch auch ihr Gutes! Die Osmanli, bei denen der Sklave des Großvezirs ſelbſt Großvezir werden, und der Sohn eines Großvezirs in Dunkelheit leben kann, würden ſicher die Spaziergänger in der Mittelallee für eitel Nachkommen ihres Propheten gehalten haben, oder ein unwürdiger Kapuziner, der ſelbſt Papſt werden kann, für lauter Päpſte! Wer wird nicht gern die Excellenz — Excellenz ſeyn laſſen? Aber die Allee iſt doch keine Antichambre. Ach! für Thorheit fließt keine Heilquelle. Deutſche Gelehrte haben längſt die alte Pedanterey mit Stammbüchern auf Reiſen aufgegeben; vielleicht folgt die mit — Stammbäumen nach. Die Sitten mildern ſich — die Vernunft fordert andere Proben, als Ahnenproben, und nur Lappländer können Mauper-

tuis Frage: Wer den Mond machte, beantworten: «Wer anders als Lappländer.» Pütter kam regelmäßig hierher, und gefiel ſich ausnehmend, wenn er der höhern Welt ſich — hinten anhängen konnte. Wer ihn nicht perſönlich kannte, darf nur in der Selbſtbiographie des erſten Publiciſten Deutſchlands, die ich nicht, ohne Erröthen vor dem Auslande, aufſchlage, Seite 487 leſen; «Perſonen von erhabenem Stande auch nur zu ſehen, iſt ſchon Gewinn, vielgeſchweige, wenn ſie ſich bis zu Geſprächen herablaſſen mit unſer einem — ein Glück, deſſen ich mich mehrmals zu erfreuen hatte.» Neben den genialen Männern Möſer, Zimmermann, Jakobi, Nicolai ꝛc., die faſt jedes Jahr nach Pyrmont gingen, mag der Rechtsmann extra cathedram eine recht traurige Figur geſpielt haben. Ob ihn nie ein Vornehmer gefragt hat, wie Leß zu Geismar gefragt wurde: «Sind Sie der Scribent Leß?»

Ich habe den verehrten Reiſenden immer wahr

gefunden, in wie weit ich nämlich ſelbſt im Stande geweſen, die Wahrheit auszumitteln. Er kennt Deutſchland wie Wenige und, in jedem Falle, beſſer als ich. Aber die Gegenden am Rhein kenne ich beſſer als er, und hier habe ich ihn erwartet, um mit ihm abzurechnen. Doch nimmt man es, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit einem ſo ehrlichen und zahlungsfähigen Schuldner nicht genau. Die bedeutenden Poſten hat er redlich abgetragen, nur in der Scheidemünze ſich manchmal vergriffen. Am Rheine bin ich zu Hauſe; und meine Heimath, in der ich ſeit vierzig Jahren mich umſehe, muß ich wohl beſſer kennen, als jeder Reiſende, und machte er die Rhein- und Baderreiſe in jedem Jahre. Geht es nun mit jeder Heimath ſo, die nicht des Reiſenden Heimath iſt, dann ergibt ſich freilich am Ende ein ſchönes Verzeichniß von Unrichtigkeiten, deren ich dem verehrten Verfaſſer am Rheine ein halbes Hundert nachzuweiſen mich erbiete. Doch betreffen dieſe Unrichtigkeiten, wie ich ſchon angeführt, gewöhnlich unbedeutende Dinge; die be-

deutenden weiß er gut. Die Entfernung, liege ſie nun in dem Raum oder in der Zeit, macht Gegenſtände von geringem Umfange und weniger Bedeutung unkenntlich, oder läßt ſie ganz verſchwinden. Nur die Maſſen erlaubt ſie richtiger zu ſehen. Das gilt auch von der alten Geſchichte. Sie iſt nicht wahrer, als die neuere und neuſte; ſie iſt nicht einmal ſo wahr, obgleich ſie als durchaus richtig angenommen wird. In dem Prozeſſe über den Werth und Inhalt einer fernen Vergangenheit ſind die Akten geſchloſſen, Anklage und Vertheidigung geleſen, und die Zeugen abgehört. Weiß man, was in der Sache verhandelt worden, dann hat man die Wahrheit, in wie weit ſie nämlich aufzufinden iſt. Daß es wirklich Wahrheit ſey, darf man darum nicht behaupten. Die geglaubte Wahrheit kann ein Mährchen, eine Lüge ſeyn, von der Vorwelt der Nachwelt aufgebunden; aber beweiſen läßt ſich das nicht, urkundlich vielmehr das Gegentheil, da die Ueberlieferung für die Wahrheit zeugt. So mögen wir in einem großen Theile der Geſchichte

einen Roman haben; aber es iſt ein Roman, den man glaubt, und darum Geſchichte. Man kann in ſeiner Heimath und in ſeiner Zeit die Dinge beſſer wiſſen, als der Fremde, der ihnen fern ſteht, beſonders wenn man ſie ſelbſt erlebt, oder Zeuge des Geſchehenen geweſen iſt. Aber ob man auch ſagen darf und will, was ſich um, oder mit uns zugetragen? — Das iſt eine andere Frage. Gelehrte, Schulmänner, Aktenfeger werden immer für eine in der Stube aufgeſetzte, aktenmäßige, von ſogenannten Unpartéiiſchen, die das Geſchehene nichts angeht, geſchriebene Geſchichte, wie ordentliche, gründliche Juriſten für das heimliche und papierne Verfahren ſeyn. Ich dagegen, kein Gelehrter, kein Schulmann, kein Juriſt, kein Rechtgläubiger in Dingen, die man auf das Wort und den Buchſtaben glauben ſoll, ich bin für die Geſchichte, die Männer ſchreiben, die an dem Geſchehenen ſelbſt Theil genommen, oder wenigſtens kennen, was ſie beſchreiben, die Menſchen nämlich, den Staat, die Welt, wie ich für das öffentliche und

mündliche Verfahren bin. Man vergleiche die Art, wie unſere gewöhnlichen Profeſſoren der Geſchichte dieſe behandeln, mit der, wie ſie von den Alten, den freien Britten und, in unſerer Zeit, von dem Grafen Segur behandelt ward; welch ein Unterſchied! welch ein Abſtand! Jene ziehen die Weltereigniſſe in eine Marionettenbude, und in der Anordnung, Darſtellung und Entwickelung iſt der Pedant nicht zu verkennen, wie ſonſt der Hanswurſt, auf dem Theater, den Ausſchlag gab.

An dem Werke des verehrten Reiſenden tadle ich noch den Franzoſenhaß. Die wahre Selbſtachtung und Selbſtſchätzung beſteht wohl nicht in der Herabwürdigung der Vorzüge Anderer, ſondern in deren Anerkennung, mit dem Beſtreben, ſie zu übertreffen. Wir ſollen den Franzoſen eben nicht gewogen ſeyn, wozu wir allerdings auch keine Gründe haben mögen; aber werden wir beſſer, wenn wir ſie ſchlechter machen? Haben wir Größeres gethan und wohlthätiger ge-

wirkt? Sie haben uns beſiegt, unterdrückt und ausgeplündert. Das hätten wir nicht leiden ſollen. Sobald wir werth waren, ſie zu beſiegen, war der Sieg mit uns. Man klagt, daß ſie das Joch uns auferlegt, ſpricht aber nicht davon, wie wir dazu gekommen, und wie wir es getragen. Betrachtet dieſe Nation, und ſeht, mit welcher Würde, mit welcher ſichern Haltung ſie die Wahlen im Jahre 1830 zu Stande gebracht! Man kann ſie tadeln, man kann ſie haſſen; aber ſelbſt ihre Feinde müſſen ſie bewundern.

Stimmen

über die

Reformation und die Revolution.

Die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik haben ſich als einen literariſchen Königshof angekündigt, deſſen Vorſitzer, öffentlicher Ankläger und Staatsanwalt in Berlin anſäſſig ſind, der ſeine Schöppen und Geſchwornen in allen Theilen des gelehrten Deutſchlands hat, und vor dem die bedeutendſten Schriftſteller deutſcher Zunge erſcheinen und ihren Spruch empfangen. Ob der Königshof ſeinen Glanz und ſeine Würde beſcheiden von dem Königthum leihen, oder, in vornehmem Selbſtgefühl, ihm davon mittheilen will, iſt nicht geſagt. Ich habe mich bei der Ankündigung dieſer kritiſchen Zeitſchrift, obgleich ſie in derſelben etwas anmaßend und eigenliebig aufgetreten iſt, herzlich gefreut, weil, wenn ſie Wort hielte, wir in ihr ein köſtliches Geſchenk empfingen, das bei dem rezenſirenden Unweſen, der leichtfertigen Flachheit und parteiiſchen Gevatterſchaft, über

die man ſich allgemein mit Recht beklagt, einem groſſen Bedürfniſſe abhelfen würde. Unſere beſten Literaturzeitungen ſind von dieſem Vorwurfe nicht frei. Die vortheilhaften Rezenſionen werden gröſtentheils als Huldigungen dargebracht, oder als Beweiſe der Gunſt ertheilt, und die nachtheiligen wie Proſkriptions-Liſten nach Stand, Namen und Verwandtſchaft aufgeſtellt, und bei neun von zehn derſelben ließe ſich nachweiſen, daß der Kritiker das Buch, von dem er ſpricht, nicht geleſen, wenigſtens nicht verſtanden hat. Alle Welt iſt darüber einig, die literariſche Kritik ſey bei uns bis zu einem Grade von Oberflächlichkeit, von Demuth gegen Vornehme, und von Uebermuth gegen nicht ſtandesmäßige Schriftſteller, von Gefallſucht gegen Vermögende, und von Protektionswuth gegen Freunde, Verwandte und liebe Angehörige gefallen, daß ſie faſt nicht tiefer ſinken kann. Allerdings gilt dieſe harte Behauptung nur im Allgemeinen, und geſteht Ausnahmen zu; aber ſelbſt mit dieſer Einſchränkung, auf die übrigens nicht viele Blätter Anſpruch machen können, ſtehen wir auf einer Stufe von Ernie-

drigung, über der ſich ſelbſt die Franzoſen, bei allem Faktionsgeiſte, der ſie treibt, zu erhalten wußten. Darum durfte man den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik mit Hoffnung entgegenſehen; und ſie rechtfertigten dieſelbe auch in manchen Blättern, die einen hohen Begriff von dem Geiſte gaben, der die Anſtalt zu beſeelen ſchien. Aber dieſe neue Art wollte ſich nicht behaupten, und die alte Unart fuhr in ihrem ganzen Grimme in die Jahrbücher, um die höhere reine Anſicht, die ſie gewonnen, und die Hoffnung, die ſie dadurch gegeben, in mehr als einer Hinſicht zu zerſtören. Von drei Gebrechen macht ſie das gelehrte Deutſchland ſchwerlich frei, ſo tief ſind ſie mit dem innigſten Leben dieſer Nation verwachſen, und die Jahrbücher, denen ich Anfangs zutraute, daß ſie ſich rein davon erhalten würden, vernichteten bald dieſes Vertrauen. Die drei weſentlichen Gebrechen ſind: 1) Die Neigung zu innerem Zwiſt und Hader, der ſich, nach der geographiſchen Lage, von dem Norden gegen den Süden, oder von dieſem gegen jenen wendet, und, nach der Verſchiedenheit des

religiöſen Glaubens, die Konfeſſionen feindſelig gegen einander treibt. Dieſe unſelige Spaltung miſcht ſich in Alles, was der Deutſche treibt, und wenn es auch mit Nord und Süd und Religion nicht in der entfernteſten Verbindung ſteht. Da unſere Zeit nun wirklich wieder toll geworden iſt, und, in ihrem Streben nach den Vorzügen des beglückenden Mittelalters, wenigſtens die Tugend des frömmelnden Aberglaubens und die Sitte des derben Fauſtrechts errungen zu haben ſcheint, ſo mußte wohl der köſtliche Erwerb auch die Werke, die dieſer Zeit angehören, verherrlichen helfen. 2) Das zweite Gebrechen, das Vielen ein unſchätzbarer Vorzug iſt, finde ich in jener unbegreiflichen, überſchwenglichen Wortweisheit, welche wir Metaphyſik nennen, und die ihre Auserwählten ſehen läßt, was ſonſt keines Menſchen Auge ſieht. Die hochbegabten Hellſeher halten darum auch die Unglücklichen, denen die Gabe, Unſichtbares zu beſchauen, nicht gegeben iſt, für Blinde. 3) Das dritte echt deutſche Gebrechen endlich iſt, alles Verdienſt und allen Werth nach der Rangordnung im Adreßhand-

buch und Staatskalender zu meſſen und anzuerkennen.

Ich hatte eine gewiſſe Vorliebe für die Jahrbücher gewonnen, weil ich die gerügten Fehler weniger in ihnen als in andern kritiſchen Zeitſchriften zu finden glaubte. Aber dieſe gute Meinung währte nicht lange; und wäre ſie auch noch ſo feſt begründet geweſen, Hr. Marheineke hätte ſie zerſtört. Ein wahrhaft böſes Verhängniß hat dieſen frommen Eiferer, der zu glauben ſcheint, für göttliche Dinge, die der Menſch nämlich dafür hält, ſey alle menſchliche Rückſicht als Kleinmuth zu verdammen, mit Menzel's Geſchichte der Reformation zuſammengebracht. Die Geſchichte der Deutſchen dieſes Schriftſtellers iſt, denke ich, bekannt genug, oder verdient es wenigſtens zu ſeyn. Wir können nur wenige Geſchichtſchreiber unſeres Volkes über ihn ſetzen, ſo ſehr zeichnen ihn Studium, freie Anſicht, unparteiiſches Urtheil und lebendige Darſtellung aus. Anſichten und Würdigung der Perſonen und Ereigniſſe ſind die eines denkenden

Mannes, der die Welt und die Menſchen kennt, und die Sprache bleibt immer des Gegenſtandes, den er behandelt, würdig. Er weiß, daß es noch etwas Höheres gibt, als den Staat, nämlich die Menſchheit, etwas Heiligeres als den Glauben eines Volks und das Syſtem einer Schule, nämlich die ewige Vernunft, und, was wir als ihre ſchönſte Frucht bewahren ſollen, Freiheit, Recht und Wahrheit. Allerdings ſoll der Geſchichtſchreiber als Bürger ein Vaterland haben, ſich zu irgend einem Glauben bekennen; aber die Geſchichte darf von dem Bürgerſinne, der dem Vaterlande Alles zu opfern fähig iſt, und von dem frommen Glauben, deſſen Bekenner der Gottheit am nächſten ſtehen, und der die Andersdenkenden verketzert, nichts wiſſen, wenn ſie anders wahrhaft und wirklich Geſchichte iſt. So meint es aber Hr. Marheineke nicht; er findet es höchſt ſündhaft und vermeſſen, daß Hr. Menzel die Reformation als ein Menſchenwerk betrachtet und beurtheilt hat. «Wie aber auch nun Leidenſchaft und Parteigeiſt von allen Seiten ſich einmiſchen mochte,» ſagt er,

: der Grundgedanke war heilig und wahr, und Luther hatte Recht, daß dieſes Werk (die Reformation) nicht das eines Einzelnen, noch auch nur eines Volkes, ſondern Gottes ſey.» — Was wollt Ihr mehr? Da iſt aller Widerſpruch zu Ende, oder Gotteslästerung. Wehe Dem, der ſich vermeſſen an Gott vergreift! Der aber ſeinen geheiligten Dienern entgegen iſt, muß betrachtet werden, als ſey er ihm ſelbſt entgegen. Streiten läßt ſich nicht; jeder Zweifel iſt Ketzerei,. und das kritiſche Inſtitut, das die Widerſacher am beſten widerlegt, wäre am Ende doch der Scheiterhaufen. Er, der Vertheidiger von Gottes Werke, iſt im Beſitze der Wahrheit und des Rechts; was ihm entgegentritt, iſt Parteigeiſt und Leidenſchaft. Wie! Kann man es ſich bequemer machen? Hat man es mit einem Manne zu thun, der für Gott ſpricht, dann findet keine Prüfung, keine Unterſuchung ſtatt; er kann weder irren, noch fehlen, da er für Gott handelt und ſpricht, der unfehlbar iſt. Zu dieſem Ungeheuren haben ſich von jeher Diejenigen in aller Unſchuld verſtiegen, die ſich für die Sach-

walter und Stellvertreter des höchſten Weſens auf Erden hielten.

«Hr. Menzel,» ſagt der Kritiker, «iſt von der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution unmittelbar zur Geſchichte der deutſchen Reformation übergegangen, und dieſer Uebergang iſt nicht ohne Folgen für ſeine Bearbeitung der letztern geblieben; denn der Unterſchied zwiſchen beiden iſt, wie überhaupt der Unterſchied des Politiſchen und Theologiſchen, nicht zu ſeiner Erkenntniß gekommen. Er behandelt die Geſchichte der Reformation nur als eine Geſchichte der Revolution in anderer Manier, und man könnte dabei füglich den eigentlichen Standpunkt des Verfaſſers bezeichnen. Dem Verfaſſer iſt es fremd und unbekannt, daß das Beſte in der Theologie die Philoſophie, aber auch das Beſte in der Philoſophie die Theologie, und jede wahre Philoſophie nur eben darauf ausgegangen ſey, das im Chriſtenthum Gegebene als ein Vernünftiges, ja als das innerſte Weſen der Vernunft ſelbſt zu begreifen. Es läßt ſich nun billig fragen, mit welcher innern Berechtigung Einer, der ſo offen die tri-

vialſte Vorſtellung von der Philoſophie und der Theologie hat, und dem dieſe ſeine triviale Vorſtellung ſelbſt ſchon Philoſophie iſt, ſich an die Geſchichte eines Streites machen kann, der nach Aller Zugeſtändniß einen heiligen Inhalt hat, in welchem es ſich um die Herrſchaft des Gedankens und der Vernunft, des reinen chriſtlichen Glaubens und der urſprünglichen Lehre des Evangeliums handelte, und dem doch dieſe Dinge ſo gut, wie ganz fremd, ja ſelbſt ſo viel wie nichts, oder höchſtens ſolche ſind, die er nicht in dieſer Welt erkennen will, ſondern, um ſie für dieſe Welt los zu werden, einer andern zuſchiebt, wo nach dieſem ſchlechten Anfang auch nicht viel daraus werden wird. Iſt ein ſolcher Hiſtoriker wohl im Stande, die Perſönlichkeit eines Luther, eines Markgrafen Georg von Brandenburg oder Wolfgang von Anhalt zu begreifen?»

Man ſieht, der Kritiker führt ſeine Streiche ſcharf und ſtark, um ſeinen Gegner mit einem Gewaltſtreiche zu betäuben. Ich hoffe aber, Hr. Menzel verliert die Beſinnung nicht; wenigſtens wird ſie ihm das Wortſpiel, «das Beſte in

der Philoſophie ſey die Theologie, und das Beſte in der Theologie die Philoſophie,» nicht rauben. Ich wäre einfältig genug geweſen, das Beſte in der Philoſophie, wie in der Theologie in ihr ſelbſt zu ſuchen; aber weit gefehlt! Das Beſte in jeder dieſer Wiſſenſchaften iſt, was nicht ſie, ſondern eine andere iſt. Hat es ſich nun jeder wahre Philoſoph zum Ziel geſetzt, das im Chriſtenthum Gegebene als ein Vernünftiges, ja als das innerſte Weſen der Vernunft ſelbſt zu begreifen, wie Hr. Marheineke ausſagt, dann folgt daraus, was ich auch nicht wußte, daß es vor dem Chriſtenthum keine wahre Philoſophie gegeben, und nicht geben konnte. Andere meinen gar, die Philoſophie ſey eine Erfindung unſerer Zeit, und die Ehre derſelben gebühre ihnen. Erſt gab ſie uns Kant, dann Fichte, ſpäter Schelling, endlich Hegel. Wir wollen ſehen, ob die ſo oft gemachte Erfindung nicht noch öfter erfunden wird.

Der Kritiker macht Hrn. Menzel den Vorwurf, er nenne Philoſophie, was man höchſtens in Deutſchland zur Zeit der Kantiſchen Phi-

loſophie ſo nannte, und auf dieſer Stufe ſey er ſtehen geblieben. Nach ihm iſt alſo die Philoſophie, die wahre nämlich, eine ganz neue Erfindung. Verhält es ſich ſo, wie ſtand es denn früher um die Theologie, in der die Philoſophie das Beſte iſt? Wie ſteht es ſelbſt um die Reformation, dieſes Werk Gottes, dem wir das echte Chriſtenthum verdanken, in welchem die Philoſophie das in ihm Gegebene als ein Vernünftiges, ja als das innerſte Weſen der Vernunft zu begreifen ſucht, wenn man ſelbſt bis auf Kant noch keine Philoſophie gehabt? Sollte es auch vor dem Chriſtenthum etwas Vernünftiges gegeben haben, was, wie man ſieht, bezweifelt werden muß, dann fehlte es der Vernunft wenigſtens an ihrem innerſten Weſen. So etwas erfährt man nicht jeden Tag.

Iſt, wie Herr Marheineke ſagt, das Beſte in der Philoſophie die Theologie, und das Beſte in der Theologie die Philoſophie, dann entſteht die Frage, welche Theologie und Philoſophie er wohl meine. Die natürliche Theologie, die ſich allerdings mit der Philoſophie freundlich

vertragen mag, kann seine Theologie nicht seyn, die offenbar einen positiven Boden hat, und, wie er ausdrücklich sagt, das durch die Reformation wiedergegebene Christenthum ist. Daraus würde dann folgen, daß die Theologie eine protestantische seyn müsse, und diese auch eine protestantische Philosophie voraussetze, soll anders, nach dem räthselhaften Spruche, die Theologie das Beste in der Philosophie, und die Philosophie das Beste in der Theologie seyn. Da die katholische Theologie eine andere als die reformirte, diese eine andere als die des Lutherthums, die der griechischen Kirche eine andere als die der lateinischen ist, die des Mahomedanism's sich von allen diesen unterscheidet, so würde jede Theologie wieder ihre eigene Philosophie, eine katholische, reformirte, lutherische, griechische und mahomedanische erfordern; und da jeder Bekenner eines Glaubens den seinigen für den besten hält, und diesem gemäß auch seine eigene Philosophie hätte und haben müßte, so ständen wir denn, wo wir wirklich stehen, hätten unsere verschiedenen Philosophien und Theologien, Jeder hielte

die ſeinige für die wahre und ächte, erklärte die der Andern für falſch und irrgläubig, und thäte ſie als Ketzer, wie Herr Marheineke Herrn Menzel, in den Bann. Da nun alle Bannende auch zugleich Gebannte wären, ſo höbe die negative Größe die gleiche poſitive auf, und die ganze Operation hätte zum Reſultate — Nichts! Muß ein Geſchichtſchreiber nun, wie der verehrte Kritiker verlangt, in dem Gebiete ſeines poſitiven Glaubens ſeiner Konfeſſion ſtehen, und darf ſich nicht über ſie erheben, dann erhalten wir auch ſo viele Geſchichten, als es Theologien und Philoſophien gibt, und für jeden beſondern Glauben iſt ſeine beſondere Geſchichte auch die wahre. Wie kann das verhindert werden, ſo lange Glauben und Meinen, Forſchen und Denken frei gegeben ſind, und nicht eine Kirche, eine Schule, ein Glaube, eine Konfeſſion, eine Religion und Philoſophie, und ſo auch eine Geſchichte das Monopol der Wahrheit hat? Jede will es freilich, und glaubt ſogar ein Recht darauf zu haben; da es aber Alle gegen einander wollen, und es als ein Recht anſprechen, ſo hat es Kei-

ner; und wenn es Einer hätte, dann hätte er es durch Gewalt, und Gewalt gibt kein Recht. Es würde also auch in diesem Punkte ohne Zweifel bei'm Alten bleiben, und der Geschichtschreiber einer Konfession eine konfessionelle Geschichte schreiben, die für seine Glaubens-Verwandten die wahre ist. Erhebt sich eine Geschichte über die verschiedenen Systeme, Konfessionen, Philosophien und Theologien, dann würde sie die wahre Geschichte für alle Diejenigen seyn, die, was Geschichte betrifft, über den Systemen, Konfessionen, Philosophien und Theologien stehen; die aber werden von Hrn. Marheineke rein verdammt. Ihm ist solche Ansicht der Weltkinder in Beurtheilung der Weltereignisse ein wahrer Greuel. «Für diese Behandlung der heiligen Dinge in der Weise der Welt,» klagt er, «hat schon Gibbon in seiner Geschichte des römischen Reichs ein rhetorisches Muster gegeben, und den ähnlichen Ton haben nachher Spittler und Henke, Plank und von Woltmann angestimmt. Leider finden wir auch den Verfasser der vorliegenden Schrift, in dieser untheologischen

Denkweiſe, welche noch eine der bitterſten Früchte der letzt vergangenen Zeit der Aufklärung iſt, und, aus dem Standpunkte derſelben die Religionsgeſchichte behandelnd, nicht ermangelt, eine völlige Verfälſchung derſelben zu ſeyn.»

Hr. Marheineke hat Hrn. Menzel widerlegt, wie die Kritiker gewöhnlich widerlegen; der Verfaſſer, ſagen ſie, verſteht es nicht, kann ſich nicht zur wahren Anſicht, zur rechten Höhe erheben; was er da von ſich gibt, ſind Gemeinplätze, die der Rede nicht werth ſind. Kurz, der Kritiker verſteht es allein, hat darum Recht, und ſomit nehme der Rezenſirte unterwürfig den Beſcheid.

«Der Verfaſſer,» fährt der Kritiker fort, «urtheilt mit dem Schein gar tiefer theologiſcher Erkenntniß; es iſt aber in Wahrheit nichts dahinter, als die vollkommene Unwiſſenheit über den eigentlichen dogmatiſchen Gehalt jener evangeliſchen Lehren. Es iſt der Weisheit dieſer Welt gar leicht, auch die tiefſten und ſpekulativſten

Dogmen des Christenthums als zweifelhaft, leer und nichtig vorzustellen, wenn sie ihnen zuvor den Geist genommen, und das in ihnen selbst enthaltene Licht ausgeblasen hat. Dies Licht wird nur vom Lichte gesehen; dem Flachen hingegen präsentirt sich Alles flach.» In der That, die Rezension der neuern Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte von Karl Adolph Menzel, die Hr. Marheineke in die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik geliefert hat, ist eine seltsame unerfreuliche Erscheinung. Wenn man die Wahrheit, durch eine höhere Offenbarung, wohlverwahrt in der Tasche hätte, und stände dem ungläubigsten Sünder gegenüber, dann könnte man diesen nicht härter und zorniger anfahren, als Hr. Marheineke, der hier nicht gar viel in der Tasche hat, den guten Menzel anfährt, der seinen sündhaften Unglauben doch wahrlich nicht weit treibt. So geht es aber, wenn ein schwacher, gebrechlicher Mensch sich für den Felsen hält, auf den Gott seine Kirche bauen soll; er wird sogleich ein Papst, selbst wenn er sich dem

Papſte feindlich gegenüber ſtellt. Die Unfehlbarkeit ſeines Feindes iſt ihm lächerlich, wo nicht Hochverrath; die eigene dagegen läßt er als einen Glaubensartikel gelten. Hätte Hr. Marheineke Menzel's Geſchichte als unverträglich mit ſeinen Anſichten und Geſinnungen, verdammt, dann ließe ſich dagegen nichts ſagen, weil es doch Jedem erlaubt iſt, ſeine Anſichten und Geſinnungen, ſeyen ſie nun verſtändig und wohlwollend, oder nicht, zu haben; aber die Gränze der Mäßigung, des Anſtandes und der Beſcheidenheit überſchreitet er ſchon aus Achtung gegen ſich ſelbſt nicht, wenn er auch ſeinen Gegner nicht achten ſollte. Hr. Marheineke dürfte indeſſen Hrn. Menzel ſogar achten, wenn er anders die Stimme eines zahlreichen und achtbaren Publikums achten will.

«Leider,» klagt Hr. Marheineke, «finden wir den Verfaſſer der vorliegenden Schrift (Menzel) in der untheologiſchen Denkweiſe, welche noch eine der bitterſten Früchte der letzt vergangenen Zeit der Aufklärung iſt.»

Wie! ist Hr. Marheineke der Aufklärung nicht gewogen, und findet er die Früchte der Verfinsterung und Dummheit süß? Steht er so hoch über der letzt vergangenen Zeit, daß er als Thorheit und Irrthum verächtlich behandeln darf, was ihr als Weisheit und Wahrheit heilig war, und es Männern, wie Menzel, noch wirklich ist? Dürfte man ihm nicht zurückgeben, womit er Hrn. Menzel abzufertigen gedenkt, wenn er sagt: «Dieß Licht wird nur vom Lichte gesehen; dem Flachen hingegen präsentirt sich Alles flach?» Wir müssen gestehen, daß dieser Gedanke sich uns als höchst flach präsentirt. Der Kritiker wird sagen, das komme daher, weil wir selbst flach seyen, und ein Kritiker behält immer Recht, wenigstens vor seinem eigenen Richterstuhle. Ein vom Lichte gesehenes Licht! Der Gedanke ist kühn, und muß sich dem Erhabenen höchst erhaben präsentiren! Leider sind wir zu flach dazu.

«Zuletzt,» bemerkt Hr. Marheineke, «ist er — Menzel nämlich — von der Geschichte der französischen Revolution zur Geschichte der deut-

ſchen Reformation übergegangen, und dieſer Uebergang iſt nicht ohne Folgen für ſeine Bearbeitung der letztern geblieben, denn der Unterſchied zwiſchied beiden iſt, wie überhaupt der Unterſchied des Politiſchen und Theologiſchen, nicht zu ſeiner Erkenntniß gekommen. Er behandelt die Geſchichte der Reformation nur als eine Geſchichte der Revolution in anderer Manier.« — Und daran, fügen wir hinzu, thut er nicht übel. Hatte die Reformation einen Zweck, dann mag es wohl der geweſen ſeyn, die religiöſe Freiheit wieder zu gewinnen. War dieß nicht ihr Zweck, oder hat ſie ihn nicht erreicht, dann begreife ich überhaupt nicht, was man mit ihr gewollt und gewirkt hat. Die franzöſiſche Revolution ſollte Frankreich die verlorne bürgerliche und politiſche, ja ſelbſt die religiöſe Freiheit wieder geben. Iſt dieſer Zweck nicht eben ſo erhaben und heilig, als es der Zweck der Reformation geweſen? Daß die Mittel mißbraucht worden, durch die man zum vorgeſteckten Ziele gelangen wollte, kann bei der Revolution nicht mehr als bei der Reformation in Anſchlag kommen; Beide haben ſich Verirrungen vorzuwerfen,

und Beide sind in Dem, was sie gewollt und gesollt, Gottes Werk, wie es alles Edle, Große, Wahre und Gerechte ist. Nur die Lüge, die Willkühr, die Intoleranz, die Gewaltthat und der Irrthum sind nicht von ihm, sondern Zugabe des Menschen. Von diesem Standpunkte aus, muß man die zwei großen Ereignisse, die Reformation und die Revolution, betrachten, wenn man ihre Geschichte schreiben oder nur verstehen will. Was die Theologen daraus zu machen gedenken, das ist ihre Sache. Von dem konfessionellen Standpunkte aus werden sie in der Reformation ein Werk Gottes, oder ein Werk des Teufels sehen, wie die Politiker, in der Revolution, je nachdem sie von diesem oder von jenem positiven Glauben sind. Man läßt sie Alle reden und hört sie Alle an, wenn man billig ist, und sie selbst aufrichtig sind, und nicht, wie Moses, durch den feurigen Dornbusch sprechen, da sie weder des Propheten Kraft noch Sendung haben, Hr. Menzel und wir übrigen Christenkinder des 19ten Jahrhunderts auch keine Juden des alten Testaments sind.

Wir haben das Härteſte nicht ausgezogen, was die Kritik gegen Hrn. Menzel enthält. Der Leſer, dem ſolche Behandlung Freude macht, mag das Muſter frommer Duldſamkeit, chriſtlicher Nächſtenliebe und humanen Verfahrens in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik vollſtändig leſen. Das Werk, von einem verzehrenden Feuereifer durchglüht, dem glücklicher Weiſe gegen Andersdenkende nur eine Feder zu Gebote ſtand, die nichts als Tinte auf's Papier verſpritzen kann, verdient ganz geleſen und bedacht zu werden; es gehört mit zu den verſchiedenen Zeichen der Zeit, die da von Vielen verkündet und herbeigerufen wird, und vor der uns Gott bewahren möge.

Die Schriftſteller, die ſich in Preußen mit dem Staate und der Kirche beſchäftigen — und unter ihnen ſind ehrenwerthe ausgezeichnete Männer — ſtreben ſo ziemlich nach einem Ziele und verfolgen denſelben Zweck, wenn ſie auch manchmal verſchiedene Wege und Mittel zu ihm wählen. Dieſe Uebereinſtimmung, die als preußiſch

obenswerth und vortrefflich seyn kann, ist eben darum nicht immer deutsch, noch weniger europäisch, oder gar kosmopolitisch, und wird ungerecht gegen Menschen und Dinge, die sich über den Marken des Landes finden. Die gelehrten, einflußreichen Preußen scheinen eine literarische Hegemonie im Auge zu haben, die, wenn sie errungen wird, vielleicht vortheilhaft auf das getheilte Deutschland zurückwirken kann. Doch darf man nicht vergessen, daß sie nur durch eine wahre und wirkliche Ueberlegenheit zu erlangen ist, zu der auch Gerechtigkeit gehört. Geist und Gemüth werden gewonnen und nicht unterworfen. Wer in diesem Reiche Eroberungen machen will, hat andere Waffen nöthig, als Gewalt oder gar nur den Schein derselben.

Wie die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik die Reformation behandeln, behandelt ein geistesverwandtes Blatt auch die Revolution. Die allg. meine Literaturzeitung, welche zu Halle erscheint, enthält eine Kritik der Geschichte der französischen Revolu-

tion von Mignet, die unter den Merkwürdigkeiten dieſer Art — denn faſt jede Rezenſion iſt in einem gewiſſen Sinne eine — immer noch merkwürdig bleibt. Dem Verfaſſer derſelben fehlt es keineswegs an Geiſt, Kenntniß und Gewandtheit; aber dieſe ſchönen Gaben benutzt er, wie das in fein gebildeten, hochkultivirten Zeiten und Zirkeln gar häufig zu geſchehen pflegt, um der Lüge das Geſicht der Wahrheit, und der Wahrheit das Geſicht der Lüge zu geben, je nachdem es eben der Vortheil will. Die franzöſiſche Revolution iſt Vielen ein Greuel, und ſie hören nicht gern davon reden, wie ſie entſtanden und wer ſie herbeigeführt. Sie geben zu verſtehen: man müſſe ſie als einen muthwilligen Sprung betrachten, den das Volk, im Uebermaaße des Wohlſeyns, gewagt habe, und dabei zu Fall gekommen ſey. Die Revolution fiel, nach ihnen, aus der fröhlichen, glücklichen Zeit, wie ein Blitz aus heiterem, blauem Himmel; oder ein unruhiger Kopf ſchlug ſie aus dem Volke, das nichts Arges dachte, wie Moſes Waſſer aus dem Felſen. «Was blieb eigentlich den Franzoſen,» ſagt

die Kritik in der belobten Literaturzeitung, «was blieb ihnen eigentlich vor dem Ausbruche der Revolution zu wünschen übrig? Sie hatten den Zweck des Krieges mit England, die Unabhängigkeit von Nordamerika, erreicht, und ihrem schon reichen Seehandel neue Märkte gewonnen. Sie waren mit Spanien, Italien und Deutschland in dem einträglichsten und begünstigtsten Verkehr; sie hatten die blühendsten Gewerbe, ein herrlich angebautes Land, ein geordnetes, kräftiges Recht, so gut wie gar keine geheime Polizei, der That nach die unbeschränkteste Preßfreiheit. Die Bildung war bei ihnen verbreiteter, als in irgend einem andern Lande, und hielt sich an unvergänglichen Meisterwerken. Das sittliche Gefühl, die Ehrliebe, durchdrang den Volksstamm bis zu den Bauern hinunter, und ließ sich selbst aus der Hauptstadt nicht verdrängen. Hier gab es allerdings viel vornehmes und geringes liederliches Gesindel; aber es war in Verachtung, und selbst Mirabeau ward in der Nationalversammlung als ein finsterer Geist geflohen, bis er durch blendende Eigenschaften fesselte. Der

Adel gab allerdings dem Bürger manchmal Anſtoß und Aergerniß; aber der gute Ton, der geſellſchaftliche Umgang hatte Gleichheit ſich zum Geſetze gemacht; der Dienſt- und Geldadel überbot den Erbadel, und das Läſtigſte war zuletzt nur der Uebermuth der Reichen, den man ſich überall gefallen laſſen muß. Die Vorrechte der Körperſchaften, die Grundherrlichkeiten hinderten manchen Fortgang in wirthſchaftlicher Hinſicht; aber ſie waren und wurden gemildert, auch wußte man ihnen auszuweichen. Die Bauern waren häufig in armſeligem Zuſtande; aber die gemeine Landarbeit kann wirthſchaftlich nicht beſſer, als mit gewöhnlichem Taglohn bezahlt werden, und ſie ſtanden ſich beſſer als die Gewerbsleute, deren Elend man bei den Lobpreiſungen des Kunſtfleißes und des goldnen Handels überſah. Die Unablösbarkeit der Zinſen und Zehnten war ein Nachtheil; aber man muß bei ihrer Ablösbarkeit ſehr auf ſeiner Hut ſeyn, ſonſt bekommt man ſtatt rüſtiger, tüchtiger Bauern eine ſchwache und flüchtige Taglöhnerbevölkerung auf dem Lande. Die Steuern trafen hauptſächlich die Bürger und

die Bauern, und wurden größtentheils zu Sachen verwendet, wovon die Bürger und die Bauern keinen Vortheil hatten; aber die Hauptlast der Steuern trifft immer die Bürger; eine gleiche Besteuerung ist ein Hirngespinnst, und am wenigsten der Steuerbeitrag eines Jeden nach dem Maaße zu bemessen, worin er von dem Staate und dessen Anstalten Nutzen hat. Uebrigens bezahlen die damaligen Steuerpflichtigen jetzt weit mehr; und die französischen Schriftsteller sprechen nicht mehr von der Verarmung, sondern von den unerschöpflichen Hülfsmitteln des Landes.»

Da sehen wir es! Jedermann hatte es in Frankreich gut; und doch war Niemand zufrieden. Welch böser Geist der Neuerungslust war in das überglückliche Volk gefahren? Es ist unbegreiflich, wie das ohne Zauberei geschehen konnte. Die Franzosen hatten die unbeschränkteste Preßfreiheit, wenn auch die Bücher verbrannt und konfiszirt und die Schriftsteller in die Bastille gesetzt oder des Landes verwiesen wurden. Es gab viel vornehmes und geringes

liederliches Geſindel, und Mätreſſen regierten das Reich und vergeudeten das Mark des Volks; aber die Ehrliebe und das ſittliche Gefühl durchdrang doch den Volksſtamm bis zu den Bauern hinunter, und drang gewaltig von Oben herab. Der Adel war allerdings im Beſitze aller einflußreichen und einträglichen Stellen, der Gunſt und Gnaden, der Auszeichnungen und Ehren; aber der gute Ton hatte Gleichheit ſich zum Geſetze gemacht, und die Bürgerlichen konnten von dieſer Gleichheit des guten Tons bequem leben und die Steuern bezahlen, von denen der Adel und die Geiſtlichkeit, welche die großen Güter beſaßen, frei waren. Die Bauern befanden ſich häufig in armſeligem Zuſtande; aber ihre Lage war noch erträglicher, als die der Gewerbsleute; und ſind Dieſe und Jene zu etwas Beſſerem geboren? Wie mag der Unglückliche Beſchwerde führen, dem man zeigen kann, daß es noch Unglücklichere gibt, als er? Haſt Du ein Bein gebrochen, mußt Du nicht von Glück ſagen, daß es nicht beide ſind? Und wären es auch beide, dann iſt es doch beſſer, als der Hals. Es gibt Unver-

ſchämte, die ſich beklagen, es fehle ihnen an Brod; lebt der Grönländer nicht froh und fröhlich von Wallfiſchthran? Wie mag man ſich über Noth und Elend beklagen, wenn ſich nachweiſen läßt, daß es in der Nähe oder Ferne noch größere Noth, noch größeres Elend gibt! Zinſen und Zehnten können ein Nachtheil ſeyn; aber ſie machen, wie die Kritik meint, rüſtige und tüchtige Bauern, und deren hat doch kein Staat zu viel, und folglich auch der Zinſen und des Zehnten nicht. Der Dienſt- und Geldadel überbot in Frankreich den Erbadel, und das Läſtigſte war zuletzt nur der Uebermuth der Reichen, den man ſich überall gefallen laſſen muß. Kann man aber dem läſtigen Uebermuth des Geldadels nicht entgehen, warum ſoll man den Erbadel nicht auch noch willig mit der Beſcheerung annehmen? Welch abgeſchmackte Folgerung! Was iſt der Geldadel, den man auf dieſe Weiſe dem Erbadel an die Seite ſetzt? Hat der Geldadel ein Vorrecht zum Nachtheile Anderer? Ich wüßte keines, als das zu bezahlen, wo er etwas gelten will. Sein Stammbaum iſt die gefüllte Kiſte,

und ſein Privilegium, ſie zu leeren. Jeder kann dieſen Adel erwerben, wenn er Talent, Fleiß, Geſchick und Sparſamkeit beſitzt. Keiner iſt von ihm ausgeſchloſſen, der ſich Vermögen ſammeln kann und will. Welche Aehnlichkeit hätte nun der Geldadel mit dem Erbadel? Keine, als den Namen. «Uebrigens,» bemerkt die Kritik, «bezahlen die damaligen Steuerpflichtigen jetzt weit mehr, und die franzöſiſchen Schriftſteller ſprechen nicht mehr von der Verarmung, ſondern von den unerſchöpflichen Hülfsmitteln des Landes.» So iſt es allerdings; und dieſe Veränderung wird der Verfaſſer der Kritik doch wohl kein Unglück nennen. Welchen Umſtänden iſt aber die glückliche Veränderung zuzuſchreiben? Ich ſollte doch meinen, den wohlthätigen Reformen und Geſetzen, die Frankreich der Revolution verdankt; der gröſſeren Zerſtückelung des Landes, die es dem Taglöhner möglich machte, Grundeigenthum zu erwerben; der Ablösbarkeit der Zinſen, der Aufhebung des Zehnten, der Befreiung der Gewerbe und des Handels von den tauſend Beſchränkungen, die ſie feſſelten und lähmten? Es wäre

ziemlich gleichgültig, wie gewisse Leute die französische Revolution beurtheilen, deren Ursachen und Resultate sie entstellen, vergiftete eine solche verderbliche Ansicht die Lehren nicht, die dieses furchtbare Ereigniß gibt. Jede Revolution ist an sich ein Unglück, und der Wohldenkende und Redliche wird untersuchen, was solches Unglück herbeiführt, um zu lernen, wie ihm vorgebeugt werden kann. Die aber, welche die Lehren verfälschen, die uns die Geschichte zur Aufmunterung oder Warnung gibt, reizen die Thorheit und das Verbrechen, das Elend des menschlichen Geschlechts zu verewigen, und tragen dazu bei, die Revolution unvermeidlich zu machen, die sie zu verdammen und zu beklagen sich das Ansehen geben.

Männer, denen man zutrauen darf, daß sie Frankreich, bei dem Ausbruche der Revolution, kannten, und diese zu beurtheilen wußten, sprachen sich darüber ganz anders aus, als die Kritik, die man wenigstens leichtfertig nennen kann, wenn man sich des mildesten Ausdrucks bedienen

will. Der Marquis de Bouille, deſſen Zeugniß man nicht als das eines Jakobiners verdächtig machen wird, ſagt: «Alle Säfte des politiſchen Körpers waren in Gährung, die Gerichtsſtellen ehrgeizig, die Geiſtlichkeit eiferſüchtig auf ihre Vorrechte, der Adel zum Aufſtande geneigt, und, worin das größte Unglück lag, in dem Heere, und beſonders unter den Anführern, herrſchte keine Subordination; Frechheit und Inſolenz waren der allgemeine Geiſt der Bürgerſchaft; und während die untere Klaſſe der Geſellſchaft dem furchtbarſten Elende Preis gegeben war, überließen ſich die Reichen der zügelloſeſten Verſchwendung. Die Regierung war ohne Kraft, der Hof verachtet, und die Großen lebten in einem Zuſtande der Herabwürdigung; die höhern Stände achteten weder Religion noch Moral; in der ganzen Nation herrſchten Unruhe und Mißvergnügen; der königliche Schatz war erſchöpft, der öffentliche Kredit vernichtet und alle gewöhnlichen Hülfsmittel fanden ſich unzureichend. Die Reichsſtände, die ſogleich in den erſten Tagen eine populäre Verſammlung geworden waren,

entſchieden den Augenblick der Kriſe, führten ſie aber keineswegs herbei.»

Mounier, deſſen Einſicht und Redlichkeit nicht angefochten wird, ſagt: «Nie gab man ſich mehr Mühe, die Ueberzeugung zu begründen, daß es zur Aufrechthaltung der guten Ordnung in Frankreich nöthig ſey, hunderttauſend privilegirte Menſchen zu haben, die, wirklich oder angeblich, von den alten Beſitzern der Lehen oder von den alten Kriegern entſproſſen, die Nachkommenſchaft des friedlichen, unterdrückten oder unterworfenen Volks verachteten. Als wenn der König nur zum Adel gehörte, ſtellte man ihm blos Leute vor, die ihre Ahnen bis zum J. 1400 hinaufführen konnten. Den Soldaten hatte man die Offizierſtellen entzogen, die früher zur Belohnung des Eifers und guten Betragens beſtimmt geweſen waren. Man hatte erklärt, es gehörten vier Ahnen dazu, um Lieutenant zu werden. Die Parlamente legten Denen, die ſie unter ihre Glieder zählten, dieſelbe Bedingung auf. Es wurden, durch neue Geſetze, verſchiedene

Strafen für dieſelben Vergehen eingeführt, wenn ſie von Adeligen, oder von Bürgerlichen waren begangen worden. Jenen waren faſt alle geiſtlichen Würden und Pfründen vorbehalten. Man vervielfältigte für ſie Inſtitutionen, die in den Jahrhunderten der Unwiſſenheit erfunden und dem Geiſte des Chriſtenthums entgegen waren, einzig um ihren Kindern einen großen Theil der Einkünfte der Kirche und der Armen zuzuweiſen.»

Man müßte in der That ſehr unwiſſend, oder ſehr boshaft ſeyn, wenn man die Revolution dem Volke zum Vorwurfe machen wollte. Aus dem Hofe, dem Parlamente von Paris, dem Adel und der Geiſtlichkeit ſind Die hervorgegangen, denen ſie zuzuſchreiben iſt; ſie haben den unglücklichen Ludwig XVI. gezwungen, ſeine Gewalt in die Hände der National-Verſammlung niederzulegen. Mehr als ein Jahrhundert hat an der Mine gearbeitet, und Andere, als Leute aus dem Volke, haben ſie geladen und entzündet. Der Herzog von Orleans, Larochefaucould, Noailles, Montmorency, La-

fayette, Beauveau, Aiguillon, Estaing, Crillon, Clermont-Tonnere, Lameth, Mirabeau, Lally-Tollendal, Lusignan, Talleyrand-Perigord, Sieyes und Andere gehörten doch nicht dem Volke oder gar dem Pöbel an.

Herr Martin.

Ich kam auf einer Fußreiſe, die ich in dem Spätjahre, wie ich zu thun pflege, zu meinem Vergnügen machte, in die Nähe eines Landſtädtchens, in dem ich den Mittag zu bleiben gedachte. Auf allen Straßen und Wegen ſtrömten Menſchen, von allen Seiten, in allen Richtungen, dahin. Weiber, Kinder, Männer, Burſche und Mädchen drängten ſich, und zogen in fröhlicher Redſeligkeit nach demſelben Orte, der auch das Ziel meiner heutigen Wanderung war. Da gibt es, dachte ich bei mir, ohne Zweifel ein Feſt, einen Jahrmarkt vielleicht, eine Kirchweihe oder ſonſt eine Feierlichkeit, die dem Lande wichtig iſt. Kleidung, Eile, Geſprächigkeit und heitere Laune deuteten auf etwas Außerordentliches. «Was gibt es hier?» fragte ich einen ältlichen Mann, der Mühe hatte, mit dem übrigen rüſtigen Volke gleichen Schritt zu halten, und an dem ich eben vorbei

ging. «Iſt irgend ein Aufzug, eine Andacht, ein Wunder zu ſehen, ein merkwürdiges Thier zu ſchauen, oder eine hohe Herrſchaft zu bewundern?» «Wenn es nur Das wäre,» erwiederte der Befragte; «es werden Zwei gehängt, Herr! Das erlebt man nicht alle Tage.» «So! So!» brummte ich, «Zwei gehenkt! Jetzt begreife ich.» Die Menge ſchob mich eben durch das Thor, oder die Oeffnung, die ein Thor heißt. In den Straßen wimmelte es; die Gaſt- und Wirthshäuſer waren zum Erdrücken und Erſticken voll. Durch alle Thüren ging es aus und ein. An den Fenſtern ragten die Köpfe über einander; es ſummte, lärmte, ſchrie und rief von allen Seiten in den verſchiedenſten Tönen und Dialekten. Reges Leben, ſo weit das Auge reichte; es wurde gekauft, gehandelt, gezecht. Die Krämer und Wirthe beſonders hatten vollauf zu thun. Endlich erſcholl die Nachricht: jetzt gehe es los. Da wurden auf einmal alle ſtehenden Maſſen flüſſig. Die Häuſer leerten ſich. Wie ein ſchwellender, wogender Strom zog es in einer Richtung fort. Es drängte und ſchob ſich wie ein Eisgang, und in

dem wilden, verworrenen Getöſe war kein Wort zu unterſcheiden. Alles hatte die lebendige, laute Bewegung eines Volksfeſtes, die auch nach dem intereſſanten und anziehenden Akte der Hinrichtung fortwährte.

Das ſeltene Schauſpiel führte mich auf manche Betrachtungen, die mir für das Wohl der Völker, das Beſte der Regierungen und das Heil der geſammten Menſchheit, den glänzenden Leitſtern der Beſtrebungen unſerer Denker, Weiſen, Gelehrten, Künſtler, Staatsleute und Schriftſteller jeder Art, nicht unwichtig ſcheinen. Wie! ſagte ich bei mir, mich dem ernſten Zuge meines Sinnens hingebend, wie! ließe ſich den Menſchen, in ihrem eigenen Intereſſe, ein ſolches Schauſpiel nicht öfter geben? Das Volk hat jetzt ſo wenig Spaß, daß man ihm dieſen, der ſo wenig koſtet, — einigen Leuten nur das Leben, — wohl gönnen dürfte. Nichts ſcheint ihm ſo viel Unterhaltung zu gewähren, wie eine Hinrichtung, und hinrichten muß man ja doch, ſo lange es Diebe, Räuber, Mörder und Spitzbuben überhaupt gibt, die unter uns, den ſtrengſten Berechnungen aller

Wahrscheinlichkeit zufolge, nie aussterben. Die Henkfreiheit könnte selbst die gefährliche Denk- und Preßfreiheit ersetzen, und entbehrlich machen. In den Zeitungen zieht Nichts mehr an, als Beschreibungen von Unfällen, Brand, Hagel, Ueberschwemmungen, Schlachten und Mordthaten. Was dem Leser im todten Buchstaben so viel Unterhaltung gewährt, muß den sinnigen Beschauer in der Wirklichkeit noch mehr anziehen und erfreuen. Das Volk hat Tage, Wochen und Monate von einer Hinrichtung zu reden, und die Zeitungen vermißt es nicht, die ihm sonst doch nur matt und langweilig erzählen, was es jetzt erlebt. Es wird an direkte und indirekte Steuern, an Stände, Land- und andere Tage, und dergleichen Dinge, um die es sich, seiner eigenen und der öffentlichen Ruhe wegen, nicht kümmern sollte, weniger denken, da es Dinge hat, die ihm näher liegen. Es ist doch in der That zu verwundern, fuhr ich lebhafter in mir selbst zu reden fort, daß bessere Köpfe, als ich, nicht früher auf diese gemeinnützige und fruchtbringende Idee gekommen sind. Aber so geht es; das Nächste wird übersehen,

das Einfachſte nicht beachtet. Der ſcharfe Blick der Wiſſenſchaft und des Genies verliert ſich in die Weite und Tiefe, und will oft mit dem Fernrohre erſpähen, über was er mit den Füßen ſchreitet. Jetzt, da ich das Ei auf die Spitze geſtellt, werden ſie freilich Alle ſagen: das ſey keine Hexerei, und ſie verſtänden es ſo gut, wo nicht beſſer, als ich; aber es iſt gar Vieles nicht gehört, was dieſe Leute, welche die Naſe ſo hoch tragen, doch nicht verſtehen. Man könnte vielleicht einwenden, es möge an Delinquenten in gehöriger Anzahl fehlen, und der Stoff zum Henken, Köpfen, Rädern, Brandmarken und andern erbaulichen und philantropiſchen Akten einmal ausgehen. Dieſe Bedenklichkeit ſcheint mir aber grundlos, weil es, wie geſagt, nie an Spitzbuben fehlt, beſonders, wenn man von der alten Obſervanz abweichen wollte, nur die kleinen Diebe zu henken. Uebrigens läßt ſich ja die peinliche Rechtspflege nach dem Bedürfniſſe des Landes einrichten, und die Gerichtshöfe hätten dafür zu ſorgen, daß die Produktion mit der Conſumtion in angemeſſenem Verhältniſſe ſtände. Das iſt

den Juriſten etwas Leichtes, wenn ihnen die Fiskalität nur gefällig in die Hände arbeiten will. Unſere Kriminaliſten werden Rath wiſſen und auch ſchaffen. Thut England, das ſich der höchſten Vollkommenheit gewiß nicht rühmen darf, doch ſchon etwas in dieſem Punkte, in dem es gerade der Kontinent am ſchnellſten und leichteſten übertreffen kann!

Bedenke ich den gegenwärtigen Nothſtand des Volkes, dachte ich weiter, die Lähmung der Gewerbe, die Stockung des Handels, den Mangel an Abſatz, über welchen alle produktiven Klaſſen der Geſellſchaft klagen, dann muß ich faſt darüber erſtaunen, daß man nicht auf das einfache Mittel gefallen iſt, der Noth zu ſteuern und den Klagen abzuhelfen. Man begnadige oder ſtatte jeden bedeutenden Ort nur mit dem Vorrechte aus, von Zeit zu Zeit einige geeignete Perſonen in ſeinem Weichbilde köpfen, henken oder erſchießen zu laſſen, und ein ſolcher Feſt- und Jubeltag wird, als eine tüchtige Gegenmauth, die Menſchen in Bewegung und das Geld in Umlauf ſetzen. Solche Privilegien ertheile man, wie

früher das Marktrecht, und ſie werden, wie dieſes, ſegensvoll auf den Abſatz wirken. Bewilligt man ſie vorzüglich den Grenzorten, dann ziehen ſie fremdes Geld in das Land, das die ſchauluſtigen Nachbarn herüberbringen. Man weiß, wie wichtig es für den Wohlſtand der Staaten iſt, das edle Metall in dem eigenen Schooße zu bewahren, und den Ausgang deſſelben zu verhindern, und wie glücklich eine kluge Staatswirthſchaft immer in dem Verſuche geweſen iſt, den flüchtigſten aller Geiſter mit plumper Fauſt zu greifen und feſtzuhalten. Bei einer ſcharfſinnigen Berechnung der Ein- und Ausfuhr, glaubt der Staat die Wage ſicher in ſeiner Hand zu haben, um ſich ſelbſt den günſtigen Ausſchlag zuzuwiegen. Hat ſie aber Jeder, was bleibt dann dem andern übrig? Das Kunſtſtück, durch Gewaltmaßregeln das Geld im Lande zu behalten, iſt faſt ſo groß, wie das, den Sonnenſchein in einem Sacke aufzubewahren.

Man wird, hoffe ich, das vorgeſchlagene Mittel, der Verarmung vorzubeugen, würdigen. Man thut es ja ſchon dadurch, daß man die Er-

men, wie es ſich ſchon von ſelbſt verſteht, vor Andern henkt. Hat es Jemand überſtanden, dann iſt er außer aller Noth, und leidet weder an Froſt, noch an Hunger oder Durſt. Das Volk mehrt ſich auf eine furchtbare Weiſe, und wenn der Uebervölkerung nicht zweckmäßig begegnet wird, dann ſtehe ich Europa für nichts mehr, am wenigſten für Ruhe und Frieden. Der Pöbel wächſt täglich an, braucht Platz und will eſſen; die Tafel aber iſt beſetzt, und kein Stuhl an ihr mehr frei. Die vornehmen Leute, die von Haus aus etwas ſind und haben, kommen durch die Neugebornen, welche die Erbſchaft vertheilt finden, in's Gedränge. John Bull macht ſich immer breiter und dicker, und inkommodirt endlich die Lords, die es ſich gern bequem machen. Das kann unmöglich gehen. Dürfte es ihm nicht einmal einfallen, von den edelen Herrn zu verlangen, ſie ſollten ihre herrlichen Parks, die Meilen im Umfange haben, auf denen ſich das Wild erluſtigt, in Kraut und Kartoffelfelder verwandeln, damit ſie etwas bringen, was ihm den Hunger ſtillt? Welch einfacheres Mit-

tel, die furchtbare Uebervölkerung zu verhüten, als Strang und Schwert, die wieder gut machen können, was die Pokenimpfung und der Friede verderben? Nur die Todten kommen nicht mehr wieder.

Ein gelehrter und menschenfreundlicher Regierungsrath, der wohl wußte, wo die Welt der Schuh drückt, hat die Infibulirung der Parias vorgeschlagen. Ein trefflicher Einfall, diese Bevölkerungsmauth, die den Weg in das Leben versiegelt und plombirt, daß Keiner, dessen Daseyn eine verbotene Waare ist, eingeschwärzt werden kann! Der geniale Vorschlag hat noch den Vortheil, daß er die in Europa etwas dünne Beamtenwelt durch die Einführung von Infibulirungs-Direktoren, Inspektoren, Räthen, Beisitzern, Kontroleurs, Beschließern und Gehülfen verdichtet. Von dem Beamtenwesen läßt sich allerdings viel erwarten. Wenn nur dieser stämmige, weitästige Baum die magere Staude des Volks, die in seinem Schatten ruht, nicht endlich erstickt!

Aber mein Vorschlag, meine ich, mit Erlaubniß des gelehrten und menschenfreundlichen Re-

gierungsraths, trifft doch den Nagel beſſer auf den Kopf. Bei der ſonſt höchſt zweckmäßigen Inſibulirung weiß man doch nicht, wem man den Paß in's Leben verſagt und die Thüre in's Daſeyn verſchließt. Bei der Hinrichtung dagegen hat man ſeine Leute vor ſich, und kann beſtimmt ſagen, wen man deportirt, und an die Küſten jenſeits ausſetzt. Auch iſt der ſchöne Entwurf des Herrn Regierungsraths für Handel, Gewerbe und Induſtrie ohne allen Vortheil, und bietet nicht einmal dem Volke ein ergötzliches Schauſpiel dar. Da iſt mein Plan tiefer, umfaſſender, folgereicher, zeitgemäßer. Will man ſeine Ausführung noch mit politiſchen Anſichten und Zwecken in Verbindung ſetzen, dann ſind ſeine wohlthätigen Reſultate kaum zu berechnen. Werden die Opfer in den Reihen der Feinde der guten Sache, des öffentlichen Wohls, des allgemeinen Beſten gegriffen, wie das zu erwarten iſt, dann wird jede Hinrichtung ſogar ein Sieg des Vaterlandes. Die Torys räumen unter den Whigs auf, die Serviles unter den Liberalen, die Abſolutiſten unter

den Konſtitutionellen, oder umgekehrt, und bei jedem Akte der Gerechtigkeit, der zugleich ein Akt der Politik iſt, gewinnt die Einheit, Sicherheit und Feſtigkeit des Staates. So können Nationen von Grund aus reformirt werden, wie das in Frankreich geſchehen, und in Spanien, Portugal und Irland, ſo wie in andern Staaten noch geſchieht, und der wahre, heilſame Radikalism, der den Baum der Sünde und des Verderbens an den Wurzeln fällt, iſt der Tod. Sylla, Ludwig XI., Richelieu und der Konvent haben ſich gut darauf verſtanden, und ſind auch gut dabei gefahren. Wo Zwieſpalt iſt, ſöhnt ihn der Tod des Gegners aus. Einheit verbürgt Einigkeit, und der Krieg erwirkt den Frieden. Hätte die europäiſche etwas zu weiche Politik dem Großherrn nicht voreilig nach dem Arm gegriffen, der die Schneide des Säbels über den Griechen ſchwang, die Ruhe wäre auf dieſem Wege in der entvölkerten Hellas wahrſcheinlich ſchon lange wieder hergeſtellt.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, die Uebervölkerung bringt große Gefahr. Man

muß ihr zu rechter Zeit begegnen, wo die Wahl der Mittel unserer Einsicht und Willkühr überlassen ist. Die freiwillige Auswanderung wird ungern gesehen, weil die Regierungen sie als eine Art Vorwurf betrachten, der gegen sie gerichtet ist. Die gezwungene Auswanderung in die andere, wenn auch nicht die neue Welt, läßt den Verweisenden, wie auch den Verwiesenen tadelfrei.. Von diesem kann man nicht sagen: er habe kein Herz für das Vaterland, in dem er freilich weder einen Vater findet, noch Land besitzt. Kann er sich in seiner Heimath, nach der beliebten Vorschrift, auch nicht redlich nähren, dann kann er doch, auf irgend eine Weise, in ihr als ein Spitzbube sterben.

Besonders wird der Freund der Civilisation und Kultur meinem Vorschlag, wie ich mir schmeichle, seinen ganzen Beifall schenken. Er, der sich so herzlich freuet, daß die Civilisation, wenn sie auch faule Zähne macht, doch Zahnstocher, Zahnpulver und Zahnbürsten erfunden hat, wird mir es Dank wissen, daß ich der Kultur so aufrichtig und innig gehuldigt habe. Der Bar-

harism ſchlägt, im wilden Zorne, mit plumper Fauſt, und mordet, ſtatt zu tödten. Die Civiliſation und Kultur führen artig und höflich, mit Förmlichkeiten und Umſtänden auf das Schaffot. Es liegt etwas Tröſtliches und Beruhigendes in dem Gedanken, daß ſie auch den verſtockteſten Sünder aus dem Leben demonſtriren und bekomplimentiren. Selbſt die freudige Verſicherung, daß jenſeits Alles beſſer ſey, man weder von Noth noch Leiden wiſſe, wird huldreich mitgegeben. Man weiſet großmüthig Güter an, auf deren Beſitz man gern verzichtet, ſo lange es möglich iſt. Dort wird uns die Aufklärung, die uns ſonſt köſtliche Werke nicht geben können. Wir erfahren nämlich beſtimmt und ſicher, wie es mit dem Wiederkommen nach dem Tode ſteht.

Ich verließ das Städtchen gegen Abend, um meine Wanderung am Ufer des herrlichen Rheines fortzuſetzen. Ein alter Bekannter aus der Gegend, mit dem ich Mittags bei Tiſche zufällig zuſammen getroffen war, machte mir das Vergnügen, mich zu begleiten. Wir wollten die nächſte Nacht zuſammen bleiben, und den Becher ſüßer Erinne-

rungen aus einer schönen Vergangenheit uns gegenseitig zutrinken und bis auf den Boden leeren. Das schöne Land mit seinen Reben-Hügeln und Obstgärten, die heitere Flecken und Dörfer umgeben, mit seinen Landhäusern und fröhlichen Menschen, lag im Schmucke seines Festgewandes von grünem Laubwerke und goldnen Früchten, die im Sonnenlichte glänzten. Der blaue Himmelsbogen umwölbte das Paradies, durch das der deutsche Strom groß und ruhig zog, und an dessen Eingang die waldigen Höhen des Taunus, wie gerüstete Riesen, Wache zu halten schienen. Mir war unendlich wohl in dem Gefühle von Lust und Freiheit, das meine Brust erweiterte und erhob.

Wir schritten langsam und behaglich am Ufer hin, in ein trauliches Gespräch verloren. Gruppen fröhlicher Menschen gingen uns voraus, oder kamen nach, sich stiller oder lauter unterhaltend, nachdem sie Zeugen scheuten, oder nicht. Ganz in unserer Nähe, kaum acht bis zehn Schritte vor uns, hatte sich zwischen zwei Männern eine lebhafte Unterhaltung angesponnen. Der Eine

ſchien ein guter Fünfziger zu ſeyn, war ſtark und ſchön gebaut, und noch rüſtig für ſein Alter. Er trug eine einfache, aber ſehr anſtändige Kleidung, die, wie ſeine Haltung und Sprache, eine höhere Bildung ankündigte. An ſeiner Seite ging ein ſchlichter Bürger, mit dem er ſich eben, wie wir hörten, über die Steuern unterhielt. Mir fiel auf, daß Alle, die vorüberkamen, den Mann bekannt und höflich grüßten. «Gute Zeit, Herr Martin! Guten Abend Herr Martin! hieß es rechts und links, und die Weiber grüßten ſo freundlich, wie die Männer, die Knaben, wie die Mädchen, und «ſchönen Dank! oder guten Abend!» ward ſtets erwiedert. Manche fragten wohl auch, ob und wann ſie ihm gelegen kämen, weil ſie ſeinen Rath oder Beiſtand nöthig hätten. Jedem ward ein freundlicher Beſcheid ertheilt.

«Sie müſſen,» ſprach der Mann zu ſeinem Begleiter, da ſie wieder allein waren, «auf die Veredelung Ihres Weines denken, um den Werth deſſelben zu erhöhen und den Abſatz zu erleichtern. Die Steuern ſind freilich ſtark; doch beſteuern

Sie ſelbſt, durch vernachläſſigten Bau, ſich ungleich höher, als der Staat es thut. Sie müſſen durch Wort und Beiſpiel auf Ihre Gemeinde wirken, und das Erzeugniß des Bodens auf den höchſten Ertrag zu bringen ſuchen. Ich verſichere Sie, es geht; ich weiß es aus Erfahrung. Es gehört nur Beharrlichkeit und Geduld dazu. Der Wagen muß aus dem alten Geleiſe gehoben werden, um ſich ein neues einzufahren. So iſt der Menſch, und beſonders das Volk, Sklave des Herkommens, blinder Anbeter der Gewohnheit. Von dem Obſte, das faſt wild wächſt, brechen ſie vorſichtig das reife aus, nehmen von demſelben Baume erſt die zeitigen Kirſchen, Aepfel und Birnen, und laſſen die andern nachreifen; bei den Trauben aber, dem edelen Gewächſe, deſſen Pflege ſo koſtſpielig und ſo mühevoll iſt, von deſſen Gedeihen der Wohlſtand der ganzen Bevölkerung abhängt, rafft man Gut und Schlecht, Reif und Unreif zuſammen, und wirft es durcheinander. Keine Frucht zeitigt indeſſen ungleicher als die Traube; darüber geſtattet der Augenſchein keinen Zweifel. Die Verſchiedenheit

des Bodens, der Art der Trauben, der Behandlung des Weinstocks, des Baues und Alters desselben macht einen bedeutenden Unterschied in der Zeit der Reife. Ja, an einem und demselben Stocke zeitigen die Trauben um so früher, je näher sie dem Boden sind. Dieser fünffachen Ursache ungeachtet, die eine ungleiche Zeitigung zur Folge haben muß, hat man bisher die ganze Crescenz auf einmal weggerafft und eingethan. Wurde nun bei der ersten Zeitigung geherbstet, dann kamen die unreifen Trauben zu den reifen; wartete man dagegen die letzte Zeitigung ab, was äußerst selten geschah, dann ging ein grosser Theil der ersten verloren, der unterdessen abgefallen, oder vertrocknet war. Endlich ist man auf den ganz einfachen und natürlichen Gedanken gekommen, die Trauben auszubrechen, so wie sie zeitig sind, und zwei- auch dreimal, wenn es nöthig seyn sollte, zu zwei oder drei verschiedenen Epochen zu herbsten. Diese Maßregel wird einen bedeutenden Einfluß auf die Qualität und demnach auf den Absatz der Weine haben. Nur der sehr gute, der einen hohen

Preis hat, erträgt die Zölle und Abgaben, die mit der Ausfuhr verbunden sind; es ist also das höchste Interesse der Weinbauern, ihr Produkt so gut als möglich zu liefern. Das aber kann durch das Ausbrechen nur allein geschehen; denn der beste Bau, die sorgfältigste Pflege, das reichste Düngen und die günstigste Witterung vereinigen sich das ganze Jahr vergebens, wenn am Ende die Sorglosigkeit oder der Unverstand, durch das Zusammenwerfen der reifen mit der unreifen Frucht, den Erfolg des Fleißes, des Aufwandes, und der wohlthätigen Wirksamkeit der Natur fast in einem Augenblick, in wie weit es möglich ist, zerstört; das aber wird immer der Fall bei dem zu frühen Herbsten seyn, da das zu späte Herbsten dagegen die Quantität des Ertrags vermindert. Das Ablesen in einer und derselben Zeit, wenn es auch in einem und demselben Weinberge ist, muß einen der angeführten beiden Nachtheile zur Folge haben, da auch selbst in einem und demselben Weinberge die Trauben nicht alle in einer und derselben Zeit reifen.»

«Ja, ja,» erwiederte der Bürger, «das ist Alles schön und gut; aber Sie wissen nicht, Herr Martin, auf welche Schwierigkeiten ich in meiner Gemeinde stoße, wenn ich irgend eine Maßregel einzuführen gedenke, die mit dem Vorhandenen im Widerspruche steht.» — Hier ward der Sprecher unterbrochen, da ein junger Mann hinzutrat und Hrn. Martin ehrerbietig grüßte. Dieser dankte verbindlich und fuhr gegen den Bürger fort: «Diesen Gegenstand, Herr Schultheis, wollen wir zu gelegener Zeit umständlich besprechen; er ist für Ihre Gemeinde zu wichtig, als daß wir nicht Alles anwenden sollten, um die Hindernisse, die Sie finden, aus dem Wege zu räumen. Wie geht es Ihnen, Herr Amtspraktikant?» fragte er den eben Angekommenen. — Herr Martin, war die Antwort, ich falle Ihnen mit meinen Klagen vielleicht lästig; aber Sie sind der einzige Mann, bei dem ich Rath und Trost zu finden hoffen darf.

«Sie sollen bei mir finden,» erwiederte Herr Martin, «was ich geben kann.»

Der Amtmann, sprach der Klagende, macht

es mit jedem Tage toller. Da ich es einmal mit ihm verdorben habe, ſo denkt er mich zu verderben, und ich ſehe meinem gewiſſen Untergange entgegen. Für mich gibt es keine Ausſicht in die Zukunft, und die Beſtimmung meines Lebens iſt verfehlt.

«Wie, junger Mann!» fiel Herr Martin ein, «gibt Ihnen die Jugendkraft ſo wenig Jugendmuth? Verzweifeln Sie am Leben, weil der Tag Ihre Hoffnung nicht erfüllt? Was der Menſch nicht thut, gar oft nicht thun kann, das thut die Zeit. Laſſen Sie, mein junger Freund, die Zeit gewähren, die Alles umſchafft und verwandelt; aber in der wechſelnden Zeit bleiben Sie ſich ſelbſt getreu. Dem Manne ziemt weder Kleinmuth noch Uebermuth, da der nächſte Augenblick entfernen kann, was uns betrübt, oder freut.» — Der junge Mann hörte die Ermahnung ſtillſchweigend an, und blickte traurig vor ſich hin. Herr Martin ſah es, ging in einen etwas muntern Ton über, und ſagte: «Wir wollen, junger Freund, dieſe Verlegenheit allein beſprechen, weil ſie doch keine Zeugen braucht,

und vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn. Aber glauben Sie mir, es ist nichts possirlicher, als die Verzweifelung über die Dunkelheit der Nacht, die Hitze des Sommers, oder die Kälte des Winters, weil man nur etwas Geduld haben darf, um die Nacht von dem Tage, den Sommer vom Herbste und den Winter vom Frühling abgelöst zu sehen.» Er schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fast scherzend fort: «Ein blindes Huhn, sagt ein deutsches Sprichwort, findet zu Zeiten auch eine Erbse, und kein Schütze ist so schlecht, daß er nicht einmal — wenn auch zufällig — das Ziel träfe. Der dümmste Mensch kann einen klugen Einfall haben, und Kinder und Narren gelten sogar dafür, daß sie die Wahrheit sagen; allerdings eine schöne Empfehlung für Die, welche weder Kinder noch Narren sind!»

In den Jahren 1792 und 93 sah ich, zu Mannheim in Achenbach's Kaffeehaus, öfters ein kleines, hageres und ausgetrocknetes Männchen, das früher Registrator oder so etwas gewesen war. In der dürren, leichtbeweglichen Hand schwenkte es ein stattliches, spanisches Rohr,

mit großem vergoldetem Knopfe, das faſt höher, als ſein Beſitzer war, und das freundliche, nickende Köpfchen, mit dem magern, ſchmunzelnden Geſichte bedeckte ein niedliches, reichlich gepudertes Stutzperückchen. Die luſtige Geſellſchaft machte ſich mit dieſem guten Menſchen viel zu ſchaffen und zu lachen. In ſeiner Gegenwart wurden die Zeitungen vorgeleſen, wenn ſie Siegesberichte der franzöſiſchen Republik enthielten, und die raſchen Fortſchritte der Waffen und Grundſätze der Revolution erzählten. Das Männchen lächelte ruhig zu allen dieſen Neuigkeiten, und behauptete, der ganze gewaltige Lärm und das fürchterliche Spektakel werde und müſſe mit der Wiederherſtellung des status quo enden. Der status quo war immer ſein letztes Wort und der feſte Anker, an dem das Schiff ſeines Glaubens in den Stürmen der Zeit ſicher ruhte; auch hieß der Unerſchütterliche darum in der Geſellſchaft der status quo.

Gegen das Jahr 1811 kam ich wieder nach Mannheim, und beſuchte Achenbach's Kaffeehaus aus alter Neigung und Gewohnheit, be-

ſonders aber in der Erwartung, den status quo daſelbſt zu finden. Es hatte ſich, ſeitdem ich das letztemal dort geweſen, mächtig viel in der Welt verändert. Das franzöſiſche Kaiſerreich ſtand auf dem höchſten Punkte ſeiner Macht, ſeines Ruhmes und ſeines Glanzes. Napoleon beherrſchte die Welt, wenn je die Welt von einem Menſchen beherrſcht ward. Napoleon und Napoleoniden ſaßen auf den Thronen Frankreichs, Spaniens, Neapels, Italiens, Hollands, Weſtphalens und Bergs. Mittelbar hatte der gewaltige Kaiſer die Schweiz und Deutſchland in ſeiner Hand. Wer ſpäter ſeiner Weisheit Ehre machen wollte, und verſicherte, er habe den Fall Napoleons und ſeines Kaiſerreichs vorausgeſagt, blieb diesmal nicht bei der Wahrheit, oder war früher nicht bei Verſtand. In dem Kaffeehauſe fragte ich nach dem status quo, den ich nicht ſah, weil es, wie ich hörte, nicht ſeine Stunde war. Regelmäßig und pünktlich, wie in Allem, war er es auch im Beſuche des Kaffeehauſes, und ſeine ganze Lebensweiſe ging richtig, einen Tag wie den andern, gleich der beſten Uhr. «Was macht

der status quo?» fragte ich einen Bekannten. — «Vollkommen in statu quo.» — «Wie! Sein alter Glaube?» — «Steht feſter, als unſere Sternwarte. Der Narr iſt durchaus nicht zu bekehren, und mag, in ſeiner Art, jetzt wohl das einzige Exemplar in Europa ſeyn. Die Juden rechnen nicht ſicherer auf die Ankunft des Meſſias, als er auf die des status quo.»

Im Jahr 1815 kam ich über Worms und Oppenheim nach Speier. Da, im Vorüberfahren, meine Augen auf dem freundlichen Mannheim ruheten, und dann das liebe Heidelberg in der Ferne ſuchten, fiel mir der status quo in Achenbach's Kaffeehaus wieder ein. Wer war nun der Narr? ſagte ich im Stillen zu mir. Er war es doch, fuhr ich dann nach einiger Ueberlegung fort. Ein blindes Huhn findet auch zu Zeiten eine Erbſe. Aber der Narr hat Recht gehabt, und die Dinge, wie ſie gekommen ſind, beſſer, wenn auch nicht geſehen, doch gerathen, beſſer als alle großen Geiſter, Staatsmänner, Feldherrn und Gelehrte. Da iſt nun der ſo oft verhöhnte status quo, ſogar auf dem linken Rhein-

ufer, jenſeits, und in Frankreich, Spanien, Neapel, Italien, Holland und gewiß in dem Kurfürſtenthum Heſſen. Zwanzig Jahre hielt das treue Herz feſt und redlich an dem status quo, wie ſelten ein Liebhaber an ſeiner Geliebten, und weil der Menſch zwanzig Jahre beharrlich ein Narr geblieben iſt, behielt er am Ende Recht. Das iſt doch wirklich arg, und daß Kinder und Narren die Wahrheit ſagen.

Die heilige Hildegarde und der ehrenwerthe Bartholomäus von Holzhauſen, und ſo viele andere gefeierte Namen haben ſich Prophetenruhm erworben, und doch gewiß Nichts ſo beſtimmt vorausgeſagt, wie der Mannheimer status quo den europäiſchen; und der redliche Mannheimer hat als ein verlachter Thor gelebt, und iſt wahrſcheinlich als ein verlachter Thor noch vor der General-Reſtauration geſtorben. Ja, der bekannte Adam Müller und gleichzeitige Collegen, hundert Kriegs-, Friedens-, Revolutions- und Wetterpropheten ſind vielleicht größere Narren geweſen, als der ausdauernde, gläubige und auch rechtgläubige status quo in Achen-

bach's Kaffeehause, und sind geehrt und belohnt worden; er aber nicht. Das ist die Welt, ihre Weisheit und ihr Ruhm!

«Das ist ein seltsamer Mensch,» sagte ich zu meinem Begleiter, «um dessen Bekanntschaft man sich bewerben dürfte. Kennst Du ihn?» — Ein wenig, antwortete dieser, und wir wollen ihm schon näher kommen, wenn Du Lust dazu hast. Er ist allerdings ein eigener, aber sehr interessanter Mann, der bei den Landleuten in großem Ansehen steht, und dem die Gemeinde, in der er wohnt, fast ihren ganzen Wohlstand verdankt. Sie pflegen ihn in allen ihren Angelegenheiten um Rath zu fragen, und befinden sich immer gut dabei, ihn befolgt zu haben. Der Mann hatte früher in der großen Welt gelebt, einige Stellen bekleidet, und sich am Ende, des eitelen Treibens müde, wie er sagte, auf sein Gütchen in dieser herrlichen Gegend des Rheins zurückgezogen, um sich und mit sich selbst zu leben. Der Mann heißt hier Herr Martin, was schwerlich sein Name ist. Er spricht viel in Gleichnissen und beweiset oder widerlegt einen Grundsatz,

eine Meinung gewöhnlich mit einer Fabel oder Anekdote. Die lange mit ihm umgegangen, verſtehen ihn ſogleich; wer aber, wie ich, noch wenig mit ihm geſprochen, findet in ſeiner Unterhaltung viel Unverſtändliches und Räthſelhaftes. Die Landleute halten faſt ſo viel auf ihn, als die Schüler des Pythagoras auf ihren groſſen Meiſter. Mit dem Ausſpruche: Hr. Martin ſagt, oder Hr. Martin meint, iſt Alles abgethan. Ich ſah ihn zum erſtenmal in gemiſchter Geſellſchaft, die auch ein gemiſchtes Geſpräch führte. Hr. Martin hörte Alle, lächelte zu Allem, ließ ſich mit Jedem in ein Geſpräch ein, bald über die beſte Welt, das ewige Fortſchreiten unſeres Geſchlechtes auf der Bahn der Vervollkommnung, bald über die angeborenen Ideen, die beſte Regierungsform und den einzigen wahren Glauben, und wurde, der Hitze des Streites ungeachtet, in die man, widerſprochen und widerſprechend, gerieth, nicht beſonders warm. «Ja, ja,» ſchloß er freundlich, «wenn man nur wüßte, was da kommen wird, ſollte es nicht ſo, ſondern anders kommen. Wie! wenn der Win-

ter einmal mitten in den Sommer fiele, die Sonne im Weſten auf- und im Oſten unterginge! Wenn der Großherr katholiſch würde, und den Divan in ein Kardinalskollegium verwandelte, die Birnbäume Aepfel trügen, und eine große Macht im Norden die nordamerikaniſche Verfaſſung proklamirte! In der That, man kann nicht genug denken, wenn man über Alles denken will, das dem denkenden Menſchen Gedanken macht! Was mag nur geweſen ſeyn vor der Schöpfung, da noch nichts war, und von welchem Leder trugen die Leute Schuhe, ehe ſie die Häute gerbten? Große hehre Weisheit, Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, heilige Metaphyſik! Du allein gleichſt in deiner grundloſen Tiefe einem Faſſe ohne Boden. Jahrtauſende ſchöpft der Menſch aus dir, ohne daß dein Inhalt ſich verminderte; denn du biſt ewig leer. Iſt es warm, warum hat er den Pelz an? Iſt's kalt, warum hat er keine Schuhe an?» — Einige Umſtehende lachten laut. «Was iſt das?» fragte ich meinen Nachbar, der von ganzem Herzen zu dem Lachen ſtimmte. — Wenn wir allein ſind, antwortete dieſer, dann will ich es Ihnen ſagen.

Da wir nun allein waren, ſprach mein freundlicher Nachbar alſo: «Ein ehrlicher Israelit, Namens Moſche, hatte, nach der Erzählung des Herrn Martin, ein Söhnchen, genannt Jekuf. Der Vater meinte, der Handel habe einen goldnen Boden, und wollte, Jekuf ſollte Handelsmann werden. Dieſer aber fühlte in ſich das edlere Bedürfniß des Wiſſens und den höhern Beruf, es zu befriedigen. Geld, dachte Moſche, iſt aller Weisheit Ziel, ſo kann die Weisheit wohl des Geldes Anfang ſeyn. Ein gelehrter Mann ſteht freilich hinter dem reichen Manne weit zurück, doch ſchließt der eine den andern nicht aus, und wenn kein Geld zu haben iſt, muß man ſich in ſein beſcheidenes Loos zu fügen wiſſen, und mit der Wiſſenſchaft zufrieden ſeyn. Mag Jekuf ein Gelehrter werden. Dem Sohne ward, auf ſein Verlangen, ein einſames Stübchen eingeräumt, damit der Lärm des Hauſes und der Straße ſeine Studien nicht ſtöre. So ſaß der Junge Jahr und Tag in ſeiner Kammer, von aller Berührung mit der eitelen Welt entfernt, nur dem Forſchen und dem Wiſſen le-

bend. Da fügte es ſich, daß ein Verwandter aus weiter Ferne zum Beſuche kam, und ſehr verwundert war, den Jekuf nicht zu ſehen. — Der ſtudirt, ſprach Moſche. — Soll ich ihn nicht ſehen, fragte der Verwandte, und hab' den langen Weg gemacht? Laß mich zum Jungen! — Der Vater führt ihn bedächtig in die Kammer, nicht wenig ſtolz, den Studirenden in ſeinem Forſchen ſo vertieft zu finden, daß er die Eintretenden nicht einmal bemerkte, oder beachtete. — Jekuf, ſagte der Vater, da iſt ein alter Freund, er kommt, um Dich zu ſehen. — Jekuf ſaß vor einem großen aufgeſchlagenen Buche, den ſtarren Blick auf ein Bild geheftet, das, vor dem Titelblatte, in einem Kupferſtiche, Moſes vorſtellte. Dieſer trug ein Kleid, das eine Pelzverbrämung einzufaſſen ſchien; die ausgeſtreckten Füße waren nackt. Da Jekuf unbeweglich ſitzen blieb, trat der Beſuch ihm näher, und der Vater warf einen neugierigen Blick auf das große Buch, in dem das alte Teſtament enthalten war. — Jekuf, rief der erſtaunte Vater, was iſt das? Jahr und Tag liegt nun das Buch vor Dir, und Du

biſt noch am erſten Blatte! — Tiefes Geheimniß, ſprach Jekuf, das Bild betrachtend und um des Vaters Rede unbekümmert. Ja, wer das zu erklären wüßte! Aber Jahre werden vergehen, Weiſe werden forſchen, und es wird ein dunkles Räthſel bleiben: Iſt es warm, warum hat er den Pelz an? Iſt es aber kalt, warum hat er keine Schuhe an?»

Hat Hr. Martin ein Buch voll müßiger, tiefer Forſchung, voll eiteler Grübelei über Dinge, die der Menſch nicht wiſſen kann, nicht zu wiſſen braucht, geleſen; hat er einem langen Gerede zugehört, in dem entſchieden werden ſoll, ob die thibetaniſchen Ziegen Wolle oder Haare tragen; ob der Kern der Erde von Metall, oder von anderem Stoffe ſey; wo der Sitz der Seele ſich befinde, und ob ſie mit dem Körper, oder vor ihm geſchaffen worden, oder leihet er ſein Ohr moraliſchen, politiſchen und andern Erörterungen von gleichem Gehalte, dann ſpricht er mit komiſchem Ernſte weiter nichts, als mit Jekuf: «Ja, wer das wüßte, wer das erklärte, das dunkle Räthſel, das tiefe Geheimniß! Iſt es

warm, warum hat er den Pelz an? Iſt es aber kalt, warum hat er keine Schuhe an?»

Als Herr Martin ſpäter geendigt hatte, trat eine Pauſe ein, die wir benutzten, um uns anzuſchließen. Mein Freund und Begleiter ward ſogleich von ihm wieder erkannt und freundlich empfangen. Da er mich ihm vorſtellte, ſchien ſein Blick flüchtig über mir weg zu gleiten; aber ich bemerkte wohl, wie er mich prüfend zu erforſchen ſuchte. Ein ſprechendes Geſicht voll Inhalt und Bedeutung, höchſt anziehend und doch wieder abſtoßend! Tiefe Furchen durchzogen die Stirn, und man ſah, daß durch des Mannes Seele und über ſeine Bruſt Schweres gegangen war. In den Augen las man Sanftmuth und Liebe. Der Schluß der Lippen deutete auf Sicherheit und Selbſtbeherrſchung, und um den Mund ſpielte ein ironiſches Lächeln, das ihn manchmal wie krampfhaft verzerrte. Erſt war das Geſpräch ziemlich allgemein und unbedeutend; und nicht ohne Abſicht ſchien mir Hr. Martin gern das Wort zu laſſen. Ich benutzte das, um mich ihm zu nähern. Da die Rede nun auf landſtändiſche

Verfaſſungen, die Ereigniſſe der Zeit und ſonſt kurrente Dinge kam, ſagte ich: «Der geſetzgebende Körper war gerade verſammelt, als ich mich vor mehreren Jahren zu Paris befand. Nie hatte ich ein ſolches Schauſpiel geſehen, und wünſchte ſehr, einer Sitzung der Deputirtenkammer beizuwohnen. Es gelang mir, durch den Beiſtand eines alten Freundes, mit dem ich ſeit vielen Jahren in vertrauter Verbindung lebte. Während der Stürme der Revolution war er genöthigt geweſen, ſein Vaterland zu verlaſſen, um ſein Haupt der Proſkription zu entziehen, in der er ſich am 18ten Früktidor begriffen ſah. Da er das Glück hatte, nach Deutſchland zu entkommen, machte mich der Zufall mit ihm bekannt, und ich befand mich in der Lage, ihm einige Dienſte zu leiſten. Seine Dankbarkeit war größer, als die kleinen Gefälligkeiten, die ich ihm erwieſen, es verdienten. Mehr als zwanzig Jahre nachher riefen mich Geſchäfte nach Paris, und mein erſter Gang war, wie ſich begreifen läßt, zu meinem Freunde. Mit dieſem nun wohnte ich einer Sitzung der Deputirtenkammer bei. Welche glänzende Ta-

lente! Welche hinreißende Beredſamkeit! Wie ſtrömt das aus der reichen Quelle des Geiſtes über die Lippen, und zieht die Zuhörer unwiderſtehlich mit ſich fort! Einer ſprach beſonders gut über die Vorzüge des Adels, wie er die Stütze des Thrones ſey, von dem die Gerechtigkeit, der Ruhm der Nation, Friede und Ordnung ausgehe; wie dieſer Adel, mäßigend und vermittelnd, zwiſchen der Majeſtät des Königs und dem Volke ſtehe, die Gnade von Oben auf dieſes leite, und die Klagen von Unten vor jenen bringe; wie dem Adel, in ſolcher Stellung, angeborner Glanz, Reichthum, Anſehen gebühre, um würdevoll ſeine große Beſtimmung zu erfüllen. Wahrhaftig, ich war begeiſtert. In demſelben Sinne ſprachen noch Andere, und ſie befeſtigten und ſchmückten nur den ſchönen Bau, den ihr Vorgänger mit ſo großer Kunſt aufgeführt hatte. Mein Freund blieb, zu meinem Erſtaunen, kalt, und murmelte unwillig zwiſchen den Zähnen: Goldarbeiter von Epheſus! Später entwickelte ein großer Redner die Vorzüge und Verdienſte der Geiſtlichkeit ſo eindringlich und überzeugend, daß ich,

hätte er auch noch mehr als den Zehnten und reiche Beſitzungen für den ſo hohen und ſegenreichen Prieſterſtand verlangt, ihm Alles unbedenklich, zur Ehre Gottes, zum Wohl des Staates und zum Heil meiner Seele zugeſtanden haben würde. Es iſt doch wirklich eine himmliſche Gabe, dieſe Beredſamkeit! Mein Freund indeſſen blieb ungerührt und murmelte, wie vorher zwiſchen den Zähnen: Lauter Goldarbeiter von Epheſus! Da wir allein auf der Straße waren, äußerte ich ihm mein Befremden über ſeine verſtockte Gleichgültigkeit und theilnahmloſe Kälte. Lauter Goldarbeiter von Epheſus! antwortete er ſpöttiſch. Was will das ſagen? fragte ich. Goldarbeiter ſah ich nicht; aber Goldmacher könnte man wirklich ſolche Männer nennen, die das Gold der Wahrheit ſo rein und glänzend aus den Schlaken des Irrthums und der Täuſchung ziehen. Das iſt Münze von echtem Schrot und Korn — Schön geprägte, falſche Münze, antwortete mein Freund; Die prägen Alles bis zur höchſten Täuſchung aus. Gold wird Kupfer, Kupfer Gold, Silber wird Blei und Blei wird Silber, wie

es gerade ihr Vortheil will. Nichts als Goldarbeiter von Epheſus. — Was, fiel ich ein, ſoll das heißen? Nun, erwiederte mein Freund, da das Chriſtenthum ſich auszubreiten anfing, und ſeine ſegenvolle Wirkſamkeit ſich mehr und mehr kund gab, berathſchlagte man zu Epheſus, ob der neuen göttlichen Lehre Eingang zu geſtatten ſey; die Goldarbeiter aber widerſetzten ſich dem gefährlichen Antrage, ſprachen für den Glauben der Väter, die Sitte der frommen Vorzeit, die Götter, denen das Vaterland Jahrhunderte hindurch Wohlſtand, Glück und Ruhm verdanke, weil — nur der Götzendienſt ihre Kunſt beſchäftige und belohne. Sie werden geſtehen, fügte mein Freund bitter lächelnd hinzu, die Zunft der Goldarbeiter von Epheſus iſt groß und hat ſich weiter als ſelbſt das Chriſtenthum verbreitet....

Ich hatte gut gerechnet. Meine Abſicht war erreicht; ich ſtand Hrn. Martin näher. Er lächelte und lenkte dann wieder ernſthaft ein. Es iſt mit den landſtändiſchen Inſtitutionen, ſprach er, wie mit jedem Werkzeuge und Mittel, durch welches Menſchen wirken; die Art der

Wirkſamkeit hängt von dieſen ab. Das Werkzeug folgt der Beſtimmung, die ihm die Hände geben, welche ſich deſſen bedienen. Das Feuer wärmt und brennt, belebt und tödtet. Dieſelbe Frucht auf verſchiedenem Boden und unter verſchiedenem Himmel gedeiht nicht auf dieſelbe Weiſe. Was der Süden zum Rieſenbaum entwickelt, verkrüppelt der Norden zur Pygmäenſtaude. Der römiſche Senat hat Rom's Größe und Freiheit gegründet, aber auch zerſtört. Es war ein Gänſekiel, mit dem Voltaire ſeine wüſte Pucelle und Schiller ſeine herrliche Jungfrau von Orleans geſchrieben. Napoleon hatte einen Erhaltungsſenat, beſtimmt die Konſtitution zu erhalten; und er half ſie ihm vernichten. Sein geſetzgebender Körper pflegte die Geſetze von ihm zu nehmen.

Indeſſen, wird verſichert, machen die Landſtände den Haushalt klar. Wird mit ihnen auch nichts geſpart, dann weiß man doch, wie ſie das Geld verwenden. Das iſt hier wahr, und dort iſt es falſch. Ein reicher Mann in Volksheim, ſagt man, wollte ſeiner Tochter eine glänzende Hochzeit

machen. Da es dazu in ſeinem Dorfe keine Mittel gab, ſendete er einen Deputirten nach Kreuznach, um daſelbſt verſchiedene Arten von Fleiſch zu kaufen. Da man indeſſen ſich auch nicht darauf verſtand, es zuzubereiten, ſo erhielt der Deputirte den Auftrag, die Art der Bereitung ſchriftlich mitzubringen. Der Abgeordnete entſprach der Weiſung ſeines Committenten. Schon war er auf dem Rückwege, mit dem Fleiſch im Korbe und der Inſtruktion zur Bereitung im Sacke, da ſprach ihn ein Kirſchbaum mit der reifen Frucht gar einladend an. Es war ein heißer Tag, und der Deputirte hatte Durſt. Zum Glücke gehörten Feld und Baum ſeinem achtbaren Committenten, in deſſen Dienſte er ſo durſtig geworden war. Nichts fördert im praktiſchen Leben mehr, als muthiger Entſchluß und raſche That. So ſaß der wackere Stellvertreter ſchnell auf dem Baume, und ließ ſich die Frucht ſeines Gewaltgebers trefflich ſchmecken. Da kam ein ſtattlicher Hund über das Feld gelaufen, durch den Geruch des Fleiſches, das unter dem Baume lag, ohne Zweifel angezogen. Das Thier,

wie der Deputirte, ſeinem Appetite folgend, packte das Fleiſch auf und lief davon. Der Abgeordnete ſah es, aber zu ſeinem Verdruſſe etwas zu ſpät. Da er ſich indeſſen zu rechter Zeit beſann, daß er die Inſtruktion zur Bereitung im Sacke habe, rief er dem Hunde getröſtet nach: «Lauf nur, du weißt doch nicht, wie es bereitet wird. Da hab ich den Zettel im Sacke!» Herr Martin ſchwieg. Wir ſahen einander ein wenig verlegen an. Der reiche Bauer von Volksheim, fragte ich endlich, wäre vielleicht das Wahlkollegium? Ja, antwortete Herr Martin ernſthaft, das ſuveräne Volk. — Der Bote mit dem Fleiſch der Deputirte, ein ehrbares Mitglied der zweiten Kammer? — Vielleicht — Und der Hund? — Das, erwiederte Herr Martin, habe ich nicht gefragt.

Uebrigens, fuhr Hr. Martin fort, hat man gewöhnlich ſehr Unrecht, wegen des geringen Erfolges der landſtändiſchen Verfaſſung die Regierungen anzuklagen. Ich kenne eine Stadt, in welcher die ehrſame Bürgerſchaft mit dem Magiſtrate im Streite war. Nicht leicht wird es eine

Regierung den Regierten je zu Danke machen. So ging es auch der Regierung beſagter Stadt. Das Mißvergnügen ward vorzüglich von einem verſchlagenen, gewandten Menſchen genährt, der viel brauchte und wenig hatte, nichts gut fand, was er nicht ſelbſt gethan, und Keinen leiden mochte, der beſſer war, oder höher ſtand, als er. Das Volk hatte er durch die Verſicherung gewonnen, alles Regiment, das nicht Jeden zufrieden ſtelle, ſey ſchlecht, und bei einer guten Wirthſchaft erwieſen ſich die Abgaben nicht nur als entbehrlich, ſondern der Unterthan, der es ſich gefallen laſſe, ein Unterthan zu ſeyn, bekomme von Rechtswegen am Ende noch etwas heraus. Das Volk iſt ein Kind, und wie ein Kind hängt es aufrichtig an Jedem, der ihm den Glauben beizubringen gewußt, er meine es gut mit ihm.

Die Oppoſition machte dem Bürgermeiſter und dem Rathe viel zu ſchaffen, obgleich ſie gerade keinen Francis Burdett oder Brougham, keinen Benjamin Conſtant und keinen Bignon aufzuweiſen hatte. Die Regierung verſtand ſich dagegen auch auf das Regieren,

wenn ſie es auch, wie die Kleinen, im Kleinen trieb, da die Großen es im Großen treiben. Bei der nächſten Rathswahl ward der Volkstribun in den Rath gezogen, und vertauſchte, wie Andere, die Bank der Oppoſition gegen die der Schatzkammer ohne beſondern Widerwillen. Alles Bedeutende und Wichtige beginnt und endet, wie bekannt, mit einem Schmauſe, ſo auch die Einſetzung des neuen Raths. Bei der Tafel ging ein großer Pokal herum, der Rathsbecher genannt, aus dem, zum Wohle treuer und lieber Bürgerſchaft, wacker getrunken wurde. Das neue Rathsglied fand den löblichen Gebrauch nicht übel, und ſtudirte ſich mit jedem Zuge gründlicher in die Natur des gemeinen Weſens ein. Die bisher unzufriedene Bürgerſchaft hoffte auf die Wahl ihres muthigen Sprechers und Vertreters eine goldene Zeit; und da ſie, zu ihrem Erſtaunen, ſah, daß es bei'm Alten blieb, trat ſie klagend vor den neuen Rath. Ihr alter Freund aber nahm das Wort und ſprach: «Alte Freunde, liebe Mitbürger! So lange ich in Eurer Mitte ſaß, die ſchweren Pflichten der Stadt-

regenten nur von Weitem ſah, und die Sache nicht von Grund aus kannte; ſo lange ich einfältig und unwiſſend war, wie Ihr, geliebte Mitbürger, wollte ich allenthalben Irrthümer und Fehler ſehen. Es verhält ſich aber, wie ich jetzt durch Ueberzeugung weiß, ganz anders. Es geht vortrefflich, ganz vortrefflich, ſage ich Euch, und ein guter Bürger wird das nicht verkennen. Wohl dem, der zur Einſicht gelangt, und begreift, was ich geſagt! Das iſt mein Beſcheid!» Es gab viele lange Geſichter; aber da war nichts zu machen. Er hat aus dem Rathsbecher getrunken, bemerkte ein reicher Krämer, dem es vielleicht ſelbſt nicht an Durſt fehlte. Ja! ja! riefen Alle, er hat aus dem Rathsbecher getrunken, und mit der lieben Bürgerſchaft iſt's aus. Wie Viele haben aus dem Rathsbecher getrunken, oder möchten noch aus ihm trinken! Während dem wir uns auf dieſe Weiſe unterhielten, legten wir eine ſchöne Strecke zurück. Endlich blieb Hr. Martin ſtehen, wies mit der Hand rechts nach einer Anhöhe, auf der ſich, an der Seite eines freundlichen Dörfchens, ein

nettes Haus hinter einem Walde von Fruchtbäumen erhob. «Da wohne ich,» sprach er, «und ich würde mich freuen, wenn Sie die Wohnung des Einsiedlers, so lange es Ihnen gefällt, theilen wollten. Sie machen Jahresferien, wie ich hörte; ich mache Lebensferien, und wir könnten uns in die Annehmlichkeiten des süßen Nichtthuns theilen. Unser beiderseitiger Freund, darauf rechne ich Ihrer Gesellschaft wegen, würde uns nicht verlassen.» — Gern hätte ich den Vorschlag angenommen, wäre ich nicht durch mein Wort gebunden gewesen, meinem Freunde treu zu bleiben, und den folgenden Tag ein Geschäft in der Nähe abzuthun. Ich sagte das Hrn. Martin, dankte ihm herzlich für das freundliche Anerbieten, und trug ihm den Wunsch vor, in acht bis zehn Tagen, bei meiner Zurückkunft, ihn besuchen zu dürfen. Gefällig gestand er mir es zu, und wir schieden mit einander ziemlich bekannt, obgleich wir uns zum ersten Mal gesehen hatten.

Daß ich, nach acht Tagen, Wort hielt, brauche ich wohl nicht zu sagen. Mich trieb ein unge-

duldiges Verlangen dieſen Mann näher kennen zu lernen, von dem Alle ſprachen, und den Niemand kannte; der ſo einfach und anſpruchlos einen Schatz in ſich bewahrte, den nur ein reiches Leben geben kann, und der in ſeiner Abgeſchiedenheit eine ſo ſonderbare Rolle ſpielte, daß man vermuthen durfte, es ſey nur eine Rolle. Ich hatte mich nicht getäuſcht, aber jede meiner Erwartungen ward übertroffen. Die wenigen Tage, die ich bei Hrn. Martin zugebracht, gehören zu den wichtigſten und lehrreichſten meines Lebens. Der Mann hatte Ungewöhnliches gethan, faſt Unglaubliches erfahren und geduldet, und da er nun glaubte, ſeine Zeit ſey vorüber, entſchloß er ſich zu dem freiwilligen Tode für die Welt, in der er früher gehandelt und gelitten hatte. Vielleicht komme ich ſpäter auf dieſen Mann zurück, wenn ich ſeinen wahren Namen nennen und offen von den Ereigniſſen reden darf, deren Zeuge er geweſen.

Anekdoten, Gedanken und Maximen.

An einem merkwürdigen Menſchen iſt Alles merkwürdig.

Der gläubigen Menge iſt an einem bedeutenden Menſchen Alles bedeutend, an einem großen Manne Alles groß. In dieſer andächtigen Stimmung betrachten das Volk, auch Vornehme und Gelehrte, die in mancher Hinſicht oft mehr Volk ſind, als es ſelbſt, und ſogar die Geſchichte, die nicht ſelten nur eine vornehme und gelehrte Klatſcherei iſt, ihre ſogenannten Heroen und Heiligen. Dieſe gläubige Verehrung fällt bei allen Sektirern, bei den Lobrednern der mittelalterlichen Inſtitutionen, manchmal auch bei Las Caſes, in ſeinem Tagebuche von St. Helena, gern in's Lächerliche. Aber die Ueberſpannten wiſſen und bemerken ſo wenig, daß ſie es ſind, als die Thoren und Verrückten; ſonſt wären ſie es nicht.

Da Voltaire in ſeinen ſpätern Jahren nach

Paris kam, um den lange entbehrten Weihrauch der Hauptſtadt, die einem rechten Franzoſen nichts in der Welt erſetzt, in dichten Wolken einzuziehen, ward er von allen Seiten beſtürmt, belagert, bewundert, verfolgt, begafft und beklatſcht. Eines Tags beſuchte er eine alte Freundin, die aus Schwäche nicht mehr ausgehen konnte. Das glückliche Ereigniß war früher bekannt worden, und alle Vettern, Baſen, Befreundete und Verwandte, Bewunderer des großen Mannes, fanden ſich in den Gängen, Zimmern und Vorzimmern ein, um ſich des ſeligen Anblicks zu freuen und zu rühmen. Der Gefeierte kam, redete mit der Kranken, hörte ihre Klage an und ſprach ihr Troſt zu. Er ſelbſt, bemerkte Voltaire, habe an demſelben Uebel gelitten, und, bei der Schwäche ſeines Magens, nichts zuträglicher gefunden, als Kartoffelmehl mit Eigelb und Zucker, zu einem Brei gemiſcht und leicht gekocht. Da konnte ein Begeiſterter nicht länger an ſich halten, und machte ſeinem überfüllten Herzen Luft, indem er ausrief: «Ach Gott! Welch ein Mann! welch ein Mann!»

Nicht weniger erbaulich und rührend iſt eine Aeußerung des gelehrten Ameilhon über Napoleon. Ameilhon war Mitglied des Inſtituts geworden, und befand ſich als ſolches bei einer Deputation, die dem Kaiſer aufwarten ſollte. Der Akademiker hatte dieſe Ehre zum erſten Mal, und gab ſich alle Mühe bemerkt zu werden. Es gelang, und der Kaiſer, der ſich einer ſolchen Perſon dunkel erinnerte, kam auf ihn zu und ſagte: Sind Sie nicht Hr. Ancillon? — Ja, Sir ... Ameilhon. — Ach ja! Bibliothekar von Sainte Genevieve. — Ja, Sir ... vom Arſenal. — Ganz Recht, Sie haben die Geſchichte des türkiſchen Krieges fortgeſetzt. — Ja, Sir ... die Geſchichte des griechiſchen. Der Kaiſer wurde über ſeine eigenen Fehlgriffe ungeduldig und kehrte Hrn. Ameilhon den Rücken zu. Dieſer, ſtolz auf die Ehre, die Aufmerkſamkeit Napoleons auf ſich gezogen zu haben, und über dieſe Auszeichnung erfreut, ſagte voll Begeiſterung zu ſeinem Nachbar: «Es iſt wirklich zum Erſtaunen; der Kaiſer weiß doch Alles.»

Einige Wunder.

Frau v. Genlis erzählt, in ihren Denkwürdigkeiten, mehrere Wunder, die, wie ſie verſichert, ganz gewiß geſchehen ſind, und von denen wir ſpäter einige anführen wollen. Dann erfahren wir, wie viele Schriftſteller — und ihre Zahl iſt Legion — ſie beſtohlen und ſich von dem Abfalle ihrer Tafel bereichert haben. Zu dieſen gehört auch Frau v. Staël, die, wie uns hier berichtet wird, weder Franzöſiſch verſtand, noch irgend eine Art von ſolider Bildung hatte. «Ich habe die Frau v. Staël,» heißt es, «in meinen Werken getadelt, weil ſie in den ihrigen die Moral und die Religion offenbar angegriffen; hätte ſie das nicht gethan, dann würde ſich meine Cenſur nur auf die Unkorrektheit und Dunkelheit ihres Styls beſchränkt, aber nie einen Theil der lächerlichen Phraſen angeführt haben, die in ihren Schriften ſo zahlreich ſind. Sie hatte das Unglück, in der Bewunderung der Emphaſe, des Schwulſtes und Galimathias erzogen zu werden. Zu dieſem Unglück kam, unglücklicher Weiſe, noch

ein anderes, daß ſie nämlich das Leſen der großen Schriftſteller des Jahrhunderts Ludwig's XIV. vernachläſſigte; ſie beſaß ſehr wenig reelle Kenntniſſe, und hat ſich nie ein ernſtes Studium aus der franzöſiſchen Sprache gemacht, von der ſie ſelbſt die gemeinſten Regeln nicht wußte. Auch haben ihre Werke nie einen bedeutenden Abſatz gefunden. Für ihren beſten Roman gilt, bei allen Fehlern des Styls, welche die Verfaſſerin immer beibehalten hat, die Corinna; aber es fehlt ihm an Erfindung, an Wahrſcheinlichkeit und Intereſſe. — Indeſſen hätte etwas aus ihr werden können,» meint Frau v. Genlis, «wenn ihr die Bildung derſelben zugefallen wäre. Oft,» ſagte ſie, «habe ich aufrichtig bedauert, daß ſie nicht meine Tochter oder Schülerin geweſen, ich hätte ihr gute Grundſätze der Literatur, richtige Begriffe und Natürlichkeit beigebracht.»

In den Denkwürdigkeiten der Frau v. Genlis erfahren wir auch, wie ganz vorzüglich alle ihre Werke ſind. Selbſt der erſte Conſul hat ihre Madame de la Valliere in einem Zuge, weil er nicht davon kommen konnte, weggeleſen,

und ſehr dabei geweint. Die Thatſache iſt ganz außer Zweifel; denn die Frau v. Genlis hat ſie von der Frau de Bon, dieſe von Hrn. Fontanes, und Hr. Fontanes von dem erſten Conſul ſelbſt, der weichen Seele. «Dieſe Nachricht,» ſagt Frau v. Genlis, «bezauberte mich; ich war ſtolz, Dem Thränen entlockt zu haben, der ſo eben die Religion, die Ordnung und den Frieden wieder hergeſtellt, und mein Vaterland der Anarchie entriſſen hatte, und der unbedenklich der größte Feldherr ſeines Jahrhunderts war. In der erſten Bezauberung dieſes glorreichen Erfolgs dichtete ich einige Verſe, die ich ſogleich an Madame de Bon, dieſe an Fontanes, und Fontanes unverzüglich an den erſten Conſul ſchickte.»

Nun kommen wir an die Wunder; denn was wir eben erzählt, ſind keine. Frau v. Genlis berichtet nämlich, wie folgt: «Madame Eliſabeth, Schweſter Ludwig's XVI., iſt 1793 auf dem Schafotte geſtorben. Alle Berichte und alle Denkwürdigkeiten jener Zeit ſtimmen in der Verſicherung überein, daß in dem Augenblicke,

wo ſie den Todesſtreich empfing, ſich ein Roſengeruch auf dem Platze Ludwig's XV. verbreitet habe.» Dann fügt die ſehr fromme Verfaſſerin in einer Note bei: «Man ſieht in dem Leben der Heiligen, daß dieſes Wunder eines angenehmen Geruchs, der ſich in dem Augenblicke des Todes heiliger Perſonen auf einmal verbreitete, öfter geſchehen iſt.»

An einer andern Stelle wird berichtet: «Ich werde Carlepont, wo ich mich aufhielt, nicht verlaſſen, ohne von einem wahren Wunder zu ſprechen, das ſich daſelbſt zugetragen hat. Es laſſen ſich keine Betrachtungen über Thatſachen anſtellen, die man durchaus nicht läugnen kann. Hier folgt der Vorgang ohne irgend eine Bemerkung: Eine junge Bäuerin von 20 Jahren, Namens Seraphine, war ſeit fünf Jahren an einem Bein und einer Hüfte ſo gelähmt, daß ſie kaum mit Hülfe zweier Krücken gehen konnte. Alle Mittel der Kunſt waren erſchöpft, und die Aerzte und Wundärzte, die man von Senlis und ſelbſt von Paris hatte kommen laſſen, erklärten die Leidende einſtimmig für unheilbar. Seraphine ſagte end-

lich: sie sey sicher, zu genesen, wenn man sie zur heiligen Jungfrau von Liesse, fünfzehn Stunden von Carlepont bringe. Das geschah; man setzte die Kranke auf einen Karren und trat den Weg an. Dem Ziele nahe, stößt sie, bei dem Anblicke der heiligen Jungfrau von Liesse, einen Schrei aus, sagt, sie fühle ihr Bein sich wieder beleben, stürzt allein von dem Karren, trägt ihre Krücken aufgehoben in den Händen, und läuft in die Kirche der heiligen Jungfrau, wo sie die Krücken zurücklässt. Ich habe diese junge Person, neun Monate nach ihrer Genesung, selbst gesehen, wie sie ging und lief. Das sind unbestreitbare Thatsachen; die starken Geister wissen nichts dagegen einzuwenden, als die Phrase: Sie ist durch die Macht der Einbildungskraft geheilt worden.» — Die Ketzer!

Zauberei und Umtriebe.

In der Zeit, wo das Hexen in Deutschland noch Mode war, also in der vielbelobten guten

alten Zeit, trieben böſe Menſchen dieſe Teufelskünſte auch in der berühmten, ehrwürdigen und ſonſt frommen Stadt Trier, recht zum Schaden und Aerger aller Andächtigen, Rechtgläubigen und Wohlgeſinnten. Die Sache ging wirklich bis zur höchſten Ungebühr, und nach den glaubwürdigſten Legenden und Traditionen, die in den Mönchsklauſen und frommen Vereinen der alten Betſchweſtern umliefen, richteten die Zauberer und Heren unendliches Unheil und Verderben an. Die Kühe gaben rothe Milch, die geradeſten Kinder kamen lahm nach Hauſe und in der Walpurgisnacht fuhr die halbe weibliche Bevölkerung, die über fünfzig Jahre zählte, auf abgenutzten Beſen rutſchend, zu den Schornſteinen der Stadt hinaus, um die Donnerwetter und den Hagel zu bereiten, die den Frühling und Sommer hindurch die Früchte des Feldes verdarben und zerſtörten. Bei dieſem Gräuel der Verwüſtung konnte die wachſame Obrigkeit der Stadt nicht müßig bleiben. Obgleich die väterlichen Regierungen es noch nicht, wie jetzt, verſtanden, in Speicher, Küche, Keller und Stall, durch zahlreiche, zweckmäßige

Verordnungen, hineinzuregieren, die Größe der Suppenlöffel und die Schärfe der Messer vorzuschreiben, damit jene zum Munde paßten, diese aber gehörig schnitten, so kannte doch der hohe Magistrat seinen ernsten Beruf genug, um zu wissen, daß es an ihm sey, die ihm anvertrauten Untergebenen glücklich zu machen, mochten sie es nun seyn wollen, oder nicht. Er ordnete also, nach weiser Berathung, eine Kommission in seiner Mitte, mit dem Auftrage an, Stadt und Land von den Zauberern und Hexen zu befreien. Die Herren vom Magistrate, die das schwere Amt belastete, wurden gut bezahlt. Der Arbeiter ist natürlich seines Lohnes werth, und Jeden belohnt man nach Verdienst. Konnte es aber ein größeres Verdienst geben, als die zu beherende und zu bezaubernde Bürgerschaft gegen den Satan und seinen Anhang in Schutz zu nehmen, und die Erde von der hölliſchen Ausgeburt zu reinigen? Auch ging es ganz trefflich mit dem Einkerkern, Hinrichten und Verbrennen. Das Hexen und Zaubern mußte furchtbar im Gange seyn, weil es so viele Verurtheilte gab. Frei-

geiſter. — jedes Zeitalter hat ſolche Menſchen, die nicht glauben wollen, daß immer wahr und heilig ſey, was gewiſſe Leute und Stände, zu ihrem Vortheil, als unbeſtreitbar wollen geltend machen — Freigeiſter alſo belachten oder beklagten — verſteht ſich in's Geheim, daß es die Herren vom Magiſtrate nicht hörten, die immer Recht hatten, weil ſie konnten einkerkern, hinrichten und verbrennen laſſen — den Wahn, der ſo vielen Unſchuldigen, wie die Verſtockten meinten, Leben oder Freiheit koſtete. Die Ketzer und Philoſophen trieben den Unglauben ſo weit, daß ſie das Daſeyn von Hexen und Zauberern zu läugnen ſich erfrechten, obgleich es faktiſch erwieſen war. Wie wäre es möglich geweſen, Hexen und Zauberer zu verbrennen, wenn es keine gegeben hätte? Ihre Hinrichtung allein bewies, daß ſie vorhanden waren. Man trieb demnach das Einkerkern, Hinrichten und Verbrennen mit großem, den Theologen und alſo Gott gefälligem Eifer.

Da ergab es ſich nach einiger Zeit, daß Herren vom Magiſtrate, die nicht zu der Kommiſſion gehörten, zu ihr gehören wollten. Sie glaub-

ten, das Geſchäft ſo gut, wie die Herren Kollegen, die ſtarke Gehalte dafür bezogen, zu verſtehen. Die aber, welche ſich im glücklichen Beſitze ſahen, hielten, was ſie hatten, feſt, und für ſie ſprachen Herkommen, Geſetz und Obſervanz. Da erboten ſich die Aſpiranten, um die Hälfte zu thun, wofür die Kommiſſionsglieder den ganzen Betrag bezogen. Das entſchied. Die Kommiſſion wurde neu beſetzt, that aber ihre ganze Pflicht ſo wenig, daß man bemerken wollte, für das halbe Geld laſſe ſie auch nur die Hälfte der Hexen und Zauberer verbrennen. Das machte Aufſehen, und da die Herren vom Rathe, die nicht zur Kommiſſion gehörten, und alſo auch kein Geld bezogen, auf die Gewalt und Beſoldung der Kommiſſionsglieder eiferſüchtig waren, ging ein neuer Antrag bei verſammeltem Rathe — die Minorität nur ſaß in der Kommiſſion — mit einer Stimmenmehrheit durch, die gerade die Zahl betrug, um welche die Kommiſſionsglieder ſchwächer waren. Der neue Antrag lautete, daß alle Rathsglieder in der Hexen- und Zauberer-kommiſſion wechſeln, aber keine Bezahlung mehr

für dieſen Dienſt erhalten ſollten. Wie beſchloſſen, ſo geſchehen. Die Kommiſſion, für ihre Sitzungen nicht belohnt, wurde des Sitzens müde; die Urtheile trugen nichts ein, und ſo wurden auch ſie eingeſtellt. Kein Geld, kein Schweizer! Wie der Lohn, ſo der Dienſt! Von dieſer Zeit an ſind die Zauberer und Hexen in Trier ſelten und immer ſelt'ner geworden, bis ſie ſich endlich ganz verloren. Gebt nur gute Tagegebühren, und ein Schaltjahr hat für die kleinſte Arbeit zu wenig Tage. Bezahlt man, wie es an manchen Orten gebräuchlich iſt, die Schmeichelei und Lüge, dann iſt die Wahrheit eine Bettlerin, die verachtet von Almoſen lebt. So viel iſt gewiß, daß alles Zauberweſen und alle Hexerei verſchwand, ſobald die bezahlten Stellen eingegangen waren, an denen man die Zauberer und Hexen ſuchte, und darum — fand. Wer auf's Suchen ſich verſteht, der findet immer. Mit Manchem, ſogar mit den verrufenen Umtrieben, könnte es ſich vielleicht eben ſo verhalten. Man verſuche es!

Der Kaiſer Julian wohnte eines Tags der Sitzung eines Gerichtshofes bei, und bemerkte den Richtern, die immer geneigt waren, zu verurtheilen, man könne ohne überführende Beweiſe nicht verdammen. «Fürſt,» rief der Ankläger Delphidius, «wer wird denn je ſtrafbar ſeyn, wenn man nur die That zu läugnen braucht, um freigeſprochen zu werden?» «Und wer wird je unſchuldig ſeyn,» erwiederte Julian, «wenn man, um ſtrafbar zu ſeyn, nur angeklagt werden darf?»

In der Baſtille gab es einen Thurm, der Thurm der Freiheit genannt. Da er mehrere Stockwerke hatte, ſo unterſchied man ſie durch die Benennung, erſte, zweite, dritte Freiheit. «Welch eine raffinirte Grauſamkeit!» ſagte Dumouriez, als er in dieſer Freiheit die ſeinige verlor. «In dem reizenden Aufenthalte weiß man den feinen Scherz mit der Hospitalität recht artig zu verbinden.»

Wer England und ſeine Verfaſſung kennen will, dem dürfen folgende Thatſachen nicht unbe-

kannt ſeyn: Von den Abgeordneten, die in dem Hauſe der Gemeinden ſitzen, werden 298 von engliſchen, ſchottiſchen und irländiſchen Pärs ernannt, und wenigſtens 228 gehören zu ihren Verwandten.

Die brittiſche Nationalrepräſentation ruhet auf einer ſo vortrefflichen Grundlage, daß fünf Familien, die im Beſitze verfallener Wahlflecken ſind, 19 Mitglieder des Unterhauſes, die 828,809 Bewohner der Grafſchaft Lancaſter deren 14, die Stadt Mancheſter mit 110,500 Einwohnern aber nicht einen ernennen.

William Manners, Eigenthümer des Wahlfleckens Ilcheſter, verkaufte die Stimmen des Orts, ohne den Bewohnern deſſelben, denen das Wahlrecht zuſteht, Antheil an dem Preiſe zu geben. Dieſe verbanden ſich, und ſtimmten für einen Kandidaten, der jedem der Wähler etwas über 350 fl. bezahlte. William Manners glaubte mit einer kleinen Anzahl von Wählern leichter fertig zu werden, ließ an hundert Häuſer von Ilcheſter niederreißen, und ſetzte dadurch die Familien, die ſie bewohnt hatten, in die Lage,

ſich bei ſtrenger Jahrszeit ein Obdach betteln zu müſſen.

Die Wahlmänner eines Fleckens in der Grafſchaft Southampton ſchrieben 1774 an ihren Repräſentanten im Unterhauſe, um ihn zu bitten, daß er ſich einer Akziſe-Bill widerſetzen möge, und erhielten folgende Antwort:

«Meine Herren, ich habe Euern Brief erhalten, und bin erſtaunt über Eure Unverſchämtheit, mich wegen der Akziſe zu beläſtigen. Ihr wiſſet, was ich ſehr wohl weiß, daß ich Euch gekauft habe, und, bei dem lebendigen Gotte, ich bin entſchloſſen Euch wieder zu verkaufen. Auch weiß ich, was Ihr vielleicht glaubt, ich wiſſe es nicht, daß Ihr jetzt im Begriffe ſeyd, Euch an einen Andern zu verkaufen, und ich weiß, was Ihr nicht wiſſet, daß ich wegen eines andern Fleckens im Handel bin. Möge der Fluch des Himmels Euch Alle treffen! Möchten Euere Häuſer allen Akziſebedienten ſo offen ſtehen, als Euer Gewiſſen und Eure Stimme mir offen und feil war, da ich mich um die Gunſt Eurer ſpitzbübiſchen Korporationen bewarb.»

Anthony Henley.

Die 185 Pärs, die im Mai und Dezember 1819 gegen die Emanzipation der Katholiken und für die neuen Beſchränkungen der engliſchen Freiheit geſtimmt haben, beziehen Penſionen und Gehalte von der Regierung, oder ſehen theuere Verwandte im Genuſſe derſelben.

Catharina die Große, die nordiſche Semiramis, wie die Stimmführer der öffentlichen Meinung ihrer Zeit ſie nannten, die Voltaire, d'Alembert und Diderot auszeichnete, und in ihnen keine Undankbare belohnte, ſchrieb 1790 an die Königin von Frankreich, der ſie Lehren für Ludwig XVI. in ſeiner bedrängten Lage gab: «Die Könige müſſen ihren Weg gehen, ohne ſich durch das Geſchrei des Volks irren zu laſſen, wie der Mond ſeine Bahn verfolgt, ohne daß er durch das Bellen der Hunde aufgehalten wird.» Wer Luſt hat, dieſe Stelle im Original zu leſen, findet ſie in den Denkwürdigkeiten der Frau Campan.

Man warf einem Philoſophen vor: er gebe dem Kaiſer Hadrian Recht, auch wenn er Unrecht habe. «Wie!» erwiederte der Philoſoph, «ſoll ich einem Manne widerſprechen, deſſen Gründe dreißig Legionen unterſtützen?»

Als dem Kaiſer Antonin ſeine Finanzmänner einen Entwurf vorlegten, durch den ſeine Einkünfte bedeutend vermehrt werden ſollten, ſagte er: «Macht mir einen andern Plan; nähret das Volk und nicht den Schatz; verbeſſert den Zuſtand des Staats und nicht den meinigen; zeigt mir das Mittel, nicht die Einnahmen zu vermehren, ſondern die Ausgaben zu vermindern. Die Sparſamkeit iſt die leichteſte und ſicherſte Vermehrung der Einkünfte.»

«Die Fürſten,» ſagte derſelbe Kaiſer Antonin, «die ſich den übrigen Menſchen nicht manchmal gleich zu ſtellen wiſſen, ſinken am Ende gewöhnlich unter ſie herab.»

Als Mark-Aurel ſeinen Tod nahe fühlte, ließ er ſeinen Sohn und Nachfolger Commodus und die erſten Beamten des Reichs zu ſich kommen, und ſprach zu dieſen: «Erſetzt meinem Sohne den Vater, den er zu verlieren im Begriffe iſt; möge er von Euch lernen, daß alle Reichthümer der Erde die Begierden eines Tyrannen nicht ſtillen, und daß die zahlreichſten Heere ihn nicht vor dem Haſſe ſchützen, den er einflößt! Zeigt ihm, daß man nur in der Gerechtigkeit eine Stütze, nur in der Milde Ruhm findet; endlich wiederholt ihm beſtändig, daß die Gewalt wohl Sklaven, aber keine Unterthanen macht, und daß ein Fürſt, von Leidenſchaften umgeben, die er nicht beherrſchen kann, beſtändig von Gefahren umgeben iſt.»

Der Kaiſer Severus ſprach zu dem römiſchen Senate: «Ihr klagt über meine Strenge, da Ihr jede Art von Züchtigung verdient. Eine ſanfte Behandlung macht Euch zu Aufrührern; die Güte darf von Euch nur Verrath erwarten.

Uebermüthig gegen die Schwäche, zitternd zu den Füßen der Gewalt, kann Euch nur der Schrecken beherrſchen. Marius und Sylla kannten Euch; ihre gerechten Proſkriptionen allein konnten ihre Macht befeſtigen; Cäſar wollte ſich mild zeigen, und fiel unter Euren Dolchen. Euch ſteht es gut an, das Andenken des Commodus zu brandmarken, Euch, die Ihr ſeinen Raub, ſeine Sklaven, ſeine Buhlerinnen an Euch gekauft; Euch, die Ihr alle ſeine Laſter ohne eine ſeiner guten Eigenſchaften habt; Euch, die Ihr eben erſt den Mord eines wackern Kaiſers unbeſtraft ließet, und Euern Huldigungen an den elenden Käufer des Reichs auf eine feige Weiſe verſchwendet. Gerade weil Commodus Euch behandelt hat, wie Ihr es verdient, ſtimme ich für ſeine Apotheoſe; darum befehle ich ihm göttliche Ehre zu erweiſen.»

Das iſt die Sprache des Tyrannen zu Sklaven, die ihn verdienen.

Es iſt eine gute Sache um eine traurige Erfahrung; ſie macht beſcheidener, mäßiger,

anſpruchloſer. «Was verdanke ich nicht Alles,» ſagt Segur, «der Revolution, in der ich gelebt, und den Zeiten, die auf ſie gefolgt ſind?!» Je länger ich lebe, erfahre und beobachte, deſto mehr verſöhne ich mich mit Octavian Auguſt, dem Erben von Cäſar's großem Reiche, aber nicht von ſeinem großen Geiſte. Ich hätte nie geglaubt, daß ich mich mit dieſem verſchlagenen, heuchleriſchen Charakter je würde verſöhnen können. Was aber wollen, was brauchen unſere Menſchen, ſelbſt die Beſſern und viele von den Beſten? Ruhe, Behaglichkeit, ein gemächliches Daſeyn, Zeitvertreib, eine leere Auszeichnung und höchſtens noch einen Schein von Freiheit. Von ganzem Herzen wollen wir das Domino salvum fac imperatorem ſingen, wenn der Imperator ein Auguſt iſt. Nur vor einem Tiber, Nero, Caligula und Commodus bewahre uns, o Herr! Darin aber liegt es, daß ſolche ganze Ungeheuer auf ein halbes, ſelbſt auf einen Titus und Trajan folgen können. Darum ſind auch Konſtitutionen gut, die das verhindern.

Mich erbauen und erfreuen die Miſſionsberichte, die aus fernen unglücklichen Ländern, wo die Menſchheit noch in ihren Flegel- und Tölpeljahren lebt, von Zeit zu Zeit einlaufen, ganz außerordentlich. Man kann es nicht ohne Theilnahme und Vergnügen ſehen, wie dem ungezogenen jugendlichen Alter voll friſcher Lebensluſt und Lebenskraft die Knixe und Bücklinge unſerer Andacht, die Hofhaltung unſeres Gottesdienſtes, die feinen Redensarten und zierlichen Wendungen unſerer Ziviliſation beigebracht werden. Wahrlich! die einfältigen Leute leben und ſterben, und wiſſen nicht warum; ſie freuen und betrüben ſich, lieben und ſchlafen, eſſen und verdauen, und wiſſen weder wie, noch warum. Armes Geſchlecht, dem unſere Aufklärung fehlt! Bei dem die Menſchen ohne Glückwunſch geboren werden, und ohne Beleidsbezeugung ſterben!

Die Italiener meinen, um Glück in der Welt zu machen, müſſe man etwas närriſch ſeyn (aver un poco di matto). Wirklich ſtehen dem Glücke der Verſtand und die Ehrlichkeit ſehr oft im Wege.

Wer unter den Menſchen ſich geltend machen will, muß ihnen ſchmeicheln, ſie betrügen. Eine gute Doſis Thorheit iſt für ſich und Andere gut; ſie läßt ihren Mann in dieſer Welt nie einſam ſtehen; und auf Schutz und Beförderung darf er hoffen.

Der Ruf gleicht oft den Meeren und Strömen, die leichte, aufgeblähete Gegenſtände ſtolz auf ihrem Rücken tragen, gewichtige aber untergehen laſſen.

Welche Thorheit des thörigten Menſchen, daß er die eigene Freiheit aufgibt, um ſie Andern zu nehmen; daß er ſich ſelbſt zum Sklaven macht, um über Sklaven zu gebieten! Wer ertrüge gleichmüthig den Verluſt eines einflußreichen Plazzes, auch wenn Alter und Schwäche ihn zu den Pflichten und Genüſſen einer ſolchen Stelle unfähig machen!

«Es iſt,» ſagt der Kanzler Bako, «ſehr wichtig für die Häupter der Völker, daß ſie es

verſtehen, die politiſchen Stürme vorauszuſehen und ihnen vorzubeugen; gewöhnlich treten ſie ein, wenn die Stände eines Volkes ſich zur Freiheit neigen, wie die meteorologiſchen Stürme um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche.»

Es gibt keinen unruhigern Neuerer, als die Zeit; ſie ſchafft und zerſtört unaufhaltbar und unwiderſtehlich. Der Menſch, der das Vorübergehende feſthalten und dem Vergänglichen Dauer geben will, wird ſelbſt von ihr verwandelt und umgeſtaltet.

Der Körper hat, wie die Seele, der Staat, wie der Menſch, ſeine Krankheiten, und es gibt für ſie eine Heilkunde; dieſe hat in allen Zweigen ihre Kunſtverſtändigen und ihre Marktſchreier, und jene werden immer weniger Glück machen, als dieſe. Charlatanerie gibt Zutritt zu allem Pöbel, er ſey gemein oder vornehm. In der Religion und Politik, wie in der Medizin, ſpielen die Wunderdoctoren eine große Rolle. Sie

heilen die ſchwerſten Krankheiten und zwar mit den leichteſten Mitteln. Unverſchämtheit und Zuverſicht auf ihrer Seite, und Einfalt und Aberglauben auf der des Volks, ſichert ihnen eine reiche Kundſchaft. Zu Zeiten macht der Zufall eine ihrer Lügen wahr, und dann vergißt man tauſend Lügen über der einen zufälligen Wahrheit; der verwegene Thor wird zum Weiſen, der Quackſalber zum Arzte, der Bonze zum Heiligen und der Kanonengießer zum Staatsmanne. Oft wirken ſie auch das Wunder Mahomet's. Dieſer verſicherte nämlich das Volk, er werde einen Berg zu ſich kommen laſſen, um auf deſſen Spitze Gebete für ſeine gläubigen Anhänger zum Himmel zu ſenden. Das Volk ſtrömt zuſammen, um Zeuge zu ſeyn des unerhörten Wunders. Der Prophet heißt den Berg näher treten. Der Widerſpenſtige will auf den Befehl nicht hören. «Gut,» ſagt Mahomet, im geringſten nicht verlegen, «da der Berg nicht zu mir kommt, ſo gehe ich zu dem Berge.» Dieſer Zug allein beweiſe den großen Mann im Style der Weltgeſchichte, den Klugen und Starken, der zur Ge-

walt über die Einfältigen und Schwachen gebo-ren iſt. Der Unverſchämte, Verwegene unter-jocht die Einfältigen, Leichtgläubigen und Zag-haften, das heißt, neun und neunzig Hundert-theile ſeines Geſchlechts.

Dieſer und Jener.

Jener. Die verdammte Schreiberei. Man wird mit den Leuten nicht fertig. Die Bücher, Broſchüren und Zeitſchriften ſind mit Irrthümern, falſchen Anſichten und verderblichen Grundſätzen angefüllt. Fängt man aber mit dieſem Volke an, dann kommt man nicht zu Ende. Es iſt, als ſtäche man in ein Wespenneſt, oder in einen Bienenkorb. Erdrückt man auch zehn oder zwan-zig von den luſtigen Geſellen, gleich hört und ſieht man ſich von dem ganzen Schwarme um-ſummet, daß man nicht Hände genug hat, das Ungeziefer abzuwehren. Wer will all das liberale Tollhäusler-Gerede widerlegen?

Dieſer. Das ſoll Niemand wollen. Das Widerlegen iſt an ſich ſchon umſtändlich und an

ſich nicht leicht. Als Perikles eines Tags übler Laune war, fragte ihn ſeine Umgebung, was ihm fehle. Ich überlege, erwiederte er, wie ich dem wetterwendiſchen Volke Rechnung ablegen ſoll, und . . . fiel ihm Alcibiades in's Wort, warum überlegſt Du nicht lieber, wie Du dem Volke keine Rechnung ablegſt? — Der Junge hatte es gefunden; Perikles befolgte den Rath und befand ſich gut dabei.

Jener. Dieſer Rath bringt uns nicht weiter.

Dieſer. Doch. Mit dem Widerlegen, ſagen Sie ſelbſt, geht es nicht. Gut! Man muß dafür ſorgen, daß man nichts zu widerlegen hat.

Jener. So! Jetzt fängt es an zu tagen.

Dieſer. Gründe ſind langweilig und überzeugen gewöhnlich nur Den, der ſchon glaubt, was man ihm beweiſen will. Die That iſt ſchlagend, faßlich und ohne Widerſpruch. Wer ſchweigt, ſtimmt ein. Es iſt nicht gerade Weisheit, was die Welt regiert. Die Schule hat noch keinen Herrſcher auf den Thron geſetzt. Ein Wort indeſſen, am rechten Orte und zu rechter Zeit gebraucht, thut Wunder.

Jener. Aber es muß ſich mit dem Worte doch ein Begriff verbinden.

Dieſer. Gerade das Gegentheil, wenn es wirken ſoll. Als die Europäer Bekanntſchaft mit den Wilden machten, erſtaunten ſie über den Muth und die Kühnheit, womit ſie die wildeſten Thiere erlegten. Da gingen einmal Söhne der beiden Welttheile mit einander durch einen dichten Wald, und die Europäer bemerkten, daß die Wilden furchtſam um ſich blickten, und nur zagend ihren Weg fortſetzten. Sie fragten nach der Urſache dieſes auffallenden Benehmens, und erfuhren, daß ſie gerade an der Stelle ſeyen, wo, nach der Ausſage der Zauberer und Prieſter, unſichtbare Tiger und Löwen hauſten. «Wie!» ſagte ein Europäer, «Ihr ſucht die wirklichen Beſtien auf, freuet Euch, ſie im Kampfe zu tödten und fürchtet Euch vor den eingebildeten!» «Ja,» erwiederte ein Wilder, «das iſt was Anders. Vor den Tigern und Löwen, die wir ſehen können, fürchten wir uns nicht; die erlegen wir. Das geht aber mit den unſichtbaren nicht.» — In dieſer Antwort liegt ein tiefer Sinn für Den,

der ſie ganz verſteht. Die Menſchen werden ewig Wilde ſeyn. Bei dem Volke wenigſtens kann man ſich darauf verlaſſen.

Jener. Ich glaubte, Sie ganz zu verſtehen; aber Sie kommen von dem Gegenſtande ab, und werden räthſelhaft.

Dieſer. Sie ſelbſt haben mich davon abgebracht. Ich lenke wieder ein. Worte, wie geſagt, zu ihrer Zeit und an ihrer Stelle, thun Wunder, beſonders wenn ſich zu dem Worte kein Begriff, wenigſtens kein beſtimmter, deutlicher geſellt. Freiheit, Religion, Ketzerei, Civiliſation, Staatswohl, was läßt ſich nicht Alles daraus machen? Iſt es denn ſchon ſo lange, daß die Benennung Ariſtokrat ein Todesurtheil war, das am nächſten Laternenpfahl vollzogen wurde? Der Name Ketzer hat Tauſende und Tauſende auf den Scheiterhaufen gebracht. Dieſer Scheiterhaufen ſteht immer aufgerichtet, weiß man nur das rechte Wort, das ihn in Flammen ſetzt, und ihm ſeine Opfer ſendet. Da liegt der Knoten; und verſteht man ihn zu löſen, dann trägt die sancta simplicitas des Volks das Holz herbei, um ſeine

eigenen Freunde und Beschützer zu verbrennen, selbst auf die Gefahr, am dunkeln Kamin zu erfrieren. Soll ich Beispiele anführen? Die Geschichte liefert sie fast auf jedem Blatte: Socrates, Phocion, die Gracchen, Christus, Johannes Huß, Bailly, Roland und Tausende, die es zu umständlich wäre anzuführen.

Jener. Es ist was Wahres daran. Lösen Sie nun aber auch unsern Knoten.

Dieser. Nichts leichter, findet sich nur der rechte Alexander. Die Zauberformel, die jetzt alle Teufel und Gespenster bannt, die aus der Hölle der Liberalen sich erheben, heißt revolutionär. Die Ketzerei ist veraltet, die Freiheit abgenutzt, die Civilisation das Steckenpferd der Schulfüchse und Schlafmützen, die Religion ein Zankapfel der Theologen, den sich nur einige bekehrungssüchtige Katholiken und Protestanten bei uns noch streitig machen. Das Zeughaus des Staatswohls hat der große Richelieu fast ausgeleert. Aber revolutionär! Fand je ein Baum den nährenden Boden und die günstige

Jahreszeit, dann iſt es dieſer Baum der wahren Erkenntniß in unſerer Zeit. Darum drängen ſich an ihm auch Frucht und Blüthe in bewundernswürdiger Ueppigkeit. Revolutionär iſt jeder Unzufriedene mit dem Beſtehenden. Da gibt es revolutionäres Treiben, revolutionäre Grundſätze und Geſinnungen, und endlich, wo aller Boden weichen will, eine revolutionäre Tendenz. Das wiſſen auch die A und B, die X und Y. Wen haben ſie auf dieſe Weiſe in Deutſchland nicht als verdächtiges Geſindel aufgefangen! Wahrhaftig, man erſtaunt über das geringe Erſtaunen einer abgeſtumpften und gefühlloſen Zeit. Der Spruch des geſcheidten Königs Philipp von Mazedonien behält immer ſeine Kraft: «Nur friſch darauf los verſäumbet; heilt die Wunde auch, dann bleibt die Narbe doch.»

Betrachtet ihn!

Betrachtet ihn recht, dieſen Napoleon, deſſen Bild noch die Welt hier mit Erſtaunen, dort mit Entſetzen erfüllt; ſein wundervolles Le-

den reicht Euch den Schlüssel zu einem großen Geheimnisse, dessen Lösung Europa den Frieden und die Ordnung geben oder nehmen kann ... Wann wird die Welt so einen Riesengeist wiedersehen? Und doch ist er gefallen, und die größten Anstrengungen seines Lebens, an die er seine ganze Thatkraft, die ganze Macht seines Willens setzte, sind spurlos geblieben, und was ihn wohlthätig wirkend überlebt, ist das von ihm kaum beachtete Werk seiner Feierstunden. Seht seinen Fall, und sagt: Was ist des Menschen Streben und Vermögen! Wenig — nichts, wenn sein Ziel nicht mit dem der Menschheit zusammenfällt. Schien Napoleon's Thron nicht fest gegründet? Was hat denn seinen raschen Fall herbeigeführt? Vielleicht war er selbst nicht so groß, wie seine Siege. Vielleicht verstand er seine Zeit nicht ganz, die ihn auf den ersten Thron der Welt erhob. Was konnte er seinem Jahrhunderte und der Nachwelt seyn, wenn er die alten Mißbräuche zerstörte, mit denen Gewalt, Irrthum und Aberglaube die Welt heimgesucht hatten? wenn er die Richtung der Geister, das Streben seines Zeitalters, den

günſtigen Stand der Dinge benutzen wollte, um die Ordnung, den Frieden und den Wohlſtand auf die Freiheit, Aufklärung und Gerechtigkeit zu gründen? Auf dieſem Wege hätte er den ſchönſten Sieg errungen, eine neue Zeitrechnung in der Geſchichte unſeres Welttheils begonnen, und ſein Jahrhundert würde von ihm ſeinen Namen geführt haben, und ſein Andenken von den Völkern der Erde, von Mit- und Nachwelt geſegnet worden ſeyn. Er hat Straßen gebaut und Kanäle angelegt, die ferne Länder verbinden, ewige Zeugen ſeines Genies und ſeiner Macht; ſeine ſiegreichen Waffen haben den franzöſiſchen Namen und den ſeinigen in drei Welttheilen verherrlicht; er hat Brücken über Ströme geſchlagen, Städte gebaut und verſchönert, und Werke der Kunſt, für ſpäte Jahrhunderte noch ein Gegenſtand der Bewunderung, aufgeführt. Aber er achtete die Meinung nicht, der er gebieten wollte, wie ſeinem Heere, und legte den Gedanken in Feſſeln. Er ſchlug ſich zu hoch und die Menſchheit zu tief an, und verkannte ſeine Zeit, und darin liegt die Urſache ſeines Falles.

Indeſſen darf man doch das Große und Herrliche nicht verkennen, das er gethan, und Niemand mag ſagen, welche Ernte der Saamen bringen wird, den er in den Schoos der Zeit gelegt. Selbſt ſein Fall . . . Wer will die Wege der Vorſehung ergründen? Man thut wohl daran, die Geſchichte dieſes außerordentlichen Mannes zu ſtudiren, und ohne Leidenſchaft und vorgefaßte Meinung zu unterſuchen, was ihn ſo hoch gehoben und ſo tief erniedrigt hat. Nicht ihn blos lernt man kennen, ſondern ſich ſelbſt, den Geiſt der Zeit, das Bedürfniß des Jahrhunderts, was man jetzt ſoll, kann und darf.

Die Intoleranz ſtört den Frieden der Familien und Staaten; durch ſie iſt Spanien verarmt, und durch ſie ſchlug Frankreich ſeiner Bevölkerung, ſeinem Gewerbfleiße und Handel tiefe Wunden. Unter den Schritten dieſes Ungeheuers verödeten Länder, da die Freiheit des Glaubens allenthalben Leben und Reichthum ſchafft. Fraget die Geſchichte, ſehet auf die Niederlande, auf

Deutſchland, Italien, England, Irland und die neue Welt! Richtet Eure Blicke auf die Vergangenheit oder Gegenwart! Alles bezeugt die ausgeſprochene Wahrheit. Und was geht dem Staat der Glaube und das Gewiſſen des Menſchen an? Vor ſeinem Gerichtshof gehört doch nur, was den Frieden der Geſellſchaft ſtört. Was hat die andere Welt mit der unſerigen zu ſchaffen? Wer hat in jener etwas zu vergeben oder zu verſagen? Wer? Der Menſch, der von Staub iſt, und dem Irrthume unterworfen? Das Leben dort und unſer Schickſal jenſeits liegt in keines Sterblichen Verfügung, und hier kann nur die Frage davon ſeyn, ob Du ein guter Menſch und Bürger biſt. Welche Verbrechen hätte die Staatsgewalt ſich erſpart, wäre ſie dieſem Grundſatze treu geblieben! Die römiſchen Kaiſer hätten nicht das Blut der Chriſten, Chriſten nicht das Andersglaubender in der alten und neuen Welt vergoſſen. Und doch . . .

Die kleinen Leidenſchaften haben mehr Gewalt über mittelmäßige Menſchen, als große Intereſ-

ſen; da nun die Mittelmäßigkeit das Loos der bei Weitem größeren Mehrheit iſt, ſo läßt ſich begreifen, durch welche Mittel und in welchem Geiſte die Angelegenheiten der Welt, in der Regel, entſchieden werden.

Die Regierungen können ſich die große für ſie ſo wichtige Wahrheit nicht oft genug wiederholen, die im folgenden Worten des Hrn. v. Segur liegt: «Die Opfer, welche die Stärke der Meinung bringt, erregen Begeiſterung und Dankbarkeit; die aber, welche die Furcht der Schwäche entreißt, vermehren das Mißtrauen und vernichten die Achtung.»

Können die Lobredner des Feudalſyſtems läugnen, daß ſich ihr geliebtes Vorbild der Verfaſſungsloſigkeit am längſten und treueſten in dem anarchiſchen, unglücklichen Polen erhalten; in jenem Polen, das untergehen mußte, weil es daſſelbe blieb, da ſich Alles um es verändert hatte? Läßt ſich die Thatſache widerſprechen, daß, mit

dem Falle der Feudalität, die Völker an Freiheit und die Fürſten an Macht gewonnen haben? Den Staat möchte ich ſehen, der ohne dritten Stand, alſo ohne Gewerbfleiß und Handel, und folglich ohne Finanzen, jetzt noch etwas bedeuten wollte.

Alle Leidenſchaftlichkeit iſt ungerecht, im Haſſe wie in der Begeiſterung; was ihr dient, nennt ſie unſchuldig, lobenswerth; was ihr entgegen iſt, verbrecheriſch und ſtrafbar. In ſtürmiſchen Zeiten wird Mäßigung in den Augen der Parteimenſchen zum Vergehen, und vor dem Richterſtuhle der Nachwelt erſt wieder zur Tugend.

Haß und Liebe ſind Springfedern eines kräftigen Gemüthes und gehören zu ſeinem kräftigen Leben. Nur wo der Gegenſtand ihrer unwürdig, oder ſie ſelbſtſüchtig und ausſchließlich werden, erniedrigen und entſtellen ſie.

Segur der ältere, ein eben so geschätzter Staatsmann, als Geschichtschreiber, sagt sehr wahr: «Eine legitime Regierung, die schon lange besteht, wird allein durch ihre eigenen Fehler gestürzt. Sie muß deren, ehe sie fällt, selbst sehr große begangen haben; denn die Gewalt und das Ansehen, die sie besitzt, geben ihr zahllose Mittel, dem Aufstande vorzubeugen, oder ihn zu unterdrücken; und in dieser Art Krieg allein ist die Vertheidigung viel leichter, als der Angriff. Beobachtet man den Charakter der Fürsten, die ihre Gewalt durch Revolutionen verloren haben, dann wird man bei ihnen immer einen ungeschickten Stolz, der erbittert, eine halbe Energie, die zum Aufstande reizt, eine Schwäche, durch die er gelingt, und eine Neigung zur Rache finden, an der jedes Mittel der Versöhnung scheitert. In jedem Lande bilden die Menschen, welche Unruhen wollen, die Minderzahl; die Mehrheit will Ordnung und Frieden; sie erträgt lange die Ungerechtigkeit, um die Ruhe zu erhalten, und die Regierung muß viele Fehler begehen, bis sie die Gemüther der friedlichen Mehrzahl in Gährung bringt.

Eine geſetzloſe Freiheit iſt ſo ſchwach, als eine geſetzloſe Gewalt, und die Anarchie und der Deſpotism würdigen das menſchliche Geſchlecht auf gleiche Weiſe herab. Die Energie, welche die Freiheit erringt, wird verderblich ohne die Weisheit, die ſie erhält.

Der Ehrgeiz des Ruhmes macht ſich bewundert oder beliebt, der Ehrzeiz der Gewalt kann ſich nur verhaßt oder gefürchtet machen.

Nehmt den meiſten unſerer Menſchen Geburt, Rang, Titel, Ordenszeichen, geborgtes Wiſſen und angelernte Höflichkeit, was bleibt ihnen? Ihr könnt es erfahren, wenn ihr es wie Cimon machen wollt. Der athenienſiſche Feldherr hatte nämlich eine große Anzahl Perſer als Gefangene. Er ließ ihnen die Kleider ausziehen, und ſtellte dieſe auf der einen Seite, auf der andern die Menſchen zum Verkaufe aus. Die Kleider waren prächtig und die Käufer drängten ſich; die nakten Leute aber wollte Niemand.

Der Menſch ſcheint geboren, um nach Allem zu ſtreben und nichts zu erreichen, beſtändig zu gehen, und bei keinem Ziele einzutreffen

---

Um die wichtigſten Ereigniſſe der Weltgeſchichte bei Ehren zu erhalten, iſt es gut, wenn ihre Urſachen verborgen bleiben.

Ihr klagt über die Leidenſchaften; ſie zerſtören allerdings, aber ſie bauen auch, und Beides gehört zum Gange unſerer Welt. Herrſchte bloß die Vernunft, dann wäre unſer Leben und die Geſchichte leer. Die Schiffer meiden die Meere, wo ewige Stille herrſcht, und wünſchen ſich Wind, ſelbſt auf die Gefahr, daß er bis zum Sturme ſteigt. Man hat Unrecht, den Weg, der nicht zum Ziele führt, für einen verlorenen zu halten. Man ſucht und findet, wenn auch nicht das Geſuchte, doch oft etwas Anderes, und nicht ſelten etwas Beſſeres. Alle Wiſſenſchaften haben ihre Schimären, denen ſie nachjagen, ohne ſie zu erreichen; aber auf dem Wege dahin finden ſich

andere Kenntniſſe, die nützlich ſind. Die Chemie hat ihren Stein der Weiſen, die Geometrie die Quadratur des Zirkels, die Mechanik ihr perpetuum mobile, die Metaphyſik und die Politik ihre Goldmacherkunſt, die Quadratur des Zirkels und das perpetuum mobile zugleich. Viele Liberale ſuchen, wie die Serviſen, in der Staatskunſt nach ſolchen Dingen, die nicht zu finden ſind. Man findet freilich das Alles nicht, aber doch iſt es gut, wenn man es ſucht. Eine gänzliche Uneigennützigkeit, eine vollkommene Freundſchaft oder Liebe ſind Schimären, und doch iſt es ſehr gut, nach ihnen zu ſtreben, obgleich man ſie nicht erreicht. Indem man ſich um ſie bemüht, erwirbt man ſie zum Theil oder andere Tugenden. Mancher Chemiker, der den Stein der Weiſen geſucht, hat die Wiſſenſchaft mit einer Entdeckung bereichert, die ſelbſt wichtiger iſt, als die Goldmacherkunſt.

Jede Macht, die ſich nicht auf das Geſetz ſtützt, ſondern auf die Gewalt, wird von dieſer

endlich zerſtört; und in den alten Zeiten ſah man die Prätorianer den Thron nehmen und geben, wie in den neuern die Janitſcharen und Strelitzen über die Reiche verfügten.

Keine Zeit konnte der Einführung des Chriſtenthums günſtiger ſeyn, als die der Tyrannei Tiber's und Caligula's; wenn der Menſch auf Erden hülflos trauert, richtet er ſeinen Blick voll Hoffnung und Sehnſucht gegen den Himmel.

Die ganze Geſchichte gibt den Machthabern die Lehre, daß ein Volk jede Art von Druck und Laſt leichter als Erniedrigung erträgt.

Das Unglück einer ſchlechten Zeit liegt nicht gerade darin, daß die Menſchen böſe ſind, ſondern daß ſie weder böſe noch gut und dieſes oder jenes nach Umſtänden ſind. Das Schlechte, das Wenige erſinnen und Einige ausführen, wird vom Allen geduldet.

Je weniger Aufrichtigkeit in den Geſinnungen der Untergebenen, deſto mehr Uebertreibung in denſelben. Dieſe Bemerkung macht Tacitus, da er von dem römiſchen Senate und dem Volke unter den Kaiſern ſpricht. An Uebertreibung hat man es in unſern Tagen von vielen Seiten auch nicht fehlen laſſen; wie es wohl mit der Aufrichtigkeit ſteht? Es iſt oft geſagt worden, aber man kann es nicht zu oft ſagen: Ohne Sitten ſind politiſche Inſtitutionen unwirkſam; die liberalſten dienen, in einer verdorbenen Zeit, nur dazu, der Tyrannei das Anſehen und die Kraft der Geſetzmäßigkeit zu geben.

Die Strenge der Regierungen macht einigen Verbrechern und Konſpiratoren, der Edelmuth großherziger Regenten aber den Verbrechen und Konſpirationen ein Ende.

Selbſt unter dem aufgeklärten und wohlwollenden Kaiſer Trajan wurden die Chriſten angeklagt, «ſie ſtrebten, durch einen Geiſt des

Aufruhrs getrieben, den Thron und die Altäre zu stürzen, und, durch ein System von Anarchie geleitet, die Gleichheit auf den Trümmern aller Institutionen zu begründen,» und selbst Trajan schenkte dieser Anklage Glauben. Wie ähnlich sehen sich die traurigen Zeiten des zweiten und des neunzehnten Jahrhunderts, und man kann sagen aller Jahrhunderte!

Kleine Ursachen großer Wirkungen.

Kleine Ursachen, sagt man, haben oft große Wirkungen, und dies ist besonders bei Hof- und Staatsangelegenheiten wahr. Wenn die Geschichte uns immer den Grund eines jeden Ereignisses, und die erste Veranlassung einer jeden welthistorischen Handlung angeben könnte, dann würde sie freilich viel von ihrem hohen Ernste verlieren, dabei aber unendlich viel an Interesse und Wahrheit gewinnen. Wem es gegeben wäre, eine Genealogie der großen Ereignisse und Weltbegebenheiten zu schreiben, dem verdankten wir erst eine wirkliche und wahre Geschichte, nicht

einen Roman, den man glaubt, weil man über deſſen Inhalt übereingekommen iſt. Wie viele ahnenſtolze Thaten von gemeiner Abkunft würden wir ſehen, wie viele Vornehme, die man über ihre Eltern getäuſcht hat, denen Geburt und Rang gegeben werden, da ſie doch dem Pöbel angehörten! Zſchokke hat, unter vielem Lehrreichen und Schönen, auch eine niedliche Erzählung geſchrieben, über die Frage: Wer regiert? Alle Welt glaubt, die ſchwere Hand des Schickſals leite, ordne oder verwirre die Angelegenheiten des Reichs, und beſtimme ſein Loos, und die ernſten Parzen ſpännen den Faden des Verhängniſſes von Staaten und Menſchen; und doch iſt es nur das leichte Händchen, es ſind nur die zarten Finger eines hübſchen Mädchens, mit dem viele Kammermädchen ſich meſſen dürfen. Ich geſtehe aufrichtig, daß mir eine treue Geſchichte der einflußreichen Kammermädchen und Kammerdiener, und der Günſtlinge und Mätreſſen mit Kammerdiener- und Kammermädchen-Seelen lieber wäre, als der berühmte discours sur l'histoire uni-

verselle des großen Boſſuet, den ich übrigens ſehr hoch ſchätze.

Ludwig XIV. ließ Trianon bauen; Louvois, der, nach Colbert, die Aufſicht über die königlichen Gebäude führte, begleitete den König, der ſich bei dieſen Arbeiten unterhielt. Ludwig bemerkte, daß ein Fenſter ſchmäler war, als die übrigen, und ſagte es Louvois; dieſer gab es nicht zu, und widerſprach dem Könige, der auf ſeiner Meinung beſtand. Des Streites endlich müde, ließ er die Fenſter meſſen, und es fand ſich, daß er Recht hatte. Durch den Widerſpruch des Miniſters aufgebracht, behandelte er denſelben, in Gegenwart der Arbeiter, etwas hart. Der hochfahrende Louvois, durch dieſe Demüthigung tief gekränkt, mußte die Wuth in ſeinem Innern verſchließen, bis er ihr bei ſeinen Vertrauten, den beiden Colbert, Villacerf und Saint-Pouange, Tilladet und Rogent Luft machen konnte: «Ich bin verloren,» rief er, «wenn ich einen Menſchen nicht zu beſchäftigen weiß, der ſich über Armſeligkeiten ereifert! Nur der Krieg kann ihn von ſeinem

Bauweſen abbringen; und, bei Gott! er ſoll ihn haben, weil er, oder ich, ihn brauchen.»

Louvois hielt Wort; er verwickelte den König in endloſe ſchreckliche Kriege, die Europa mit Verwüſtung erfüllten, und Frankreich an den Rand des Verderbens brachten.

Diokletian tadelte Conſtantius, daß er ſich nicht einen Schatz häufe, durch den er ſich in den Stand geſetzt ſehe, die Koſten groſſer Unternehmungen zu beſtreiten. Conſtantius ſchrieb an die vorzüglichſten Städte und die reichſten Perſonen ſeiner Staaten, daß er Geld nöthig habe. Das Wort eines geliebten Fürſten thut Wunder. Es ſtrömten ihm von allen Seiten unermeßliche Summen zu. Der weiſe und milde Beherrſcher ließ die Abgeordneten Diokletian's vor ſich kommen, und zeigte ihnen die eingegangenen Schätze mit den Worten: «Ihr ſeht hier meine Reichthümer; ich hatte ſie in die Hände meiner Unterthanen niedergelegt. Wiſſet, daß der unerſchöpfliche Schatz eines Fürſten die Liebe der Völker iſt.»

Ein vorzüglicher Geſchichtſchreiber ſagt von Conſtantin dem Großen: «Er beraubte die Senatoren ihres Anſehens und ihrer Würde, und machte ſie zu dekorirten Sklaven, wie ſeine Günſtlinge und Miniſter zu Vezirен, ſetzte an die Stelle der Bürgerkrone und der beſcheidenen Auszeichnungen des Verdienſtes um den Staat die ſtolzen Benennungen Herzog und Graf und die kindiſchen Titel nobilissimus, eminentissimus, serenissimus. Er begünſtigte die Irrthümer, die der Ehrgeiz und die Heuchelei der Menſchen in einen Glauben zu bringen ſuchten, deſſen Grundlagen Einfachheit, Demuth und evangeliſche Milde ſind. Er vollendete durch einen aſiatiſchen Luxus den Verfall der Sitten, der Induſtrie und der Bevölkerung, und führte endlich auf den Trümmern einer beſchränkten Monarchie den Despotis'm auf, deſſen trügeriſche Größe, erniedrigende Maximen, blinde Vorurtheile und engherzige Anſichten ſeitdem ſo viele verderbliche Geſetzgebungen, ſo viele ſchwache und barbariſche Regierungen erzeugten, und ſo viele Geſchlechter in die Finſterniß ſtürzten.

Er opferte das Wohl des Reichs der Sicherheit ſeines Beherrſchers, und grub um ſeinen Thron, um ihn zu ſchützen, einen Abgrund, in dem ganz Rom und ſein alter Ruhm verſchwanden.»

Der Geſchichtſchreiber, der dies ſchrieb, iſt ſelbſt von gutem Adel und kein neidiſcher Plebejer.

Einiges von de Lamartine.

Die Rede, welche Herr de Lamartine, bei ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie, am 1ſten April 1830, gehalten, zeichnet ſich eben ſo ſehr durch den eigenthümlichen Ausdruck eines tiefen Gefühls, als eines hohen Gedankens aus. Man erkennt in ihr den Verfaſſer der méditations poétiques, die ſo viel Schönes und Wahres darbieten. De Lamartine gehört zu den Menſchen, deren Geiſt die theuerſten und erhabenſten Wahrheiten aus dem Gemüthe ſchöpft. Daher der unwiderſtehliche Zauber, der die Phantaſie gewinnt und das Gefühl beſticht, ehe der Verſtand noch den ganzen Gehalt des Gedankens erforſcht, oder die Umriſſe des Bildes genau er-

kannt hat. Ich möchte nicht immer für die Aeuſſerungen des Verfaſſers einſtehen, die oft mehr glänzend als wahr, und mehr blendend als ſchön ſind; aber immer bleibt er anziehend und auch im Irrthume belehrend. Die romantiſche Malerei der neuern Zeit ſcheint gegen die klaſſiſche Plaſtik des Alterthums auch in Frankreich mehr Boden zu gewinnen; und es iſt bemerkenswerth, daß die Rede des Hrn. de Lamartine in der franzöſiſchen Akademie nicht nur ohne Tadel, ſondern ſogar mit Beifall gehört worden. Er ging auf dem Wege, den Chateaubriand ſo glücklich eingeſchlagen, bedeutend weiter, blieb aber hinter dieſem vielleicht eben ſo weit zurück.

Die Rede, von welcher wir hier Auszüge mittheilen, iſt in Deutſchland wenig bekannt geworden, und hat auch für uns, der lokalen und perſönlichen Beziehungen wegen, das Intereſſe nicht, wie für die Franzoſen. Da ſie indeſſen manche Gedanken enthält, die ſich von dem Ganzen trennen laſſen, ohne dadurch zu verlieren, und mir der Ueberſetzung werth ſchienen, ſo theile ich ſie hier mit. Ich habe ihnen, nach der Verſchieden-

heit ihres Gegenſtandes, verſchiedene Aufſchriften gegeben.

Die Revolution.

Es gibt ſeltene Epochen in der Geſchichte der Völker, in welchen die aufgelöſ'te Geſellſchaft nichts mehr, und der Menſch Alles iſt; Epochen, verderblich für die Welt, glorreich für die Einzelnen, eine Zeit der Stürme, die dem Charakter Feſtigkeit geben, wenn ſie ihn nicht brechen, die den Menſchen erheben, wenn ſie ihn nicht niederwerfen. In den Tagen der Ordnung und des Herkommens iſt der Schauplatz für Jeden beſchränkt, die Bahn vorgezeichnet und ſein Leben voraus beſtimmt. Die Geburt weiſet uns den Stand an, für den wir, durch Glück und Vermögen, berufen ſind. Die Geſellſchaft drängt ihre Reihen rechts und links. Man muß ſeinem Vorgänger folgen, von Denen fortgeſchoben, die uns auf der ausgetretenen Bahn der geſellſchaftlichen Ordnung nachkommen; wir wandeln ſie, dieſe Bahn, mit mehr oder weniger Feſtigkeit, je nachdem die Natur uns mit mehr oder weni-

ger Kraft ausgerüſtet hat, und langen ſo am Ziele an; verdienen wir es, dann nennt man unſern Namen; mit zwei Worten ſind wir gezeichnet. Das iſt die Seite unſeres Lebens in dem Buche des Jahrhunderts. Verändert den Namen, und dieſelbe Seite iſt die Geſchichte hundert Anderer. Aber in dem ungeregelten und blutigen Drama des Falles oder der Wiedergeburt von Reichen, wenn die alte Ordnung untergegangen und die neue noch nicht entſtanden iſt, in dieſen großen und furchtbaren Zwiſchenregierungen der Vernunft und des Rechts, die der Gedanke nicht zu beſchauen wagt, und über die ſelbſt die Geſchichte einen Schleier wirft, aus Furcht, die Menſchheit möge bei ihrem Erwachen erröthen, da iſt Alles anders. Jeder nimmt auf der Bahn ſeinen Platz; die Menſchen ſind keine Schauſpieler mehr; ſie ſind Menſchen; ſie treten einander entgegen, meſſen ſich Mann gegen Mann, reden nicht die konventionelle Sprache ihrer Rollen, ſondern die natürliche, wie ſie ihnen die Macht der Intereſſen, der Noth, die Stärke der Leidenſchaften und die Heftigkeit der Begierden

eingibt. Heldenmuth, Niederträchtigkeit, Talent, Genie, ſelbſt Dummheit, Alles dient; jede Art Waffen iſt gut. Alles hat ſein Reich, ſeinen Einfluß, ſeinen Tag; Einer fällt, weil er den Andern trägt, Keiner iſt an ſeiner Stelle, oder bleibt wenigſtens nicht daran. Derſelbe Menſch, durch die unſteten Wogen des Volksſtromes gehoben, kommt in die verſchiedenſten Lagen, gelangt zu den entgegengeſetzteſten Stellen; das Glück ſpielt mit dem Talente, wie mit den Charaktern. Da braucht man Reden für die öffentlichen Plätze, Pläne für die Rathsverſammlungen, Hymnen für die Triumphe, Einſicht für die Geſetzgebung, gewandte Hände, um Gold aufzuhäufen, reine Hände, um es zu bewahren.

Horaz.

Um von der Ausgelaſſenheit wieder zur Freiheit zu gelangen, haben die Völker nur einen Weg: den der Tyrannei. Die Zeit, in welche bei uns dieſer Uebergang fiel, glich der Auguſt's; Europa kam eben aus den ſchweren Prüfungen einer Revolution, die es noch nicht begriff; man

mußte die Augen von einer Vergangenheit wenden, die Blut und Schmutz entstellte; über nichts erstaunen — nil admirari — weder über den Wechsel der Herren, noch über den der Rollen, weder über das Murren, noch über die Schmeicheleien, oder die Kriecherei der Menge; man mußte über Alles weggleiten, um an Nichts anzustoßen; auf die Dinge nur einen oberflächlichen und verschmähenden Blick werfen, um nicht zum Abscheu oder zur Verachtung zu gelangen, und den Menschen jene sorgenlose und leichtfertige Weisheit, jenen Epikurism der Vernunft predigen, der die Sklaverei ohne Gewissensbisse und die Tyrannei ohne Argwohn läßt, der an Allem durch das leichte Lächeln der Ironie sich rächt, die Gleichgültigkeit unterhält, die Schwäche tröstet, die Feigheit entschuldigt, und in den das Laster sich so gut wie die Tugend zu finden weiß. So war Horaz, der Freund des Brutus, der Freund Mäcen's, der bei Philippi seinen Schild wegwirft, und die stoische Festigkeit, den justum tenacem besingt, zwischen die Annehmlichkeiten von Tibur und die Gefälligkeiten von Rom

getheilt. Ein ſolcher Dichter mußte einer ſolchen Zeit gefallen; die Gewalt, voll Mißtrauen und Beſorgniß, mußte mit einer geheimen Freude ſehen, wie ſich der Geiſt von ſtarken Gedanken und ernſten Entſchlüſſen abwendete, und ſich zu jener gefälligen und weichlichen Philoſophie hinneigte, die das Schickſal ertragen und über die Menſchen lachen lehrt. Die Tyrannen und ſelbſt die Völker, die eben ſo gierig nach Schmeicheleien wie die Tyrannen ſind, haben die Dichter dieſer Schule ſtets geliebt. Für ſie thun ſich keine Kerker von Ferrara auf, erheben ſich keine Blutgerüſte wie für Roucher und Andreas Chenier; für ſie hat Syrakus keine Steingruben und Florenz keine Verbannungsbefehle. Sie ſingen, von den ſorgenloſen Grazien gekrönt, bei den Feſtgelagen der Herren der Welt, wie bei den Saturnalien des Volks; eine geheime Sympathie feſſelt ſie an jede Tyrannei; denn dieſe Dichter verweichlichen die Menſchen, während die Sophiſten ſie verderben und die Tyrannen ſie feſſeln.

Ueberſetzung.

Niemand wird überſetzt: die Individualität der Sprache, des Styls iſt ſo wenig mittheilbar, als jede andere Individualität. Der Gedanke läßt ſich höchſtens aus einer Sprache in die andere übertragen; aber die Form des Gedankens, ſeine Farbe, ſeine Harmonie entgehen; und wer mag ſagen, was die Form dem Gedanken, die Farbe dem Bilde iſt? Aber was man zu überſetzen meint, iſt nicht einmal ein Gedanke; iſt es nur ein flüchtiger Eindruck, ein unvollendeter Traum der Einbildungskraft oder der Seele des Dichters, ein unbeſtimmter unartikulirter Laut ſeiner Leyer, eine leichte Grazie ſeines Geiſtes, die ſich nicht ergreifen läßt, was bleibt es dann unter der Hand des Ueberſetzers? Einige leere und plumpe Worte, jene Münzen von einem matten und ſchweren Metalle, gegen die Ihr die goldnen Drachmen von glänzendem Gepräge verlauſcht; und dann findet ſich in der Poeſie einer andern Zeit immer ein ſchon abgeſtorbener Theil, ein Sinn dieſer Zeit, ihrer Sitten, ihrer Lokalitäten, ihrer Meinungen und ihrer religiöſen

Stimmung, den wir nicht mehr faſſen, und der uns nicht mehr anſpricht! Nehmt einer Poeſie die Zeit, der ſie angehört, ihren Glauben, ihre Eigenthümlichkeit und Originalität, was bleibt? Was von einem Götterbilde bleibt, aus dem die Gottheit gewichen, ein Stück Marmor, das mehr oder weniger gut gearbeitet iſt! Die Revolution, welche das Chriſtenthum in der Poeſie hervorbringen mußte, dieſe Revolution, deren Fortſchritte in Dante, Milton, Taſſo, Petrarka, in der Athalia*) bemerkbar ſind, hat langſam auf uns gewirkt. Unſere Herzen waren Chriſten, unſere Lippen Heiden; daher Kälte und Mißſtimmung zwiſchen unſerer Poeſie und dem menſchlichen Herzen; aber dieſe Revolution zeigt ſich endlich; ſie entfernt uns von einer Muſe ohne Individualität, von einer Philoſophie ohne Hoffnung und Regel, von einer Mythologie ohne Glauben; ſie fordert von uns etwas Ernſtes und Geheimnißvolles, wie die menſchliche

*) Die Deutſchen, und ſelbſt unſern Klopſtock kennt Hr. de Lamartine nicht.

Beſtimmung, etwas Erhabenes, wie unſere Hoffnungen, etwas Unbegrenztes, wie unſere Wünſche, etwas Strenges, wie unſere Pflichten, etwas Tiefes und Zärtliches, wie unſere Gedanken und Neigungen! ſie verlangt von uns, was der Vater aller neuen Poeſie ſo gut bezeichnet hat: Il parlar che nell' anima si sente! Dieſe Sprache, die man verſteht, die man ſpricht, die in der menſchlichen Seele wiederklingt, das lebendige Echo unſerer innigſten Gefühle! die Melodie unſeres Gedankens!

Oppoſition.

Jede Oppoſition iſt achtungswerth, meint ſie es nur aufrichtig und verfährt ehrlich. Wir ſollen nicht Meinungen richten; Meinungen haben keinen andern Richter, als das Gewiſſen und die Zeit. Wie die verſchiedenen Arten von Glauben, die ihre Altäre in demſelben Tempel haben, ſo müſſen wir ſie alle achten, ohne ſie eben zu theilen, und ſie zu verſtehen ſuchen, ohne ſie anzunehmen.

Die jüngſte Vergangenheit.

Sind die Leidenſchaften und Meinungen, welche die Zeit erzeugt hat, mit dem Staube der erloſchenen Generationen begraben; ſind die Liebe und der Haß, das Andenken an Wohlthat oder Beleidigung in dem Herzen der neuen Menſchen erſtorben, dann erhebt ſich die Nachwelt und richtet. Die Stunde iſt für jenen großen Ruf des achtzehnten Jahrhunderts gekommen, dieſes Jahrhunderts, das, in der Verderbniß der Regentſchaft geboren, unter dem Schutze einer Regierung aufwuchs, die an ſich ſelbſt zur Verrätherin geworden; das mit den Waffen der Sophiſterei, wie mit denen der Vernunft ſpielte, die Grundpfeiler aller Inſtitutionen untergrub, ehe es dieſelben geſtürzt hatte; das auf die Reden ſeiner Dichter und Weiſen, ſich mit dem ganzen Wahnſinne der Hoffnung berauſchend, einſchlummerte, und unter dem Krachen ſeiner zuſammenſtürzenden Inſtitutionen, bei dem Leuchten des auflodernden Brandes, unter dem Geſchrei ſeiner Schlachtopfer und ſeiner Henker erwachte. Sein Name, den wir noch ſuchen, wird ſchwer zu finden ſeyn.

Von ſeiner Geburt bis zu ſeinem Hinſcheiden iſt von Allem in ihm, von Mitleid bis zum Entſetzen, von der Bewunderung bis zur Verachtung. Mit welchem Namen aber auch die künftigen Geſchlechter es unter den Jahrhunderten ruhm- oder ſchmachvoll bezeichnen, wir können hier, ohne Furcht, daß uns die Zukunft Lügen ſtrafen werde, ſagen: Es war kein Jahrhundert des Denkens, ſondern des Handelns. Die ſpöttelnde Philoſophie machte in ihm keinen jener unermeßlichen Fortſchritte, die den menſchlichen Verſtand unter einen neuen Geſichtskreis bringen; die Künſte waren nicht von Begeiſterung beſeelt, denn ſie richteten ihre Blicke nie gegen den Himmel, von dem alle Begeiſterung kommt; die Dichtkunſt vernachläßigte ihre Leyer, um nach einem froſtigen Pinſel zu greifen; ſie erſtickte auf ihren Lippen den großen Namen, den Namen Gottes, der wenigſtens in dem Gemüthe der Dichter, den beſeelten Werkzeugen des großen Konzertes der Schöpfung, wiederklingen muß! Die Wiſſenſchaft allein machte Fortſchritte, weil die Wiſſenſchaft von Thatſachen und nicht von Ideen lebt; die

Beredtſamkeit allein war ſtark, weil die Beredtſamkeit noch Handlung iſt. In ihm vernimmt man die Stimme Mirabeau's, aber von der Tribune herab; Mirabeau, einer jener rieſenhaften Menſchen, die ſich bei dem Sturze der Reiche zeigen, und, wie Samſon, allein die Pfeiler des Gebäudes nach Gefallen aufrecht halten, oder in ihrem Falle mit ſich niederwerfen zu können ſcheinen. Aber Mirabeau ſelbſt würde in ihm nur ein gemeiner Name ſeyn, wäre er nicht der erſte Redner und Tribun geweſen. Und wir, die wir die Anderen richten, werden bald ſelbſt gerichtet werden; bald wird eine unparteiiſche Zukunft unſere Anſprüche auf dieſen Theil des Ruhmes zu ſehen verlangen, Anſprüche, die wir für unermeßlich halten, und über deren Gültigkeit ſie allein erkennen wird; bald wird ſie das furchtbare Verzeichniß unſerer Meinungen aufſtellen, die wir Grundſätze nennen; unſerer vorgefaßten Anſichten, die wir Gerechtigkeit heißen; unſeres lärmenden Geräuſches, das wir für Ruhm halten. Und ſchon richten wir uns ſelbſt; ſchon ſprechen wir, indem wir unſere Vorurtheile als

Schiedsrichter anrufen, unſeren Neigungen das Erkenntniß übertragen, nach den Eingebungen unſerer noch heiß glühenden Leidenſchaften, die Apotheoſe oder das Verdammungsurtheil über ein Jahrhundert aus, von dem wir nur die blutige Morgenröthe geſehen haben, eines Jahrhunderts der Finſterniß für Dieſe, und des Lichtes für Jene, eines Jahrhunderts, deſſen Charakter noch nicht entſchieden iſt. Theilen wir weder dieſe Verachtung, noch dieſen Stolz! Glauben wir ja nicht, jene Wahrheit, die allen Zeiten und allen Menſchen angehört, habe die abgewartet, in der wir leben, um wolkenlos über unſerer Wiege aufzugehen! Vergeſſen wir nicht, daß jede Wahrheit Tochter einer andern iſt, Tochter der Zeit, wie die Weiſen ſagten, und daß die ganze Civiliſation an jener Kette von Ueberlieferungen hängt, wovon die goldne Kette, welche die Welt trug, nur ein glänzendes Bild war. Aber verleumden wir uns auch nicht ſelbſt! Der Tag der Gerechtigkeit wird bald genug erſcheinen! Bald genug wird die Nachwelt, indem ſie uns auf der Waagſchale prüft, ſagen: Sie wa-

ren — was wir wirklich ſind — die Menſchen zweier Zeiten in einem Jahrhunderte des Ueberganges aus einer in die andere.

Richtet ſich mein Blick auf das aufblühende Geſchlecht, dann ſage ich mit einer innigen, mächtigen Ueberzeugung, ſollte man mich auch beſchuldigen, ich übertreibe die Hoffnung und ſchmeichele der Zukunft: Glücklich, ſage ich, Die, ſo nach uns kommen! Alles verkündet für ſie ein großes Jahrhundert, eine der bezeichnenden Epochen der Menſchheit. Der Strom iſt über ſeinen ſchäumenden Fall gekommen, die Gewäſſer beruhigen ſich, ihr Braußen entfernt ſich, der menſchliche Geiſt geht frei und ſtark auf einer breiten Bahn; er hat nur noch ſein eigenes Uebermaaß zu fürchten; nur der Staub, den er ſelbſt aufregt, kann ihn beſchmutzen. Eine reine Abſicht leitet ihn; ein glühender Durſt nach Vollkommenheit, nach Sittlichkeit und Wahrheit verzehrt ihn; ein neuer Sinn, ein heilſamer oder verderblicher Sinn ward ihm gegeben, um ihn zu ſtillen. Dieſer Sinn, welcher der Menſchheit in ihrem Alter aufgethan ward, um ſie zu tröſten und zu ver-

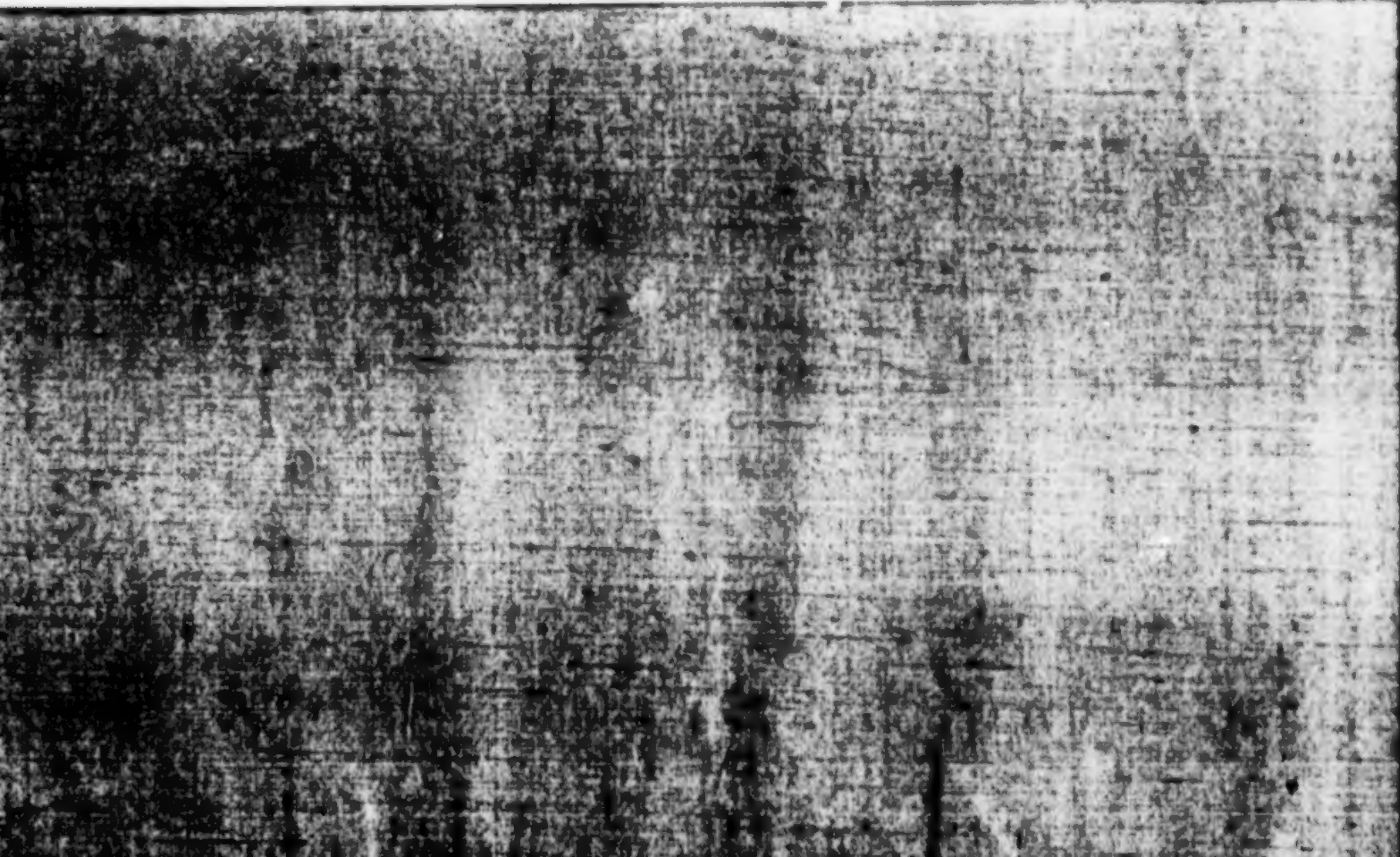
jüngen, iſt die Preſſe; dieſes neue Vermögen, das ſich nicht kennt, erſchrickt noch vor ſich ſelbſt; es bringt in eine ganz fertige Civiliſation dieſelbe Verwirrung, welche ein Sinn mehr Anfangs in der menſchlichen Organiſation verurſachen würde. Aber die Zeit, ſeine eigenen Verirrungen, die einzige unfehlbare Probe der Geſetzgebungen werden den Gebrauch deſſelben ordnen, ohne ſeine Vortheile zu entziehen; und welches auch der furchtbare Zweifel ſeyn mag, mit dem die Preſſe ſelbſt die Beherzteſten quält, ſo kann ich doch unmöglich glauben, daß wir einer Macht, mit der die Vorſehung, die edelmüthiger und ſcharfſichtiger iſt, als wir, den Gedanken des Menſchen bereichert hat, fluchen, eine ihrer ſchönſten Gaben verſchmähen, und ihre Wohlthat abweiſen ſollen.

Die Zukunft.

Die Politik iſt nicht mehr jene ſchmähliche Kunſt des Betrugs und der Herabwürdigung, um zu unterjochen. Auch in ſie hat das Chriſtenthum einen göttlichen Keim von Sittlichkeit,

Gleichheit und Tugend gelegt, zu deſſen Entwikkelung Jahrhunderte gehörten. Man ſieht ihn immer mehr aufſprießen, genährt durch die Seufzer der Völker und das Wohlwollen guter Könige, eine belebende Kraft des menſchlichen Geſchlechts, ſtets beſtritten und nie erſtickt. Schon offenbart ſie der freundliche Genius Fenelon's der Gewalt als das heilige Geſetz der politiſchen Nächſtenliebe, als das Evangelium der Könige. Sie überlebt die Gewaltthat des Despotismus wie die Saturnalien der Anarchie; ſie ſiegt über die Schwachen, die ſie läugnen, wie über die Unſinnigen, die ſie entheiligen. Die Moral, die Vernunft und die Freiheit erheben ſich endlich aus der unbeſtimmten Leere der Theorien, ſuchen eine feſte Geſtalt zu gewinnen, und nehmen in Inſtitutionen, durch welche die Ordnung und die Freiheit ſich verbürgen, in denen die Monarchie, die ſie ſchützt, allein durch den Titel, den wir für ſie anſprechen als die Vormünderin der Rechte und der Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts, ſich in unſern Augen erhebt, ein Leben und einen Körper an.

Das sind die Erstlinge des Jahrhunderts, das sich vor uns aufthut. Vergißt es die blutigen Lehren der Vergangenheit nicht, ist es der Anarchie und der Knechtschaft eingedenk, dieser beiden Rachegeister, die, zu ihrer Bestrafung, nur die Fehler der Könige und die Ausschweifungen der Völker erwarten; verlangt es von den menschlichen Institutionen nicht mehr, als die Unvollkommenheit unserer Natur zu leisten im Stande ist, dann wird es seine ruhmvolle Bestimmung erfüllen; es wird dem ahnenden Vorgefühl entsprechen, mit dem Menschen, voll freudiger Hoffnung, es jetzt schon begrüßen.

Druckfehler.

Seite 227. Zeile 9 statt: Gottes, der Liebe lese man: Gottes der Liebe.
— 229. — 8 von unten statt: Hoppes lese man: Hobbes.
— 253. — 4 von oben statt: befreundet, anspricht lese man: befreundet anspricht.
— 307. — 1 von oben statt: Bonille lese man: Bouille.
— 320. — 3 von unten statt: Kraut und Kartoffelfelder lese man: Kraut- und Kartoffelfelder.
— 355. — 7 von oben statt: Nichtthuns lese man: Nichtsthuns.